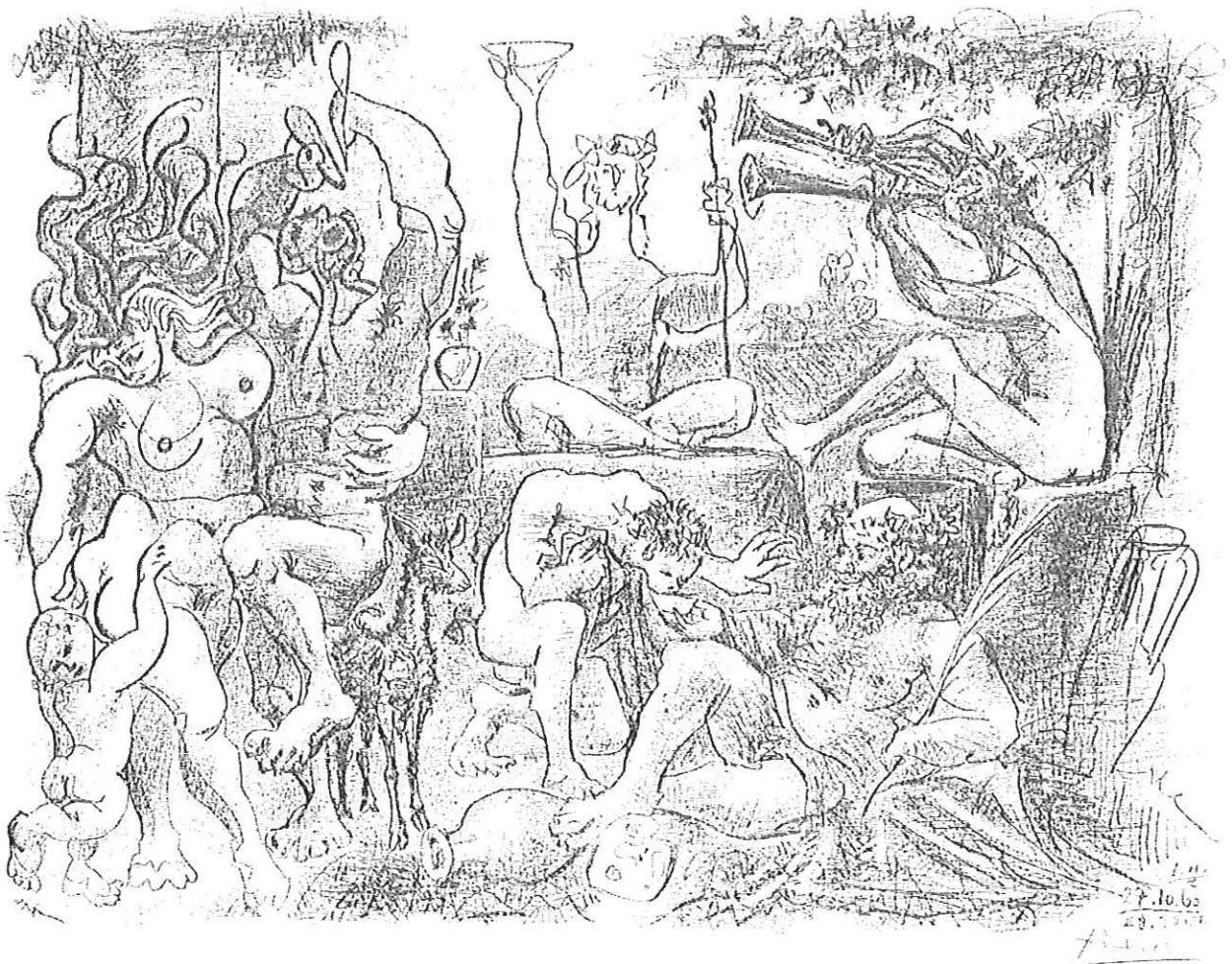


Dr. Elisabeth Kampmann

WS 2012/13
GBCF 04/358

Ästhetik des Rausches II – Reader



Picasso: Huldigung an Bacchus (1960)

Elisabeth Kampmann: Seminar Ästhetik des Rausches II, Mi 12.14h
Veranstaltungsplan

Sitzung	Thema	Datum
1	Einführung, Organisatorisches	17.10.2012
2	Rekapitulation: Ästhetik des Rausches: Nietzsches Geburt der Tragödie / AGB: Apollinisch - Dionysisch	24.10.2012
3	Rausch/Zügellosigkeit und Tugend zur Zeit der Aufklärung: Empfindsamkeit vs. Marquis de Sade: Justine oder die Leiden der Tugend	31.10.2012
4	Rausch in der Romantik: Einführung	07.11.2012
5	Rausch in der Romantik: Eichendorff: Das Marmorbild	14.11.2012
6	Rausch in der Romantik: Eichendorff: Das Marmorbild	21.11.2012
7	Rausch im 20. Jahrhundert: Décadence und klassische Avantgarden (z.B. Trakl, Ball, George...)	28.11.2012
8	Rausch im 20. Jahrhundert: Ernst Jünger: In Stahlgewittern	05.12.2012
9	Rausch im 20. Jahrhundert: Benn: Kokain, Oh Nacht, Karyatide	12.12.2012
10	Rausch im 20. Jahrhundert: Benn: Garten von Arles	19.12.2012
11	Rausch im 20. Jahrhundert: Benn: Garten von Arles	09.01.2012
12	Rausch im 20. Jahrhundert: Th. Mann: Der Zauberberg (Schnee)	16.01.2012
13	Rausch im 20. Jahrhundert: Th. Mann: Der Zauberberg (Schnee)	23.01.2012
14	Rausch in der Postmoderne: American Psycho, Axolotl Roadkill	30.01.2012

Bitte besorgen Sie sich folgenden Text

- Eichendorff, Joseph von: Das Marmorbild. Novelle. Stuttgart 2004 (=RUB 18539)

Außerdem folgende Kopien aus dem Seminarordner Kampmann

- Eintrag Apollinisch/Dionysisch im Lexikon „Ästhetische Grundbegriffe“
- Pikulik, Lothar: Die Mündigkeit des Herzens. Über die Empfindsamkeit als Emanzipations- und Autonomiebewegung. In: Aufklärung. Hg. v. Günter Birtsch u.a., S. 9-32
- De Sade, Donatien-Alphonse-Francois: Justine oder die Leiden der Tugend (Auszüge)
- Ernst Jünger: In Stahlgewittern (Auszüge)
- Benn, Gottfried: ausgewählte Gedichte, Der Garten von Arles
- Mann, Thomas: Der Zauberberg (Auszug: „Schnee“)
- Hegemann, Helene: Axolotl Roadkill (Auszüge)

Falls weitere Texte folgen, informiere ich Sie darüber im Laufe des Seminars

Lernziele:

Nach der aktiven Teilnahme an diesem Seminar sollen Sie

- Rausch nicht nur als Thema, sondern als textkonstitutives Merkmal moderner Literatur analysieren können
- zentrale Texte der literarischen Moderne kennen
- die Texte dieses Seminars rückbeziehen können auf die Diskussionsergebnisse der Veranstaltung „Ästhetik des Rausches I“ (Nietzsches Geburt der Tragödie) bzw. Ihre Auseinandersetzung mit dem Apollinischen und Dionysischen im Essay
- Die Literarisierung von Rausch in ihrer Vielfalt erkennen und benennen können
- Unterschiede in der Literarisierung von Rausch je nach Texten und Epochen benennen können
- Den Zusammenhang zwischen Rauschdarstellungen in der literarischen Moderne und moderner Ästhetik argumentativ darstellen können
- Im Team Sitzungsgestaltungen nach inhaltlichen und didaktischen Hinsichten planen, durchführen sowie reflektieren können

Leistungsnachweise:

Sie können in diesem Seminar Leistungsnachweise in Form von

- Hausarbeiten (5.5 CP, 15-20 S., eigenständige Themenfindung und Recherche in Rücksprache mit mir) sowie
- ausgearbeiteten Referaten (4CP, 5-10 S., Themenfindung in Anlehnung ans Seminar mit eigenständiger Schwerpunktsetzung in Rücksprache mit mir, eigenständige Recherche) machen.

Aktive Teilnahme bedeutet für dieses Seminar:

- o Intensive Textlektüre
- o Vorbereitung der Texte: Klärung unbekannter Begriffe und Zusammenhänge
- o Regelmäßige mündliche Beteiligung mit qualifizierten Beiträgen
- o Gestaltung einer Sitzung innerhalb einer Expertengruppe, ggf. Bereitstellung von Informationsmaterial für das Plenum

Expertengruppen

Expertengruppen planen nach inhaltlichen und didaktischen Gesichtspunkten eine Sitzung des Seminars. Sie stellen ggf. zusätzliches Material für die anderen Teilnehmer zur Verfügung und bereiten die zu lesenden Texte besonders intensiv und „serviceorientiert“ vor, z.B. indem die Kontexte der Texte erläutert werden können und unbekannte Begriffe und Zusammenhänge in Form eines Kommentars geklärt werden.

Bitte sorgen Sie selbständig dafür, dass Sie in mindestens einer Expertengruppe vertreten sind und nehmen Sie selbständig Kontakt zu den anderen „Experten“ auf. Die Vorbereitung der Sitzung erfolgt eigenständig, aber in Rücksprache mit mir.

Sprechstunde: nach Vereinbarung, Raum GB 4/158; elisabeth.kampmann@rub.de

Apollinisch – Dionysisch

Ästhetische Grundbegriffe
(ÄGB)

Historisches Wörterbuch
in sieben Bänden

Herausgegeben von

Karlheinz Barck
(*Geschäftsführung*)
Martin Fontius
Dieter Schlenstedt
Burkhard Steinwachs
Friedrich Wolfzettel

Ästhetische Grundbegriffe

Band 1

Absenz - Darstellung

11. 3. 2004

Redaktion Berlin *Redaktion Frankfurt/Main*

Dieter Kliche Britta Hofmann

(*Leitung und Koordination*) Maria Kopp

Carsten Feldmann

Bertolt Fessen

Martina Kempter

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

BNF: 350 | 2004

Anschauung (Würzburg-Amühle 1939): MANTHEY, JÜRGEN, Wenn Blicke zeugen könnten. Eine psychologische Studie über das Sehen in Literatur und Philosophie (München 1983); MENGEL, MARTIN, Vom Auge zum Ohr. Über Anschauung und Anhörung in der Philosophie Immanuel Kants, mit Hinweisen zu einer Soziologie des Hörens (Diss. FU Berlin 1992); MERKLE, SIEBERT ERNST, Die historische Dimension des Prinzips der Anschauung. Historische Fundierung und Klärung terminologischer Tendenzen des didaktischen Prinzips der Anschauung von Aristoteles bis Petalozzi (Frankfurt a.M. u.a. 1983); MESSERER, WILHELM, Vom Anschaulichen ausgehen. Schriften zu Grundfragen der Kunstgeschichte, hg. v. S. Kaja u.a. (Wien u.a. 1992); NEUBAUER, JOHN, Intellektuelle, intellektuelle und schenische Anschauung. Zur Entstehung der romantischen Kunstausfassung, in: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 46 (1972), H. 2, 394–319; REDEL, KASTEN, Idealanschauung und Welterfahrung. Schopenhauers Metaphysik des Schönen (Aachen 1998); REESE, WILHELM, Die innere Anschauung. Versuch einer phänomenologischen Darstellung (Freiburg/München 1984); REIDEMEISTER, KURT, Anschauung als Erkenntnisquelle, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 1 (1946), 197–210; SOLBACH, ANDREAS, Evidenz und Erzähltheorie. Die Rhetorik anschaulichen Erzählens in der Frühmoderne und ihre antiken Quellen (München 1994); STIERLE, KARLHEINZ, Die Wiederkehr des Endes. Zur Anthropologie der Anschauungsformen, in: K. Soret/R. Waring (Hg.), Das Ende. Figuren einer Denkform (München 1996), 578–599; TILLIETTE, XAVIER, Rederches sur l'intuition intellectuelle de Kant à Hegel (Paris 1995); TURKUN, PANU, Der unbefangene Blick. Mach, Husserl und die ursprüngliche Anschauung (Joensuu 1993); WIEDMANN, FRANZ, Anschauliche Wirklichkeit. Bilder und Sprachen (Würzburg 1988); WILLEMS, GOTTFRIED, Anschaulichkeit. Zu Theorie und Geschichte der Wort-Bild-Beziehungen und der literarischen Darstellungstypen (Tübingen 1989).

Apollinisch – dionysisch

(engl. apolline, apollonian, apollonic – dionysiac, dionysian, dionysic; frz. apollinien – dionysiaque; ital. apollineo – dionisiaco; span. apollíneo – dionisiaco; russ. аполлини́йское, аполлини́ческое, аполлоновское – дионисийское, дионисовское)

I. Deutscher Sprachraum: 1. Vor Nietzsche; 2. Nietzsche; 3. Nach Nietzsche; II. Französischer Sprachraum: 1. Historischer Abriss: Auftreten und Wortgebrauch im französischen Sprachraum; 2. Die Interpretation der Mythen; 3. Nach Nietzsche; III. Englischer Sprachraum: 1. Wortgeschichte; 2. Exkurs zur Mythosrezeption; 3. Geschichte des Begriffs nach Nietzsche; IV. Russischer Sprachraum: 1. Zur Wortgeschichte und Vorgeschichte des Begriffs; 2. Zur Geschichte des Begriffs seit Nietzsche

I. Deutscher Sprachraum

Das antithetische Begriffspaar apollinisch – dionysisch hat seine wirkungsmächtigste Prägung durch Friedrich Nietzsche erfahren. Die Geschichte dieser Begriffsbildung schreibt ein Stück Ankerrezeption fort, die Begriffe selbst sind jedoch nicht antik belegt. Es handelt sich um moderne Ableitungen von den antiken Götternamen Apollon und Dionysos bzw. den mit ihnen verbundenen kultischen und mythologischen Überlieferungen. Gegenüber dem historischen Kontext, das ihre genetische Wurzel bildet, gewinnen die Adjektivbildungen apollinisch und dionysisch, zumal in ihrer substantivierten Form 'das Apollinische' und 'das Dionysische', an Abstraktionskraft und damit zugleich auch an Bedeutungsvarianz. Sie kommen in den unterschiedlichsten Referenzrahmen zur Anwendung, seien diese religions- und kulturwissenschaftlicher, ästhetischer, philosophischer oder psychologischer Provenienz.

Von der Kunstgeschichte (Winckelmann) wandert die Opposition in die Literaturgeschichte (F. Schlegel), in die Mythologie und Religionswissenschaft (Creuzer, Bachofen, Welcker) und in die Philosophie (Schelling). Nach ihrer Bedeutungsausweitung durch Nietzsche wird die Begriffspaar-

position in die Kunst- und Kulturwissenschaft (Wärburg), in die Psychologie (Jung), in philosophische und gesellschaftskritische Entwurfe (Bloch, Kofler), in poetologische Programme (Benn), in medienästhetische Analysen (Deleuze) übernommen. Offenbar spricht das Begriffspaar trotz oder aufgrund seiner terminologischen Unschärfe einen in den unterschiedlichsten Disziplinen verbreiteten Bedarf an dual(istisch)en Theorienmodellen an.

1. Vor Nietzsche

Bevor das antithetische Begriffspaar durch Nietzsche spezifische Popularität erlangt, haben sowohl die Begriffe des Apollinischen und des Dionysischen als auch das Muster ihrer gegensätzlichen Verknüpfung bereits Tradition.

Den Grund für die Typisierung der antiken Götter zu Süßbegriffen legt Johann Joachim Winckelmann in seiner *Geschichte der Kunst des Altertums* (1764). Er verknüpft mit Apollon und Dionysos die beiden Idealtypen männlicher Schönheit in der griechischen Kunst. Apollon repräsentiert für ihn den rein-männlichen, jugendlichen Idealtyp. Dionysos hingegen ist der (homöotisch gefärbte) Archetyp der doppelgeschlechtlichen Schönheit, »von verschnittenen Naturen genommen, »allezeit mit feinen und runden Gliedern und mit vollen und ausschweifenden Hüften des weiblichen Geschlechts«. Noch ist Dionysos allerdings ein harmlos-heiterer, sinnlich-weicher Bacchus – eine ruhige Fröhlichkeit prägt seine Züge. Als rauschhaft-ekstatischen, wilden Gott und damit als eigentlichen Gegenpol zu Apollon, der den ästhetischen Kanon der klassizistischen Ästhetik repräsentiert, hat ihn erst die Romantik entdeckt.² Die Geschichte des antithetisch verknüpften Begriffspaares apollinisch – dionysisch bestimmt sich vor allem durch die Aspektverschiebungen, die das Bild des Dionysos erfährt, während dasjenige Apollons erstaunlich konstant geblieben ist.

Friedrich Schlegel beschreibt Dionysos als den »Gott der unsterblichen Freude, der wunderbaren Fülle und ewigen Befreiung«³ und formuliert damit die wesentlichen Momente, durch die er zum Symbol, zur Chiffre, zum Mythologem eines antik inspirierten, gegenchristlich-religiösen und ge-

schichtsphilosophischen Erneuerungsdenkens werden sollte, wie es etwa Hölderlins Dichtungen trägt.⁴ In diesen Konzeptionen spielt Apollon keine bedeutende Rolle. Andersorts in seinen literarhistorischen Studien weist Schlegel jedoch auf die mentale Polarität zwischen der »leisen Besonnenheit« des Apollon und der »göttlichen Trunkenheit« des Dionysos hin. Eine Polarität, die in der Entwicklung der griechischen Poesie wirksam geworden und in der Tragödie des Sophokles zum Ausgleich gekommen sei: »im Gemüte des Sophokles« nämlich sei dieser Gegensatz gleichmäßig »verschmolzen«⁵ und bezeuge so das Genie des Tragikers. Der von Schlegel formulierte Polarisierungsdanke nimmt einiges von Nietzsches Konzeption vorweg. Die Konnotation der beiden Pole selbst bleibt noch im klassizistischen Bedeutungsspektrum.

Die entscheidende Aspektverschiebung im Bild des Dionysos findet in der romantischen Wissenschaft der Mythologie statt. Friedrich Creuzer ergänzt das Bild des Dionysos als Gott des Weins, des Frühlings und der Freude durch das des Dionysos Zagreus, des zerrissenen, zerstückelten und wiedergeborenen Gottes der Mysterien. In seiner einflussreichen Darstellung *Symbolik und Mythologie der alten Völker* (1810–1812) konstruiert Creuzer einen

1 JOHANN JOACHIM WINCKELMANN, Geschichte der Kunst des Altertums (1764), hg. v. W. Sestf (Weimar 1964), 139.

2 Vgl. HANS ZELLER, Winckelmanns Beschreibung des Apollo im Belvedere (Zürich 1955); MAX L. BAUMER, Winckelmanns Formulierung der klassischen Schönheit, in: Monatshefte 65 (1973), 61–75.

3 FRIEDRICH SCHLEGEL, Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie (1794), in: SCHLEGEL (KFS), Abt. 1, Bd. 1 (1979), 20f.

4 Vgl. MARIA BEHRE, »Des dunkeln Lichtes voll, Hölderlins Mythoskonzept Dionysos« (München 1987); BAUMER, Die zeitgeschichtliche Funktion des dionysischen Topos in der romantischen Dichtung, in: H. Kreuzer/K. Hamburger (Hg.), Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Literatur-, kunst- und musikwissenschaftliche Studien (Stuttgart 1969), 263–283.

5 SCHLEGEL, Über das Studium der griechischen Poesie (1795/96), in: SCHLEGEL (KFS), Abt. 1, Bd. 1 (1979), 298; vgl. ERNST BEHLER, Die Auffassung des Dionysos durch die Brüder Schlegel und Friedrich Nietzsche, in: Nietzsche-Studien 12 (1983), 335–354.

ursprünglichen Gegensatz der Apollo- und Bacchusreligion, dem in den späteren »Orphischen Schulen« die »Versöhnung« (34) gefolgt sei. Diese Gegensatzkonstruktion wird von der idealistischen Philosophie der Mythologie ebenso aufgegriffen wie von der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung der griechischen Religion.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling formuliert in seiner frühen Naturphilosophie das »Gesetz der Polarität« als allgemeines Weltgesetz und universales Entwicklungsprinzip. Polarität wird von ihm gedacht als Zweifalt unterschiedlicher, aber komplementär aufeinander bezogener Kräfte. »Wo Erscheinungen sind, sind schon entgegengesetzte Kräfte. Die Naturlehre also setzt als unmittelbares Prinzip eine allgemeine Duplicität [...] voraus.« Nur als »allgemeiner Konflikt negativer Prinzipien mit positiven« ist die Naturentwicklung zu erklären, »ohne entgegengesetzte Kräfte ist keine lebendige Bewegung möglich.«⁶ In seinen 1841/42 und 1844/45 in Berlin gehaltenen Vorlesungen über die *Philosophie der Offenbarung* entwickelt er die göttliche wie menschliche »Schöpfungskraft« in harente Spannung zwischen einer »blinden, [...] schrankenlosen Produktionskraft« und einer, dieser

⁶ FRIEDRICH CREUZER, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen (1810–1812), Bd. 4 (Leipzig/Darmstadt 1843), 35; vgl. MARTIN VOGEL, Apollinisch und Dionysisch. Geschichte eines genialen Irrtums (Regensburg 1966), 97.

⁷ FRIEDRICH WILHELM JOSEPH SCHELLING, Über das Verhältnis der Realen und Idealen (1798), in: SCHELLING (SW), Abt. 1, Bd. 2 (1857), 390, 397.

⁸ SCHELLING, Philosophie der Offenbarung (1841/42), in: SCHELLING (SW), Abt. 2, Bd. 4 (1858), 25; vgl. OTTO KERN, Das Apollinische und Dionysische bei Nietzsche und Schelling (Berlin 1935).

⁹ FERDINAND CHRISTIAN BAUR, Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums, Bd. 2/2 (Stuttgart 1825), 140.

¹⁰ FRIEDRICH GOTTFRIED WELZAN, Griechische Götterlehre, Bd. 2 (Göttingen 1860), 576; vgl. WILLIAM MUSGRAVE CALDER (Hg.), Friedrich Gottlieb Welcker. Werk und Wirkung (Weibaden 1986).

¹¹ Vgl. RUDOLF WESTPHAL, Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik (Breslau 1865).

¹² Vgl. KARL OTFRIED MÜLLER, Die Dörner, Bd. 1 (1824; Breslau 1844), 351.

¹³ Vgl. FRIEDRICH RITSCHL, Olympus der Aulet, in: Ritschl, Kleine philologische Schriften, Bd. 1 (1832; Leipzig 1866), 258–270.

ten Welt überall als ursprünglich angesetzte dionysische Gynaiokratie stellt er gegen die durch das apollinische Vaterrecht geprägte Kulturstufe. Auch das Paternitätsprinzip durchläuft jeweils eine dionysische und eine apollinische »Stufe«. Bachofen unterscheidet »das leibliche, auf Begattung beruhende Vatertum« als dionysisch und das »geistige«¹⁴ Vaterum als apollinisch. Die »dionysische Paternität« sei »die körperlich zeugende, die apollinische die höhere geistige des völk. (600). In seiner Abhandlung über die *Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie* (1867) ordnet er Apollon und Dionysos in sein dualistisches Religionssystem ein: Dionysos als Herrscher der tellurischen Sphäre, Apollon steht über der uralten Welthälfte. Die Gegensätze tendieren in diesem System allerdings Vermittlung und Ausgleich der Extreme. »Apollo wird Dionysos' Ergänzung nach oben, Dionysos Apollons Fortsetzung nach unten. Ein bacchischer Apoll, ein apollinischer Dionysos gehen aus dieser Verknüpfung hervor und stellen in zweifacher Verkörperung die Einheit des Lichtprinzips wieder her«¹⁵.

In seinem 1857 erschienenen Werk über *Die Göttersymbolik der Alten* gibt Bachofen eine Darstellung des Dionysos, die derjenigen Nietzsches vielfach entspricht: Dionysos ist der Gott der Freiheit und Gleichheit, der die statisch zivilen Schranken überwindet und alles zur phäna des ursprünglichen Lebens zurückführt.¹⁶ Walter Benjamin hat darauf hingewiesen, daß sich unter den frühen Theoretikern des Sozialismus (Elsée Reclus, Paul Lafargue) eine durch die Bachofen-Lektüre angeregte Diskussion über das Dionysische als weibliches und demokratisches Prinzip entwickelte.¹⁷

2. Nietzsche

Systematischen Stellenwert erhält das Begriffspaar apollinisch – dionysisch zuerst in der Kunstphilosophie Friedrich Nietzsches. In seiner 1872 erschienenen Schrift *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* entwickelt Nietzsche eine systematisch an Schopenhauer orientierte Ästhetik, deren programmatischer Gehalt von den Kunst- und kulturformalen Ideen Wagners angeregt war. Für die Begriffsgeschichte können die verschiedenen Vorstudien, Entwürfe und vorausgehenden

Abbildungen Nietzsches, etwa *Die dionysische Weltanschauung* (1870), hier übergangen werden, da sie unpublishiert blieben und die Wirkung des Begriffspaares vor allem von der Tragödienschrift ausgeht. Nietzsche will die Entwicklungsgesetze der Kunst historisch begründen und aus der historischen Erklärung eine allgemeine Theorie ableiten. Das historische Modell fand er in der griechischen Antike. An die beiden »Kunstgötter« der Griechen, Apollon und Dionysos, knüpft er seine Erkenntnis eines die Kunstentwicklung bestimmenden Gegensatzes zweier »nach Ursprung und Zielen«¹⁸ verschiedenen Kunstprinzipien, -strukturen resp. -triebe. Apollinisch ist die bildbezogene, mit klar begrenzten Formen arbeitende, an den psychologischen Gesetzen der Individuation orientierte Kunst, dionysisch die die Subjekt-Objekt-Trennung aufhebende, Ich-entgrenzende und formneigende, unbildliche Kunst.

Mit dieser dualistischen Konzeption zielt Nietzsche auf eine Produktionsästhetik, die das traditionelle, medial orientierte Gattungsschema der Ästhetik ersetzt, das zwischen Poesie, bildender Kunst und Musik unterschied. Er sucht diese Produktionsästhetik anthropologisch zu begründen, indem er den Gegensatz zwischen bildlicher und unbildlicher Kunst als Gegensatz zweier Bewußtseinszustände beschreibt, die anthropologisch verallgemeinerbar die psychologische Voraussetzung zur Hervorbringung und Rezeption der verschiedenen Kunstarten bilden. Die »physiologischen Erscheinungen« (22) von Traum und Rausch seien als

¹⁴ JOHANN JAKOB BACHOFEN, Das Mutterrecht (1861), in: Bachofen, Gesammelte Werke, hg. v. K. Meuli, Bd. 3 (Basel 1948), 614.

¹⁵ BACHOFEN, Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie (1867), in: Bachofen (s. Anm. 14), Bd. 7 (Basel 1938), 111.

¹⁶ Vgl. BACHOFEN, Die Göttersymbolik der Alten (1857), in: Bachofen (s. Anm. 14), Bd. 4 (Basel 1934), 33; VOGEL (s. Anm. 6), 98; ALFRED BAEUMLER, Das mythische Weltalter, Bachofens romantische Deutung des Altertums (München 1965), 195 ff.

¹⁷ Vgl. WALTER BENJAMIN, Johann Jakob Bachofen (1934), in: BENJAMIN, Bd. 2/1 (1977), 230 ff.

¹⁸ FRIEDRICH NIETZSCHE, Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik (1872), in: NIETZSCHE (KGA), Abt. 3, Bd. 1 (1973), 21.

»Kunstzustände der Natur« (26) zu begreifen, in denen »jeder Mensch voller Künstler« (22) sei.

Den philosophischen Bezugspunkt für die antik-mythologischen benannten ästhetischen Kategorien des Apollinischen und des Dionysischen bildet Schopenhauers Erklärung der Welt als Wille und Vorstellung. Apollon ist für Nietzsche das Götterbild des Schopenhauers »principlum individuationis« (24). So bezeichnet Schopenhauer das Prinzip, nach dem sich die Welt dem Verstand des Menschen mittels der Anschauungsformen »Zeit, Raum und Causalität« (35) als eine Vielheit abgegrenzter Einzelercheinungen zur Vorstellung bringt. Diese Vorstellung ist jedoch in metaphysischer Relation nur Bild, Erscheinung, Schein. Die Welt »an-sich«, bei Schopenhauer bestimmt als »Wille«, ist der Verstandeserkenntnis unzugänglich. Sie erschließt sich jedoch, zumindest zeitweise, der rauschhaften Erfahrung, für die Nietzsche Dionysos als Chiffre setzt. In ihr ist der nach dem principium individuationis organisierte Wirklichkeitsbezug aufgehoben, an seine Stelle tritt die mit »Grusens« und »Verzückung« (24) verbundene Erfahrung der Depersonalisierung, das Hinschwinden des Subjektiven »zu völliger Selbstvergessenheit« (23), verbunden mit gesteigerter Vitalität und der Erfahrung einer transpersonalen Einheit zwischen Mensch und Natur. Das »Ur-Eine« offenbart sich in der »Kunstgewalt der ganzen Natur« (26), im Rausch wird der Mensch selbst zum Kunstwerk, die Entfremdung zwischen Mensch und Naturschlichen, gesellschaftskonstitutiven Herrschaftsverhältnisse.

Nietzsche stellt seine beiden Fundamentalprinzipien in einen Wirkungszusammenhang, aus dem er die Gesetzmäßigkeit aller Kunstentwicklung und darüber hinaus ein gesamt-kulturelles Entwicklungs-

lungsgesetz ableitet. Apollinisch und dionysisch sind komplementär aufeinander bezogen, sie stehen zueinander in einem Duplizitätsbezug »in ähnlicher Weise, wie die Generation von der Zweifelt der Geschlechter, bei fortwährender Kampfe und nur periodisch eintretender Versöhnung, abhängt« (21). Für diese Analogie beruft sich Nietzsche auf Kant¹⁹, an den auch die romantische Naturphilosophie, v. a. Schelling, anknüpfte. Apollinisch und dionysische Kunst stehen in einem Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit, gegenseitiger Herausforderung und gegenseitiger Bedingtheit. Die zunächst nur innerhalb der Kunst postulierte Gegensatzstruktur wird im Verlauf der Tragödienschrift als psychologische, religiöse, kulturgeschichtliche Struktur aufgewiesen. Dabei ist die Gegenseitigkeit keine ausgeglichene. Der von Nietzsche behauptete Duplizitätsbezug schneidet sich in der Argumentation der Tragödienschrift mit der Analogie zu dem von Schopenhauer entwickelten metaphysischen Begründungsverhältnis zwischen der Welt als »Wille« und als »Vorstellung«. Die apollinische Kultur und die Erzeugnisse ihres »Schönheitstriebs«²⁰ sind nur verkündende »Spiegelbilder« (34), durch die temporäre »Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins« (31) »verhüllt« (32), nicht aber überwunden werden. Der »Untergrund des Leidens« wird immer wieder »aufgedeckt« (36) durch das Dionysische. Das Dionysische wiederum ist in Nietzsches historischem Modell, der griechischen Kultur, »rein« gar nicht vorhanden. Im Unterschied zu seinen Erscheinungsformen im Orient, wo es als barbarischer Orgiasmus auftritt, ist es bei den Griechen immer schon »künstlerisches Phänomen« (29). Es ist in seinen »symbolischen Fähigkeiten« immer schon apollinisch geformt und abgefangen. Die »thematische Prominenz« des Dionysischen kann die »dramaturgische Vormacht des Apollinischen nicht leugnen«²¹.

Nietzsches ästhetische Kategorien apollinisch und dionysisch lassen sich nicht systematisch zur Deckung bringen mit ihren Transpositionen auf die kulturhistorische oder religionspsychologische Bedeutungsebene, die der Text vielfach nicht de-
 19 Vgl. NIETZSCHE, Nachgelassene Fragmente (1869–1872), in: NIETZSCHE (KGA), Abt. 3, Bd. 3 (1978), 157, 187.
 20 NIETZSCHE (s. Anm. 18), 32.
 21 PETER SLOTERDIJK, Der Denker auf der Bühne. Nietzsches Materialismus (Frankfurt a. M. 1986), 59.
 22 Vgl. BARBARA VON REIBNITZ, Ein Kommenar zu Friedrich Nietzsche, »Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik«, Kap. 1–12 (Stuttgart 1992).

Nietzsche zu dieser Zeit seine Antikeinterpretation unterstellt.²²

3. Nach Nietzsche

Von Nietzsche ausgehend, gewinnt das Begriffspaar frapierend breit gestreute Anwendungsbereiche, ohne daß sich seinem Bedeutungsspektrum grundlegend neue Aspekte beifügen. Es findet Anwendung in Religionswissenschaft und Ethnologie, in Kunstwissenschaft, Psychologie, Kulturphilosophie und Literaturwissenschaft. Auffällig ist die Ablösung der bei Nietzsche noch präsenten metaphysischen Bedeutungsebene. Häufig erscheint auch die Komplementärbindung der Begriffe aufgelöst und entweder das Apollinische oder das Dionysische isoliert rezipiert. Insbesondere das Dionysische hat auf Künstlerästhetiken und Künstlerprogramme, auf Theaterkonzepte u. a. m. bedeutenden Einfluß gehabt. Die Geschichte dieses Einflusses ist noch zu schreiben. Im folgenden werden nur Verweise auf die Rezeption des Begriffspares apollinisch – dionysisch gegeben, nicht auf die der isolierten Bestandteile apollinisch oder dionysisch.

In seinen Untersuchungen zum Nachleben der Antike in der Kultur der Renaissance findet Aby Warburg das eigentliche Movers der Kulturentwicklung in der zum Ausgleich strebenden Polarität antik-paganer und mittelalterlich-christlicher Tendenzen. Der Ausgleich der entgegengesetzten Kräfte habe allerdings nur einen prekären, nicht auf Dauer halbbaren Kompromiß dargestellt, um den immer wieder gerungen worden sei. Diesen durch Nietzsche vermittelten Polaritätsgedanken wendet Warburg auch auf die Antike selbst an und fordert, in Nietzschecher Terminologie, man müsse das Altertum »gleichsam im Symbol einer Doppelherme von Apollon-Dionysos«²³ begreifen. Schon 1900 notiert er über Böcklin und Hildebrand: »In Böcklin und Hildebrand lebt die Antike weiter in ihren beiden Bewegungszentren: dionysisch, steigend, B. Umriß in Farbe; apollinisch, mäßigend, H. Façade.«²⁵

Während für Freud der Gegensatz apollinisch – dionysisch zumindest terminologisch keine Rolle spielt und überhaupt eine explizite Auseinandersetzung mit Nietzsche in seinen Werken nicht zu

finden ist²⁶, ist der Einfluß Nietzsches auf die Theoriebildung Carl Gustav Jungs unbestritten. Jung hat sich mit Nietzsche, vor allem auch mit der *Geburt der Tragödie*, intensiv auseinandergesetzt. Bereits in seinem frühen Aufsatz *Zur Frage der psychologischen Typen* von 1913 übersetzt er die Begriffe apollinisch und dionysisch in psychologische Terminologie, apollinisch als introvertiert, dionysisch als extravertiert. In der Abhandlung *Psychologische Typen* von 1921 widmet er der Diskussion der apollinisch-dionysischen Opposition ein eigenes Kapitel und erarbeitet daraus den Gegensatz von »Intuition« und »Empfindung«: »Das Apollinische ist eine innere Wahrnehmung, eine Intuition der Ideenwelt«, »das dionysische Gefühl hat den durchaus archaischen Charakter der affektiven Empfindung«²⁷. Nietzsches »kompensatorische Formel« (148) einer Versöhnung von Apollon und Dionysos will Jung nicht akzeptieren. Sie sei illusionär. Jungs Kritik an Nietzsches »Aethismus« (149), der die wesentliche religiöse Bedeutung des Konfliktes zwischen Apollon und Dionysos ausblende, muß hier übergangen werden.²⁸ Wichtiger wurde für Jung in der Folge die von der Opposition apollinisch – dionysisch abgelöste Auseinandersetzung mit Nietzsches Dionysos.

In der Philosophie Ernst Blochs ist das Begriffspaar apollinisch – dionysisch konstant präsent. In seiner ersten Veröffentlichung *Über das Problem Nietzsches* (1906) interpretiert Bloch den Gegensatz apollinisch – dionysisch kulturphilosophisch als Signatur der zerrissenen Moderne, zerrissen in »Widersetzung mit Nietzsches Dionysos«.

In der Philosophie Ernst Blochs ist das Begriffspaar apollinisch – dionysisch konstant präsent. In seiner ersten Veröffentlichung *Über das Problem Nietzsches* (1906) interpretiert Bloch den Gegensatz apollinisch – dionysisch kulturphilosophisch als Signatur der zerrissenen Moderne, zerrissen in »Wi-

²³ Vgl. HUBERT GANCIK, Nietzsches Antike. Vorlesung (Stuttgart/Weimar 1993).

²⁴ ABY WARBURG, Der Eintritt des antiken Ideals in die Malerei der Frührenaissance (1914), in: Warburg, Ges. Schriften, hg. v. G. Bing, Bd. 1 (Leipzig/Berlin 1932), 176.

²⁵ Zit. nach ERNST H. GOMBRICH, Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie (Frankfurt a. M. 1981), 244.

²⁶ Vgl. ARNOLD ZWIG, Apollon bewältigt Dionysos. Zum achtzigsten Geburtstag Sigmund Freuds, 6. Mai 1936, in: Das Neue Tage-Buch 4 (1936), H. 18, 425–428; ALDO VENTURELLI, Nietzsche in der Bergasse 19, in: Nietzsche-Studien 13 (1984), 448–480.

²⁷ CARL GUSTAV JUNG, Psychologische Typen (1921), in: JUNG, Bd. 6 (1969), 153.

²⁸ Vgl. PAUL NISHOP, The Dionysian Self. C. G. Jung's Reception of Friedrich Nietzsche (Berlin/New York 1995), 124–155.

derstreit der Werte des geistigen Lebens und der Sinnlichkeit, [...] zwischen dem stillen Erfassen der Kulturgüter und dem brennenden Verlangen nach leidenschaftlichem Leben. Dieser Widerstreit ist für Bloch zugleich derjenige zwischen Orient und Okzident: »Im Dionysischen liegt der Geist des Morgenlandes, die Stimmung, die in Farben, Freude, Tanz, Rausch lebt. Dionysos ist der mystische Gott dieses Rausches, der narkotischen Verschmelzung des einzelnen Menschen mit den Dingen. Er zerstört die Individualität, indem er sie in die Welt auflöst. Apollo dagegen ist der Gott des Abendlandes. Er drängt auf Ordnung, Maß, Arbeit, Zucht hin. Er nimmt die Welt in das Individuum hinein, unterwirft dem Subjekt die Dinge und bringt dadurch die höchste Steigerung des persönlichen Lebens.« Entsprechend läßt sich für Bloch auch das gegensätzliche Weltbild in Orient und Okzident in den Kategorien apollinisch und dionysisch beschreiben: »Im Dionysischen liegt jene morgenländische Stimmung, die vom Weibe nur den Leib verlangt [...]. Im Apollinischen lebt der abendländische Wunsch nach der geistigen Bedeutung der Frau.«²⁹ In *Geist der Utopie* (1918) entwickelt Bloch eine stark von Wilhelm Worringer beeinflusste Kunstphilosophie. Er postuliert drei Idealtypen der Kunstgeschichte, die griechische, die ägyptische und die gotische Kunst. Die griechische in ihrem bloßen Schönheitswillen sei »apollinisch«, mit negativer Konnotation: »Hier ist alles gedämpft, aus Pflanzlichem und Sturndem so apollinisch gemischt, daß das ruhige Wetter bloßer Schönheit entstehen konnte, gestaltbare Fassade.«³⁰ Einen explizit dionysisch benannten Gegentyp gibt es nicht, aber Blochs Charakterisierung der gotischen Kunst ist offensichtlich dionysisch konnotiert.³¹

In kritischer Auseinandersetzung mit Nietzsches

²⁹ ERNST BLOCH, Über das Problem Nietzsches (1906), in: K. Weigand (Hg.), Bloch-Almanach, Bd. 3 (Baden-Baden 1983), 79.

³⁰ BLOCH, Geist der Utopie (1918), in: BLOCH, Bd. 3 (1985), 31.

³¹ Vgl. HANNA GEKLE, Die Tümen des Apoll. Zur Bedeutung des Dionysos in der Philosophie Ernst Blochs (Tübingen 1990), 34.

³² BLOCH, Das Prinzip Hoffnung (enst. 1938–47; 1954–1959), in: BLOCH, Bd. 5 (1959), 1117.

figuriert das Gegensatzpaar apollinisch – dionysisch in *Das Prinzip Hoffnung* (enst. 1938–47; 1954–1959). In Teil 5, Identität, versucht Bloch die »Fikur einer Versöhnung« (Gekle) des Dionysischen und des Apollinischen als der Opposition Fleisch – Geist, Sinnlichkeit – Seelenfrieden etc. zu beschreiben, die Nietzsches »völlig undialektisch gehaltenen Gegensatz« überwindet: Die beiden gegensätzlichen Prinzipien müßten »prozeßhaft-utopisch«³² begriffen werden. Erst in ihrer dialektischen Vermittlung werde die uneingelöste Wahrheit des Menschen als ein qualitativ Neues denkbar. »Demart intendiert gerade die am Unaufgeschlossenen, an Dionysos selber genährte Utopie Apollos auf das Dritte über dem öden Paar Sinnlichkeit – Sittlichkeit [...]. Dionysos gilt auf dem Weg zu diesem sich erst annähernden Dritten, nämlich des unverzerrten Bewusstseins, nicht anders denn als Saathalter des im Menschen Brennenden und Ungelösten; er bleibt das dunkle Feuer im Abgrund. Apollo gilt nicht anders denn als fortschreitende Bestimmung des dionysisch bezeichneten Gärungsmaterials; er bleibt der Abgrund in der Höhe [...]. Beide sind unerledigt, wie der menschliche Inhalt, den sie meinen und zu dem sie [...] unterwegs sind. Der Mensch ist noch nicht gefunden [...], ja sein Inkognito ist noch so groß, daß das dionysische wie das apollinische Lied und Wunschbild vor ihm so recht wie unrecht haben. Triebwille und Geist oszillieren, und was sie wechselseitig bilden, in dialektischer Ganzheit, wird selber nur einen einzigen Namen haben. Es ist der letzte Apollos, aber auch der erste des Dionysos; wonach beide Alternativen verschwinden.« (1118)

Gesellschafts- und utopietheoretisch verwendet Leo Kofler in ausdrücklichem Anschluß an Nietzsche – möglicherweise vermittelt durch Bloch – die Begriffe apollinisch und dionysisch. Die Entwicklung des »anthropologischen« und »soziologischen« Gegensatzes zwischen beiden ursprünglich realitätsdienlichen »Lebensprinzipien« sei durch die Entwicklung der antagonistischen Klassengesellschaft bedingt. Im historischen Prozeß wurden die Lebensprinzipien zu »Funktionen« degradiert und verwandelt sich [...] in Kräfte der Entfremdung. Aus dem, den Genuß zum Gleichmaß zwingenden und der Heterkeit ergebenden Apollinischen wird ein Prinzip des düster-repressiven Arbeitzwangs;

aus dem Schöpferisch-Genießerischen des Dionysischen, das die zur kühlen Ordnung tendierenden apollinischen Neigungen in den Strom des Ungebundenen riß und befruchtete, wurde das Genießerisch-Eigenschaftliche, Anarchische und Trunkenerische«³³. Die herrschende Klasse »monopolisiert das dionysische Lebensprinzip, »wenngleich in einer entfremdeten Form«, auch den unteren Klassen bleiben »gewisse Zugänge zu ihm als Ventile offen« – aber beherrschend ist das »repressiv-Apollinische« (569). Der gesellschaftliche Antagonismus fordert wiederum die Utopie seiner Überwindung heraus. »Die Utopie ist [...] als nichts anderes zu verstehen, denn als die spekulative Verwirklichung der niemals erlöschenden Sehnsucht des Menschengeschlechts nach Wiederherstellung der, entweder einst wirklichen oder für wirklich gehaltenen, verloren gegangenen Einheit von Apollinischem und Dionysischem.« (557) Trägerin utopischen Bewusstseins ist u.a. die Kunst, die »die Einheit von Apollinischem und Dionysischem durch ihr Wesen bejaht« und dadurch, »wenngleich nur abstrakt, »das Wesen des Menschen überhaupt« (586).

Gottfried Benn hat sich immer wieder zu Nietzsches kunstphilosophischen Theoremen, insbesondere zur »Artistennetaphysik der Geburt der Tragödie, als der Grundlage seines eigenen künstlerischen Selbstverständnisses bekannt. Obwohl das Begriffspaar apollinisch – dionysisch als solches bei ihm explizit keine Rolle spielt, ist doch das von Nietzsche bezeichnete Spannungsverhältnis von rauschhafter Entgrenzung und Bändigung durch Form und Maß sein eigentliches ästhetisches Credo. Dieses neigt sich in seinem Insistieren auf der Form als dem bestimmenden Prinzip seiner »Artistik« und in der leitmotivischen Rede vom »Olymp des Scheins« mehr zum Apollinischen als zum Dionysischen.³⁴

Joseph Beuys benutzte gelegentlich, ohne systematischen Anspruch, die Nietzsche'schen Begriffe apollinisch und dionysisch, um das Ziel künstlerischen Arbeitens zu beschreiben: Aquarell *Mai hinter Schloß Belvedere (Weimar)* (1941), darauf Text, will Bleistift geschrieben: »der Mensch kann was er will durch sein Genie und seinen fanatischen Willen das dionysische ins apollinische / Apollo mit Dionysus / nordische Mythologie«³⁵.

1961 versammelt eine in Recklinghausen und im Stedelijk Museum Amsterdam gezeigte Ausstellung unter dem Titel *Polarität – das Apollinische und das Dionysische* 260 Kunstwerke aus 2500 Jahren. Für die Ausstellungsmacher ist es nicht zu leugnen, daß die elementaren Pole menschlichen und künstlerischen Schaffens durch die Jahrhunderte hindurch, insbesondere in unserer Zeit, rauschhafte, leidenschaftliche, triebhafte Vitalität einerseits oder maßvolle, distanzierte Schönheit und Abgeklärtheit andererseits sind. Sie verstehen Nietzsches Konzeption apollinisch – dionysisch als »Polarität«, als »klare Gegensatzlichkeit« und wollen mit der Ausstellung vor allem »diese Polarität in der Kunst unserer eigenen Zeit [...] der letzten 150 Jahre aufdecken und darlegen«. Sie stellen entsprechende Künstlerpositionen vor: »die einen maßvoll beherrscht, die anderen rauschhaft entfesselt«. So etwa Delacroix gegen Ingres: Bei Delacroix »bricht die heftige, leidenschaftliche Ekstase durch alle Formen hindurch. [...] Farben, Pinselschläge, Bewegung, alles quillt in entfesselter Erregung aus dem Gemüt des Malers hervor«, während Ingres »Vollendung, die alle Spontanität des Einzelnen hinter sich läßt«, zugeschrieben wird: »Reiz und Maß herrschen in diesen Bildern.« Entsprechend wird van Gogh gegen Cézanne gestellt bis hin zu Mark Rothko gegen Sam Francis. Dennoch muß man einschränken: »Wir zogen aus, um einen »apollinischen« Raffael zu erobern, und mußten dann erstaunt sehen, wie häufig seine Zeichnungen geradezu dionysisch-erregt niedergeschrieben waren; dasselbe bei Dürer, bei Poussin, ja selbst bei Ingres.«³⁶

Ohne neue Konnotationen zu gewinnen, wird

³³ LEO KOFER, Das Apollinische und das Dionysische in der utopischen und antagonistischen Gesellschaft, in: F. Beuys (Hg.), Festschrift zum achtzigsten Geburtstag von Georg Inke (Darmstadt 1965), 557.

³⁴ Vgl. BRUNO HILBRAND, Gottfried Benn und Friedrich Nietzsche, in: Hillebrand (Hg.), Nietzsche und die deutsche Literatur, Bd. 2 (Tübingen 1978), 183–210.

³⁵ Zit. nach THEO MEIER, Nietzsche und die Kunst (Tübingen/Basel 1993), 316.

³⁶ THOMAS GROCHOWIAK/ANNELESE SCHROEDER, [Vorw.], in: Polarität – das Apollinische und das Dionysische [Aust.-Kat.] (Recklinghausen 1961), [nicht pag.].

das Begriffspaar apollinisch – dionysisch auch in der amerikanischen Zivilisations- und Kulturkritik der 60er Jahre verwendet. Tom Wolfe stellt einen apollinischen Mondrian-Autotyp gegen den phallisch-dionysischen Stromlinientyp: »Look down from an airplane at all the cars parked on an shopping-center apron, [...] what have you got? A Mondrian painting. The Mondrian principle [...] is very tight, very Apollonian. The streamline principle, [...] which curves around and swoops and flows just for the thrill of it, is very free Dionysian.«³⁷ In die Filmtheorie hat Gilles Deleuze die Begriffe apollinisch und dionysisch übernommen. In *L'image-temps* (1985) entwickelt er eine »sollelution« des Problems der Filmmusik (Abschnitt »Les composantes de l'image«, Unterabschnitt »Le continuum sonore«). Er wendet Nietzsche'sches Kategorien des Apollinischen und des Dionysischen auf das Verhältnis von Filmbild und Filmtönen an: Die Leistung des Tonfilms bestehe darin, »le tout (des Filmbild und Ton) auf zwei inkommensurable, nicht-korrespondierende Weisen (akustisch und visuell) auszudrücken. Das visuelle Bild entspreche in seiner Relation zum Ganzen dem Apollinischen, es repräsentiere dieses Ganze indirekt, während die Musik das Ganze dionysisch »immediat« darstelle, »plus proche d'un vouloir sans fond que d'un mouvement«. »C'est que les images-mouvement, les images visuelles en mouvement expriment un tout qui change, mais elles expriment indirectement, si bien que le changement comme propriété du tout ne coïncide régulièrement avec aucun mouvement relatif des parties ou des choses. [...] il s'exprime directement dans la musique, mais en contraste ou même en conflit, en disparité avec le mouvement des images visuelles.«³⁸

Barbara von Reibnitz

37 TOM WOLFE, *The Kandy-Kolored Tangerine-Flake Streamline Baby* (1965; New York 1987), 85 f.
38 GILLES DELEUZE, *L'image-temps*, in: Deleuze, Cinema, Bd. 2 (Paris 1985), 311 f.
39 Vgl. EDMOND HUGUET, *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle*, Bd. 1 (Paris 1925), 239.
40 »Bacchus«, in: FURETIÈRE, Bd. 1 (1690), [unpag.]

dionysie erscheinen. Apollinisch und dionysisch haben also seit dem 19. Jh. eine sichtbare Bedeutungsänderung in Richtung einer größeren Abstraktion erfahren: Apollinisch, dessen Bedeutung sich bereits metonymisch bis zur Bezeichnung eines jungen Mannes von idealischer Schönheit, eines »Apolls«, oder eines vollendeten Künstlers ausgedehnt hatte, steht nun für die Ordnung, das Maß, für innere Ruhe und Selbstbeherrschung und setzt sich symmetrisch dionysisch entgegen, das den Enthusiasmus, die Ekstase, die Maßlosigkeit bezeichnet.

Durch den Einfluß Nietzsches begründete der Gegensatz apollinisch – dionysisch schließlich eine dualistische Konzeption, deren Anwendung den ausschließlichen Rahmen der Philosophie überschreitet. Sie bezieht sich auf den gesamten Bereich der Literatur und ist auf dem Gebiet der Ästhetik durchweg geläufig.

2. Die Interpretation der Mythen

An der Interpretation der Gottheiten Apollon und Dionysos läßt sich ausgezeichnet erfassen, wie sich in Frankreich eine ausgesprochene Methode zum Verständnis der Mythen herausbildet, doch die Geschichte der Erhebung der Mythologie zur Wissenschaft gewinnt erst ab dem 19. Jh. in der Interpretation der Figuren Apollon und Dionysos Gestalt, genauer gesagt, seit der Rezeption von Friedrich Creuzers *Symbolik und Mythologie der alten Völker* (1810–1812) in der Übersetzung durch J.-D. Guignaut unter dem veränderten Titel *Religions de l'antiquité considérées principalement dans leurs formes symboliques et mythologiques* (1825–1851). Das während des ganzen 19. Jh. beklagte Fehlen einer Altertumswissenschaft in Frankreich trug dazu bei, daß die französischen Gelehrten sich einzig an die deutschen Philologen halten konnten.⁴¹ Die Bedeutung der Arbeit Creuzers besaß einen noch nie dagewesenen Einfluß und löste eine regelrechte Kontroverse aus, die den von seiner *Symbolik* in Deutschland bereits hervorgerufenen Auseinandersetzungen folgte. Auf der einen Seite stimmt Benjamin Constant den Gegnern Creuzers und Gottfried Hermann zu, die einem historistischen Verständnis der Mythologie, obzwar im Übereinstimmung mit der Vernunft, anhängen; auf der an-

deren Seite greift Edgar Quinet, Schüler von Creuzer und Guignaut, heftig die *Anti-Symbolik* (1824/26) von Johann Heinrich Voß an,⁴² während Ernest Renan, wiewohl er das Werk Creuzers in seiner Bedeutung begrüßt, den Kritikern von K. O. Müller nahesteht und einer echten Wissenschaft der Mythen den Weg zu ebnet sucht, die zu dem, was er die »völligsten mystischen« der Anhänger Creuzers nennt, sowie den positivistischen »préjugés antireligieux«⁴³ seiner Gegner im gleichen Verhältnis stünde. Die Übertragung des deutschen »Kampflplatzes« nach Frankreich läßt sich reformulieren in den Begriffen eines Wissenschaftstreits zwischen den »orientalistes«⁴⁴, die Griechenland in die indoeuropäische Welt, in der es seinen Ursprung habe, wiederengliedern und häufig als romantische oder gar mystische Philosophen kritisiert werden, und den anti-mystischen Rationalisten, die auf der Grundlage eines klassisch-humanistischen Ideals die nicht zu hinterfragende Originalität Griechenlands verteidigen. Renan will zwischen den Orientalisten und der Schule, die »trop exclusivement hellénique«⁴⁵ sei, eine dritte Position einnehmen; dadurch versucht er die Spannung aufzulösen, die von der *historischen Untersuchung* der hellenischen *Einzigartigkeit* herührt, welche für den Ansatz der französischen »historischen Schule« (Michel Bréal, Louis-Ferdinand-Alfred Maury, Claude Fauriel, Jean-Jacques-Antoine Ampère) charakteristisch ist. Die Übertragung der deutschen Auseinandersetzung nach Frankreich konzentriert sich bezeichnenderweise

41 Vgl. RENÉ CANAT, *La renaissance de la Grèce antique. 1820–1850* (Paris 1911), 86–91; PIERRE JUDET DE LA COMBE, *La querelle philologique du mythe. Les termes d'un débat en Allemagne et en France au début du siècle dernier*, in: *Revue Germanique internationale* 4 (1995), 55–67.

42 Vgl. EDGAR QUINET, *Poètes allemands*, in: *Revue des deux mondes* (11. 2. 1834), 353–369.

43 ERNEST RENAN, *Les religions de l'antiquité* (1853), in: Renan, *Œuvres complètes*, Bd. 7, hg. v. H. Pichart (Paris 1935), 38.

44 KARL HILDEBRAND, *Etude sur Otfried Müller et son école* (1883), in: O. Müller, *Histoire de la littérature grecque jusqu'à Alexandre le Grand*, übers. v. K. Hildebrand (1864; Paris 1883), 57.

45 RENAN (s. Anm. 43), 59.

auf die Mytheninterpretation zu Apollon und Dionysos. Constant schließt sich der Hypothese einer sich mit dem Gang der Geschichte entwickelnden Ursprünglichkeit des hellenischen Volkes an, die jedoch unbeeinflusst von jedem orientalischen und barbarischen Element zu betrachten sei.⁴⁶ Demnach ist Apollon die Verkörperung des dionysischen Geschlechts, wohingegen Dionysos mit Osiris verschmilzt – Constant bezieht sich hier auf die These des Baron de Sainte-Croix⁴⁷ – und ein 'heterogener' Element ist, dessen nach Griechenland getragener Kult den Griechen stets 'odieux et suspect' geblieben sei. Die Geschichte hat keine Macht über den Ur-Hellenen, den Apollon verkörpert, welcher sich allein auf ein vom anfänglichen Naturalismus in der Darstellung der Götter geschiedenes Ideal anthropomorpher Darstellung hin entwickeln kann. Apollon und Dionysos sind entgegengesetzt, wie sich das rein Hellenische (das Dorische) dem Nicht-Hellenischen entgegensetzt, und diese Entgegensetzung vergleicht Constant, der sich ein weiteres Mal auf den Baron de Sainte-Croix bezieht, mit einer 'guerre religieuse'.⁴⁸

Umgekehrt regieren die französischen Creuzer-Anhänger, insbesondere Quinet, auf eine lange Tradition allegorischer Mytheninterpretation, die die Gottheiten letztlich auf ägyptische Weise reduziert hatte ('Apollon c'est le soleil', schrieb Toussaint Bernard Émeric-David⁴⁹). Sie schlagen weniger eine neue Interpretation der Mythen vor, als daß sie den Ursprung der Gottheiten genau zu bestimmen versuchen. Während sich Chateaubriand in *Voyage de la Grèce* (1811) darin gefällt, ein Heidnisch-Wunderbares als Dekor wiederzuerleben

⁴⁶ Vgl. BENJAMIN CONSTANT, De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements, Bd. 1 (Paris 1824), 161.

⁴⁷ Vgl. GUILLAUME-EMMANUEL-JOSEPH DE SAINTE-CROIX, Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme, Bd. 1 (Paris 1784), 208 f.

⁴⁸ CONSTANT (s. Anm. 46), Bd. 2 (Paris 1825), 421.

⁴⁹ TOUSSAINT BERNARD ÉMERIC-DAVID, Essai sur l'esprit de la religion grecque (Paris 1833), 107; vgl. RENAN (s. Anm. 43), 41.

⁵⁰ QUINET, De l'origine des dieux, in: Quinet, Œuvres complètes, Bd. 1 (Paris 1857), 425.

⁵¹ Vgl. ebd., 423.

⁵² QUINET (s. Anm. 50), 423.

⁵³ RENAN (s. Anm. 43), 58.

ser Götter liege nunmehr im Studium des vedischen Sanskrit.

Erwin Rohdes *Psyche, Selenikult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen* (1890–94) schürt den Konflikt, indem es präzise Kenntnisse aus der Vergleichenden Ethnographie dazu beisteuert. Rohdes verbindet der sich in der Untersuchung von dionysischem Rausch und Ekstase offenbarenden monströsen Unmenschlichkeit mit der am göttlichen Leben teilnehmenden und mit dem apollinischen Gut der Wahrnehmung begründeten Übermenschlichkeit stützt die These A. Bouché-Léclercqs, dessen *Histoire de la divination* (1880) die apollinische Mantik mit dionysischem Einfluß erklärt, und gibt auch den Untersuchungen Paul Foucauts Nahrung, die dahin gehen, verschiedene Gestalten des Dionysos je nach den Orten zu unterscheiden, von denen er angeblich herkommt. Wiewohl die anhaltende Auseinandersetzung zum Gegenstand zuweilen sehr eng geführter archaischer Debatten⁵⁴ wird, zeugt sie doch von einem methodischen Fortschritt: Von einem Apollon und Dionysos charakterisierenden 'universellen Symbolismus' ist man zu einem System differenzierter Interpretation übergegangen, das für eine bestimmte Kultur, die Griechenlands, charakteristisch sein soll.

Henri Janninaires Buch *Dionysos. Histoire du culte de Bacchus* (1951) sieht nicht wie Rohde in Thracien, sondern in Asien das Verbreitungszentrum des orgiastischen Kults und steht, nach der Einschätzung einer Zusammenfassung Louis Gernet's⁵⁵, in der Nachfolge von Rohdes *Psyche*, insofern es den Dionysoskult weder als ein zeitloses Phänomen noch als ein Störungselement des apollinischen Hellenentums, sondern als eine religiöse Praxis untersucht, die sich durch Gegensätze bestimmt, in denen Apollon und Dionysos, von der Geographie und ethnographischen Parallelen ausgehend, ein gleiches Gewicht zukommt. Gernet, der sich besonders für den Übergang einer Frühgeschichte Griechenlands zu einer Zivilisation des Stadtaantes interessiert, weist den christlichen Universalismus zurück, der die Verteidigung der durch die Apollon-Figur verkörperten hellenischen Reinheit beförderte, und besteht auf der Norwendigkeit einer historisch arbeitenden Anthropologie und Psychologie, um die Irrtümer des traditionellen-

len Humanismus zu überwinden. Die Untersuchung des Dionysoskults steht im Zentrum dieser wissenschaftlichen Neubetrachtung des Ursprungsstands des asiatischen Griechenland. Als Erben Gernet's geht es Jean-Pierre Vernant und Marcel Detienne darum, die Verwobenheit und das gleichzeitige Bestehen von Alem (Vorlogischem, Archaischem) und Neuem (dem Hellenenkult selbst) in Griechenland zu verstehen. Dieser Ansatz, der noch die (von Renan und der Cambriger Schule der Ritualisten vertretenen) viktorianischen Versionen des griechischen Wanders bekämpft, legt die Problematik der Ambiguität offen, die die Grenzen des Erkennens von Veränderung und Neuerung ankündigt: Der im griechischen Götterhimmel die Figur des Anderen verkörpernde Dionysos versteht sich von der gesellschaftlichen Funktion des Theaters her und läßt sich als eine griechische Lektion in Toleranz deuten.⁵⁶ Der Status des Fremden, der die Persönlichkeit Dionysos' tiefgründig prägt, läßt sich zugleich über die von ihm favorisierte Art der Beziehung (das Heilige, Aufhebung der Trennungen) wie von seiner Bestimmung, sich maskiert zu offenbaren (anwesend – abwesend), her verstehen. Der fundamentalen Ambiguität der griechischen Götterwelt entgeht auch Apollon nicht: Zugleich strahlend und obskur, wahrsprechend wie trügerisch, wird auch er als zuvor klar bestimmter Gott von den Abschwärmungen eines Doppelsinns erfaßt, der der Dualität des Menschlichen entspricht.⁵⁷

Unter dem Einfluß des komparatistischen Zugangs von Georges Dumézil und des strukturalistischen von Claude Lévi-Strauss verweist sich das Gegensatzpaar apollinisch – dionysisch und verschmilzt in einer Transformation des allgemeinen

⁵⁴ Vgl. PIERRE AMANDRY, La mantique apollinienne à Delphes. Essai sur le fonctionnement de l'oracle (Paris 1950).

⁵⁵ Vgl. LOUIS GERNET, Dionysos et la religion dionysiaque. Éléments hérités et traits originaux (1953), in: Gernet, Anthropologie de la Grèce antique (Paris 1968), 79.

⁵⁶ Vgl. JEAN-PIERRE VERNANT, Le Dionysos masqué des Bacchantes d'Euripide, in: L'Homme 93 (1983), 31–58.

⁵⁷ Vgl. MARCEL DETIENNE, Les maîtres de vérité dans la Grèce archaïque (Paris 1967), 75.

Vergleichs der Gottheiten im Dienst der Interpretation. In *Apollon sonore* (1982) vergleicht Dumézil die Attribute des delischen Apollons mit Charakteristika der vedischen Sprache (Onkel, Leier, Bogen), aber er zeigt auch, wie eine Gottheit sich nur in einem Beziehungsnetz bestimmen läßt, das sie mit anderen Gottheiten zusammen betrachtet und diesen gegenüberstellt – innerhalb ein und desselben »système polythéiste« (74).

3. Nach Nietzsche

Erst 1901 lag eine Übersetzung der *Geburt der Tragödie* (1872) vor. Der Einfluß von Nietzsches Gegensatzpaar apollinisch – dionysisch macht sich noch langsamer bemerkbar und ist in einer entscheidenden Bedeutung nicht vor den 60er Jahren zu verzeichnen – mit Ausnahme des Werkes von Georges Bataille, der die Dionysosfigur der des Apollon vorzieht und Dionysos als »dieu de la raison troublee«⁵⁸, als »dieu de la transgression et de la fête«⁵⁹ und vor allem als »dieu de la transgression religieuse« (610), »de l'extase et de la folie« (611) bestimmt. Für Bataille steht die rituelle zyklische Wiederholung der dionysischen Opferhandlung, »où tout est victime«⁶⁰, wo nichts erhöht oder in einen Sinnhorizont investiert wird, im Gegensatz zur opferhaften Vernichtung des christlichen Gottes, die aus dem Negativen ein Mittel macht und sich als dialektisch erweist, da in ihr der Tod sich offenbart und zum Bedeutungsträger wird. »Je suis, moi, Dionysos, je suis le crucifié« (180): So wieder-

holt Bataille, vertraut mit der Erfahrung einer Wiedergeburt, in der sich Begründung und Sinn einensken, Nietzsche, der seinerseits Christus wiederholt, wie dieser Dionysos wiederholte. Auf der Suche nach einer ursprünglichen Kraft, die in der Lage wäre, den Riß zwischen der rationalen, disziplinierten Arbeitswelt und der verfluchten Welt der Vernunft zu schließen, findet Bataille in den ästhetischen Merkmalen des Dionysoskults (Spiel, Tanz, Trunkenheit, im Fest wie in den Grenzfahrungen von rituellem Opfer und Geschlechtsakt) den Weg einer Rückkehr zum Göttlichen und die Grundelemente einer Soziologie des Heiligen, die den Prinzipien der westlichen Vernunft und ihrer Welt entgegengesetzt wäre.

Zur Deutung des Orgasmus verfolgt Michel Maffesoli einen soziologischen Ansatz, dem er zugleich eine andere Wendung gibt als Bataille, um den bereits von Vilfredo Pareto so genannten »Tugendmythos« gesellschaftlichen Funktionierens ins Visier zu nehmen und zu zeigen, wie Dionysos die für die apollinische Satik der Gesellschaft notwendige Dynamik und »puissance mystique«⁶¹ herstellt. In einem Bataille gewidmeten Aufsatz feiert Michel Foucault⁶² in dessen Dionysiertum die Einführung in ein nicht-dialektisches Denken der Befähigung und erkennt in dessen Werk implizit ein vom Hegelianismus befreites Denken. Pierre Klossowski hat die sich von Hegel zu Nietzsche vollziehende Verschiebung wie folgt erläutert: Dionysos ist die heilige, zerstörende, weil gebende Macht, deren Negativität im Verhältnis zur Befähigung kundtut ist.⁶³ Beim Colloque de Royumont rief Henri Biraute dies in Anlehnung an Gilles Deleuze wieder in Erinnerung. »Nous pensons plutöt que toute négation se fait à partir et en fonction d'une affirmation. Donc, que l'affirmation n'est pas la négation de la négation, mais que c'est à partir et en fonction d'une affirmation essentielle que doit être pensée ce qui est résolument destructeur chez Nietzsche.«⁶⁴ Für Klossowski hat die dionysische Verflüssigung des apollinischen Identitätsprinzips, die Nietzsches Negation eines Ursprungs zugrunde liegt, zur Folge, daß die Erscheinungen von Identität oder Regelmäßigkeit, mit denen wir konfrontiert werden, Masken sind: Die Identität wird simuliert; Nietzsche stellt dem Identitätsprinzip die Erscheinung eines Prinzips gegenüber.⁶⁵

Deleuze schreibt: »La différence et la répétition ont pris la place de l'identité et du négatif, de l'identité et de la contradiction.«⁶⁶ Das Begriffspar apollinisch – dionysisch ist also im Kontext der poststrukturalistischen Philosophie der 60er Jahre zu verstehen.

In *Nietzsche et la philosophie* (1962) versucht Deleuze zu zeigen, daß das Denken Nietzsches von einer Befähigung getragen wird, die die Negation womöglich entbehren kann und so der Dialektik entginge. Indem er den Gegensatz apollinisch – dionysisch in den Hintergrund rückt – »Dionysos est comme le fond sur lequel Apollon brode la belle apparence; mais sous Apollon, c'est Dionysos qui gronde. L'antithèse elle-même a donc besoin d'être résolue, transformée en unité«⁶⁷ –, gibt er dem wahren Gegensatz von Apollon und Dionysos als einer Einheit gegenüber Sokrates den Vorzug, bevor er diesen dann durch die mysteriöse Komplementarität von Dionysos und Ariadne ersetzt. Deleuze stellt Dionysos als den bejahenden Gott und Gott der Befähigung vor: »Il ne se contente pas de résoudre la douleur en un plaisir supérieur et supra-personnel, il affirme la douleur. [...] C'est pourquoi Dionysos se métamorphose lui-même en affirmations multiples qu'il ne se résout dans l'être originale ou ne résorbe le multiple dans un fond primitif.« (14) In seiner Verkörperung einer »logique de la pure affirmation« führt Dionysos in ein Denken ein, »qui expulse enfin tout le négatif (41), und macht verständlich, warum die Essenz des Tragischen sich als pluralistische Befähigung begreifen läßt. Die vielgestaltige Persönlichkeit des Dionysos geht hin bis zur Unpersönlichkeit (vgl. 14 f.), wo sich reine Befähigung und Befähigung des Chaos vereinen. Die eigenwillige Vorstellung Deleuzes läge in einer vollständigen Tilgung der negativen Anteile in einer Mannigfaltigkeit, die ihre Verschiedenheit auskostet. Über Apollon und Dionysos zerfällt sich die Befähigung und »verdoppelt sich dann, um zu ihrer höchsten Kraft zu gelangen. So setzt Deleuze die Negativität des Positiven (vgl. 307) der berühmten Positivität des Negativen entgegen.

In *Force et signification* (1963) bezieht sich Jacques Derrida auf Nietzsches Figuren Apollon und Dionysos, um zu zeigen, daß der sie als einen Gegensatz begreifende Konflikt als eine Dionysos eigene

Binnendifferenz zu verstehen sei und sich als ein Widerstreit »entre l'élan et la structure« deuten lasse. Bestimmte im Gegensatz zur ontologischen Differenz Martin Heideggers, ist die Differenz Derridas, deren Metapher Dionysos ist, nicht als sich in der Geschichte ereignend zu begreifen, sondern als etwas, das Geschichte selbst begründet und eröffnet. Verstanden als »structure originaires«⁶⁸ oder Architektur, deren Bedeutung im Anschluß an strukturelle Linguistik und Lacansche Psychoanalyse erarbeitet wird, unterstützt die Differenz, mit der Dionysos »durchgearbeitet« wird, ein Denken des Seins, das nicht länger von der Fülle der Präsenz, von Beständigkeit und Einheitlichkeit, sondern durch Bruch und Mangel gekennzeichnet ist. Diese Interpretation der Dionysosfigur und seines (weder allegorischen noch symbolischen) Namens wurde von den Nietzsche-Spezialisten, die sich alle mehr oder weniger explizit auf Derrida berufen (Bernard Pautrat, Jean Michel Rey, Sarah Kofman, Philippe Lacoue-Labarthe⁶⁹), aufgegriffen und weiterentwickelt und diente als Indiz dafür, daß – durch den jungen Nietzsche – eine neue Art und Weise des Diskurses auf den Weg gebracht worden war, der in der Lage war, sich der für die metaphysische Redecharakteristischen Repräsentativität zu entziehen. Der Differenzbegriff Derridas, dessen Bedeutung auf einer 1968 abgehaltenen Konferenz durch die Variante »différance« fixiert wurde⁷⁰, hat, ausgehend von Nietzsche, eine Dekonstruktion des Textes der Metaphysik in Gang gesetzt, um aufzuweisen, daß die ihn tragenden Gegensatzpaare lediglich Differenzen sind, die nicht durch einen wie

66 DELEUZE, *Différence et répétition* (Paris 1968), 1.

67 DELEUZE, *Nietzsche et la philosophie* (Paris 1962), 13.

68 JACQUES DERRIDA, *Force et signification*, in: *De la différence*, *L'écriture et la différence* (Paris 1967), 47.

69 Vgl. BERNARD PAUTRAT, *Versions du soleil*, *Figures et système de Nietzsche* (Paris 1971); JEAN MICHEL REY, *L'enjeu des signes. Lecture de Nietzsche* (Paris 1971); SARAH KOFMAN, *Nietzsche et la métaphysique* (Paris 1979); PHILIPPE LACOUÉ-LABARTE, *L'invention des modernes. Typographies II* (Paris 1980).

70 Vgl. DERRIDA, *La différence* (1968), in: Derrida, *Marges de la philosophie* (Paris 1972), 1–30.

58 GEORGES BATAILLE, *La Mère-Tragédie* (1937), in: *Bataille, Œuvres complètes*, Bd. 1 (Paris 1970), 493.

59 BATAILLE, *Les larmes d'Eros* (1961), in: ebd., Bd. 10 (Paris 1987), 609.

60 BATAILLE, *L'expérience intérieure* (1943), in: ebd., Bd. 5 (Paris 1973), 175.

61 MICHEL MAFFESOLI, *L'ombre de Dionysos. Contribution à une sociologie de l'orgie* (Paris 1982), 122 f.

62 Vgl. MICHEL FOUCAULT, *Préface à la transgression*, in: *Critique* 193/196 (1963), 731–769.

63 Vgl. PIERRE KLOSSOWSKI, *Nietzsche et le cercle vicieux* (Paris 1960), 32.

64 HENRI BIRAUTE, *De la bêtise chez Nietzsche. Discussion*, in: Nietzsche, *Cahiers de Royumont* (Paris 1967), 37.

65 Vgl. KLOSSOWSKI, *Un si fineste désir* (Paris 1963), 226; KLOSSOWSKI (s. Ann. 63), 322.

immer brüchigen Ursprung, sondern vermöge einer nach dem Verfahren des Würfelwurfs zu denkenden Entscheidung gegeben sind, wobei die Differenz als solche nicht zur Entscheidung steht. Nach dem Wirbel der 60er Jahre hält der Bezug auf das Gegensatzpaar apollinisch – dionysisch zwar an, aber es wurde seines Sinns entleert und zu einer rigiden Kategorie erhoben, die bloß noch zur Anführung eines verkürzten Denkens auf-taucht, und dies sowohl in den Schriften Deleuzes (*L'image-temps*, 1985) als auch Jean Clairs (*Médecine. Contribution à une anthropologie des arts du visuel*, 1986). Die zeitgenössische philosophische Analyse hat Nietzsches Gegensatz von apollinisch – dionysisch aufgegeben, um seiner Bedeutung bei Hölderlin⁷¹ und Schelling⁷² nachzugehen.

Michele Cohen-Halimi
(Übers. v. Carsten Feldmann)

III. Englischer Sprachraum

1. Wortgeschichte

Das aktuelle *Oxford English Dictionary* führt apollinisch und apollonian mit Erstbelegen aus dem 17. Jh. an, das seltene apollonic mit einem Erstbeleg aus dem 19. Jh. sowie dionysian mit einem Erstbeleg aus dem 16. Jh., das ebenfalls geläufige dionysiac und das seltene dionysic mit Erstbelegen

71 Vgl. FRANÇOISE DASTUR, Hölderlin. Le retour à l'origine. Tragédie et modernité et nature et poésie (Lausanne 1997); JEAN-FRANÇOIS COURTINE, Tragédie et sublimité, in: J.-L. Nancy (Hg.), Du sublime (Paris 1989), 211–236.

72 Vgl. COURTINE, L'extase de la raison (Paris 1991).

73 Vgl. OED. Bd. 1 (1989), 553; Bd. 4 (1989), 688.

74 'Bacchalian', in: SAMUEL JOHNSON, A Dictionary of the English Language [...], Bd. 1 (London 1755), [nicht pag.].

75 'Bacchalian', in: NOAH WEBSTER, A Dictionary of the English Language, Bd. 1 (London 1832), [nicht pag.].

76 NORTHROP FRYE u.a., The Harper Handbook to Literature (New York 1985), 44, 145.

/ The golden Lyre itself were faintly seen⁷⁷. Bei Shelley steht Apollo für den inneren Zusammenhalt der Welt: 'I am the eye with which the Universe / Beholds itself and knows itself divine; / All harmony of instrument or verse, / All prophecy, all medicine is mine, / All light of art or nature⁷⁸'. Man hält sich im allgemeinen an die Mythologie: Apollo steht für Licht, Klarheit, Ordnung, Rationalität, Moralität, Aufklärung sowie für Musik und Dichtung; Dionysos für Unmoral, Ausschweifung, Unvernunft und Aufruhr.

So bilden Apollo und Dionysos implizit ein Gegensatzpaar, selten explizit wie in einer Vorlesung Coleridges über *The Origin of Drama* (1808): 'Bacchus is the spirit of the universe, that work by passion and joy without apparent distinct consciousness [...] and thus he was distinguished from Apollo and Minerva, under which they [die Griechen – d. Verf.] personified the causative and preordaining intellect manifested throughout nature. From this cause [...] Bacchus was honoured as the presiding genius of the heroic temperament and character, this being considered not as an acquisition of art or discipline, but something innate and divine, a felicity above and beyond prudence; and hence, too, the connection with the same deity of all the vehement and awful passions and the events and actions proceeding from such passions.⁷⁹' Ähnlich wie Nietzsche sieht Coleridge einen Zusammenhang zwischen Kult und Mythologie des Dionysos und der Ästhetik des Dramas (Tragödie und Komödie). Von einem Widerstreit zwischen einem Apollinischen (hart or disciplines) und einem Dionysischen (vehement and awful passions⁸⁰) ist die Rede, allerdings nicht von einer 'Versöhnung'. Für Coleridge bleiben die Götter religiös-kulturelle Phänomene und werden nicht wie bei Nietzsche – metaphysische 'Kunstmächte'. Auch Ralph Waldo Emerson stellt beide Gottheiten einander gegenüber: 'Bacchus the vinum mundi: Apollo conscious intellect.⁸¹' Bei Emerson ist auch erstmals die privilegierte Beziehung Apollons zur Poesie zugunsten des Dionysos korrigiert und die Nähe der Dichtung zum Wahnsinn eingestanden. 'Wine which Music is, – / Music and wine are one', heißt es in dem Gedicht *Bacchus*, wo die Gottheit als 'Blood of the world⁸²' zum al-

les Sein durchdringenden universalen metaphysischen Prinzip erklärt wird.

Dennoch scheint insgesamt die romantische Mythenrezeption im angelsächsischen Raum bescheiden zu bleiben. Sie verzichtet auf die Belastung mit metaphysischen Ansprüchen und auf die Forderung einer 'Neuen Mythologie'. Der Mythos dient als Reservoir für Zitate und Motive; die Götter sind kaum mehr als Allegorien. Das ändert sich erst in der zweiten Jahrhunderthälfte.

Beim späten Ruskin sind Mythos, Natur und Ethik zu einer mythologischen Metaphysik verbunden: 'Apollo is first, physically, the sun containing life with darkness; but morally, the power of divine life contending with corruption.⁸³' Apollo sei 'the spirit of Light, moral and physical⁸⁴'. Dionysos 'the Spirit of pure human life and gladness. Master of wholesome vital passion; and physically, Lord of the Vine' (65). Im Namen und in der Person der Gottheit ist die Trennung zwischen physischer und moralischer Welt aufgehoben. Ruskin will die Mythologie ersthaft für eine Erneuerung der Lebensgestaltung wiedergewinnen. Er plädiert für eine Überwindung der Trennung zwischen den Lebensbereichen (hier: Ethik und Natur) durch eine Überwindung der Allegorie und eine Rückkehr zu einer authentischen Mythologie.

In den Essays Walter Paters glaube man zuweisen Nietzsches Konzept des Dualismus von Apolli-

77 JOHN KEATS an George Keats (August 1816), in: Keats, The Letters 1814–1821, hg. v. H. E. Rollins, Bd. 1 (Cambridge 1958), 105.

78 PERCY BYSSHE SHELLEY, Hymn of Apollo (1820), in: Shelley, Poetical Works, hg. v. T. Hutchinson (Oxford 1979), 613.

79 SAMUEL TAYLOR COLERIDGE, The Origin of Drama (1808), in: Coleridge, Shakespearean Criticism, hg. v. T. M. Raynor, Bd. 1 (New York 1966), 165.

80 RALPH WALDO EMERSON, Notebook F No. 1 (1836–1840), in: Emerson, The Journals and Miscellaneous Notebooks, Bd. 12, hg. v. L. Allardt (Cambridge, Mass. 1976), 88.

81 EMERSON, Bacchus (1847), in: Emerson, The Complete Works. Riverside Edition, Bd. 9 (Boston/New York 1884), 112, 111.

82 JOHN RUSKIN, The Ethics of the Dust (1865), in: Ruskin, The Works hg. v. E. T. Cook/A. Wedderburn, Bd. 18 (London 1903), 348.

83 RUSKIN, The Cestus of Aglaia (1865/66), in: Ruskin (5. Aufl. 82), Bd. 19 (London 1903), 64.

nischem und Dionysischem wiederzufinden: „The Dorian worship of Apollo, rational, chastened, debonair, with his unbroken daylight, always opposed to the sad Chthonian divinities, is the aspiring element, by force and spring of which Greek religion sublimed itself.“⁸⁴ Pater interpretiert den Aufstieg Apollos als Folge einer Selektion, die die dunkle Seite der griechischen Kultur vergessen machte. Die griechische Kunst sei aus einer Sublimierung des Religiösen zum Ideal aus dem Kult Apollos entstanden, ihr Paradigma sei die Skulptur. Nietzsches Argument, die Griechen hätten die zerstörerischen Einsichten, die das Dionysische in der Tragödie bereitete, nur mit Hilfe der apollinischen Traumwelt ertragen können, ist in überraschender Weise umgekehrt: In der Tragödie werde ein durchaus nicht heiterer und harmonischer, sondern vielmehr trauriger und verzweifelter Konflikt „with serenity“ behandelt. Das scheint Nietzsche zwar noch zu entsprechen, nicht aber die Begründung: Der „ennui“, den Harmonie und Vollendung bewirkten, sollte durch die „sharper notes“ (236) der Tragödie aufgehoben werden. Pater, für den die „serenity“, „blitheness“ und „repose“ die Dominanten griechischer Kultur sind, steht eher in der Nachfolge Winckelmanns und Hegels als in der Nähe Nietzsches, auch wenn er das untergründige Wirken dunkler, irrationaler, chthonischer Mächte zugibt. Auch in *A Study of Dionysos* (1876) stellte Pater einen Gegensatz in der griechischen Kultur fest zwischen der „steaming, still fluid world of old beliefs“ und „that limiting, controlling tendency, identified with the Dorian influence in history of the Greek mind, the spirit of a severe and wholly self-conscious intelligence, [...] ending in the entirely humanised religion of Apollo. [...] These two tendencies, then, met and struggled and were harmonised in the supreme imagination, of Pheidias, in sculpture – of Aeschylus, in the drama.“⁸⁵ Die Mythologie und der Kult des Dionysos sind für Pater Ausdruck einer chthonischen, naturver-

84. WALTER PATER, Winckelmann (1867), in: Pater, *The Renaissance* (London/New York 1893), 216.

85. PATER, *A Study of Dionysos* (1876), in: Pater, *Greek Studies* (London 1910), 34f.

86. Vgl. PATER (s. Anm. 84), 241.

87. Vgl. ALFRED R. ORAGE, Friedrich Nietzsche. The Dionysian Spirit of the Age (London 1906).

bundenen, mystischen Religiosität, zu der der Apollokult weniger in einem systematischen Verhältnis steht als in dem zivilisationsgeschichtlichen der Ablösung und Sublimierung. Während die bäuerliche Dionysos-Religion alle Lebensbereiche des naturverbundenen Menschen umfaßt, entspricht die sich aus dem Apollokult entwickelnde Kultur der Polis mit ihrer Trennung der Lebensbereiche und dem Gewinn an individueller Freiheit der Lebensgestaltung. Pater ist allerdings weit davon entfernt, diese Entwicklung zur Individualisation zu bedauern.

Bei Nietzsche sind mit apollinisch – dionysisch überhistorische Mächte bezeichnet, die unmittelbar im Wesen der Welt ihren Grund finden. Die Entsprechungen bei Pater sind dagegen kulturelle Tendenzen, deren zeitübergreifende Wirkamkeit nur durch Überlieferung gesichert ist wie im Falle der von Winckelmann beförderten apollinischen, individualistischen Tradition, von der Pater dann auch am ehesten eine heilsame Wirkung für seine Gegenwart erhofft (während Nietzsche in dieser Hinsicht eher auf Dionysische und die Gemeinschaft setze). In der Moderne habe der Konflikt, die Verzweiflung und Verwirrung, das Auseinanderfallen der Einheit des Ichs eine solche Übermacht gewonnen, daß eine Rückbesinnung auf das Ideal von Harmonie und Vollendung geboten erscheint.⁸⁶ Während Nietzsches mit dem Dualismus apollinisch – dionysisch verknüpfter Ästhetizismus metaphysische Qualität hat, setzt Pater auf die Verabschiedung der Metaphysik zugunsten artistischer Perfektion (vgl. 243).

3. Geschichte des Begriffs nach Nietzsche

Nietzsche wurde um 1900 durch Auswahlbände, Zeitungsartikel, persönliche Mitteilungen und Übersetzungen (auch französische) im englischsprachigen Raum bekannt. Die Geburt der Tragödie, erstmals 1909 übersetzt, spielte aber nur eine geringe Rolle. Im Vordergrund der Rezeption standen die „Übermensch“ und „Wille zur Macht“ sowie die Kritik an Moral und Christentum.

Vom Dionysischen ging offenbar die größte Faszination aus, so daß es von seinem Gegenstück isoliert wurde.⁸⁷ Eine Ausnahme machte Yeats, der 1903 in Briefen auf Nietzsches Gegensatzpaar Be-

zug nimmt: „I feel about me and in me an impulse to create form, to carry the realization of beauty as far as possible. The Greeks said that the Dionysiac enthusiasm preceded the Apollonic and that the Apollonic was sad and desirous, but that the Apollonic was joyful and self-sufficient.“⁸⁸ „I have always felt that the soul has two movements primarily: one to transcend forms, and the other to create forms. Nietzsche [...] calls these the Dionysiac and the Apollonic, respectively. I think I have to some extent got weary of that wild God Dionysus, and I am hoping that the Far-Darter [d.i. Apollo – d. Verfl.] will come in his place.“⁸⁹ Bei Yeats ist deutlich der Einfluß Paters zu spüren, der von einem „melancholy and sorrowing Dionysos“⁹⁰ sprach. Überdies erhofft Yeats einen persönlichen und dichterischen Neubeginn nicht von einer „Versöhnung“, sondern Paters Deutung entsprechend von einer Überwindung und Sublimierung des Dionysischen durchs Apollinische. In formaler Hinsicht folgt aus Yeats' Interpretation des Apollinischen eine Hinwendung zur strengen Form und der Ausschluß expressiver Subjektivität.

Typisch für die Rezeptionsgeschichte von apollinisch – dionysisch ist die psychologische Inanspruchnahme statt oder neben der ästhetischen. Eine Folge dieser Psychologisierung ist die Nutzung des Begriffs pater zur Gestaltung literarischer Figuren und Themenkonstellationen.

Auch für John Cowper Powys dient apollinisch – dionysisch der psychologischen Selbstbestimmung wie der ästhetischen Orientierung: In Sevilla habe er beim Anblick der Tabakfabrik aus *Carmen* (1875) eine Vision gehabt: „What really I did see as I stared at those factory-walls, was the Apollonian cult of Goethe and Nietzsche, struggling not so much against Wagner, who was the inspired medium, as against my own Cynic imagination, which was the real Dionysos, and of whom Wagner's Parsifal was merely the Holy Bacchanal.“⁹¹ Powys setzt hier fälschlich voraus, daß der späte Nietzsche, Bizets *Carmen* gegen Wagner ausspielend, das Apollinische gegen das Dionysische antreten läßt.

D. H. Lawrence erwartet vom Dionysischen eine Erneuerung des Lebens und der Kultur. Die zu bewußt denkenden und lebenden Nordeuropäer seien versucht, „like Nietzsche to return back

to the old pagan Infinite“.⁹² Die Italiener dagegen seien immer noch bemüht, den Grenzen des rein instinktleitenden Lebens zu entkommen: „When Northern Europe [...] is crying out for the Dionysiac ecstasy, practising on itself the Dionysiac ecstasy, Southern Europe is breaking free from Dionysos.“⁹³ Viele der Helden und Heldinnen in den Romanen von Lawrence versuchen entsprechend den Zwängen des Bewußtseins, der Rationalität und der Moral durch Hinwendung zu rauschhaften, irrationalen und exzentrischen Lebensführungen zu entkommen.

Andere Autoren mißtrauen dem Dionysischen. So Wyndham Lewis, der es in etwas konfuser Weise mit der dunklen Dynamik moderner, die Individualität gefährdender Massenbewegungen in Zusammenhang bringt: „The dynamical – or what Nietzsche called the Dionysiac, and which he professed – is a relation, a something that happens, between two or more opposites, when they meet in their pyrrhic encounters. The intellect works alone. But it is precisely this solitariness of thought, this prime condition for intellectual success, that is threatened by mystical mass-doc-

trines.“⁹⁴ In den klassischen Altertumswissenschaften gilt Nietzsche im allgemeinen als nicht zitiertfähig: „There is no solid evidence for tragedy ever having been Dionysiac in any sense except that it was originally and regularly presented at the City Dionysia in Athens.“⁹⁵ Auch für Eric Robertson Dodds behauptet der Dualismus apollinisch – dionysisch auf ei-

88. WILLIAM BUTLER YEATS an George Russell (14. 5. 1903), in: Yeats, *The Letters*, hg. v. A. Wade (London 1954), 402.

89. YEATS an John Quinn (15. 5. 1903), in: Yeats (s. Anm. 88), 403.

90. PATER (s. Anm. 85), 42.

91. JOHN COWPER POWYS, *Autobiography* (1934; London 1967), 431.

92. DAVID H. LAWRENCE, *The Theatre* (1913), in: Lawrence, *Twilight in Italy* (London 1956), 80.

93. LAWRENCE, *Italians in Exile* (1913), in: Lawrence (s. Anm. 92), 142f.

94. WYNDHAM LEWIS, *The Revolutionary Impulse*, in: *The Enemy. A Review of Art and Literature* 1 (1927), 45.

95. GERALD ELSE, *The Origin and Early Form of Greek Tragedy* (Cambridge 1965), 7.

ner mißverständlichen Interpretation der griechischen Kultur.⁹⁶

Einen gewissen Einfluß hatte Nietzsche auf die anthropologische ausgerichtete Cambridge School der Philologie, Jane Ellen Harrison entwickelt eine Urgeschichte der griechischen Religiosität aus einem Dualismus, der dem Nietzsche'schen ähnelt: »The Greeks themselves in classical times recognized two forms of ritual, Olympian and Chthonic.«⁹⁷ Francis Cornford unterscheidet zwei kulturelle und psychologische Impulse, die er »scientific« und »mystical«⁹⁸ nennt.

George Saintsbury hielt die *Geburt der Tragödie* vom Standpunkt der Literaturkritik für irrelevant und das Begriffspaar apollinisch – dionysisch für »entirely philosophic (or philomoric)«⁹⁹. Ihm folgt der große Teil der angelsächsischen Literaturwissenschaft bis heute. Zu den bedeutenden Ausnahmen zählt Northrop Frye, bei dem Nietzsches Vorwurf allerdings kaum wiederzuerkennen ist: »Tragic Stories, when they apply to divine beings, may be called Dionysiac. These are stories of dying gods.« – »The theme of the comic is the integration of society, which usually takes the form of incorporating a central character into it. The mythical comedy corresponding to the death of the Dionysiac god is Apollonian, the story of how a hero is accepted by a society of gods.«¹⁰⁰ Davon

96 Vgl. ERIC ROBERTSON DODDS, *The Greeks and the Irrational* (Berkeley/Los Angeles 1951), 68 f.

97 JANE ELLEN HARRISON, *Prolegomena to the Study of Greek Religion* (Cambridge 1903), VIII.

98 FRANCIS CORNFORD, *From Religion to Philosophy* (London 1912), VIII.

99 GEORGE SAINTSBURY, *A History of Criticism and Literary Taste in Europe*, Bd. 3 (1904, Edinburgh/London 1949), 581 f.

100 FRYE, *Anatomy of Criticism. Four Essays* (Princeton 1957), 35 f., 43.

101 FRYE, *Fools of Time. Studies in Shakespearean Tragedy* (Toronto 1967), 10, 13.

102 MURRAY KRIEGER, *The Tragic Vision. Variation on a Theme in Literary Interpretation* (Chicago/London 1960), 10.

103 SUSANNE KATHARINA LANGER, *Feeling and Form. A Theory of Art* (London 1953), 17.

104 Vgl. WALTER KAUFMANN, *Nietzsche. Philosoph, Psychologist, Antichrist* (Princeton 1950), 127–131.

105 ARTHUR C. DANTO, *Nietzsche as Philosopher* (New York/London 1965), 30.

widerum abweichend, aber ebenso eigenwillig ist Fries Verwendung von »Nietzsche's Apollonian-Dionysian distinction [as] one of the most central insights into critical theory that critics must sooner or later come to terms with« in einem Buch über die Tragödien Shakespeares. Diese bauten auf dem Widerstreit zweier organisierender Konzepte auf, »the order of nature and the wheel of fortune«¹⁰¹, »the order of Apollinischen bzw. dem Dionysischen entsprechen.

Murray Krieger deutet seinen Begriff der für die moderne Situation symptomatischen »tragic vision« als das Dionysische ohne das Apollinische: »Here we would have life unalluviated, endlessly and unendurably dangerous, finally destructive and self-destructive.«¹⁰² In der philosophischen Ästhetik, wo es eigentlich hingehört, hatte Nietzsches Begriffspaar noch weniger Erfolg als anderswo. Susanne K. Langer stellt es in eine Reihe von Dualismen, unter die sie auch ihren eigenen von »Feeling and Form« eingereiht wissen will: »Emotion – reason, freedom – restraint, personality – tradition, instinct – intellect, and so on«¹⁰³.

Walter Kaufmann versucht in seinem Nietzsche-Buch zu zeigen, daß Nietzsche das Dionysische für schädlich hielt und zugunsten des Apollinischen ablehnte.¹⁰⁴ Kaufmanns apologetische Argumentation bestätigt ex negativo, daß das Dionysische zusammen mit Nietzsches übrigen Werk in die Nähe des Faschistischen gerückt war.

Arthur C. Danto liest Nietzsche genauer und kann ein Mißverständnis korrigieren, das beinahe die gesamte angelsächsische Nietzsche-Rezeption kultivierte, die Gleichsetzung des Apollinischen mit der Rationalität: »Dreaming is, after all, no more a rational activity than is dancing. [...] rationality in art is opposed to both the Nietzschean types.«¹⁰⁵

Darüber hinaus fand apollinisch – dionysisch, meist ohne nachhaltige Wirkung, in verschiedene Wissensbereiche Eingang. Der Psychologe William MacDougall entwickelte die Theorie der wechselweisen Vorterrschhaft des apollinischen bzw. dionysischen Menschenbilds in der Geschichte. Seit der Renaissance habe ein rationalistisches, mechanistisches, apollinisches Verständnis vom Menschen vorgeherrschte, das noch im Behaviourismus als Kalkül weiterlebe. Daneben gab es aber auch inn-

mer eine zunächst verdrängte dionysische Tradition. Sie führte von Jakob Böhm über die Romantik bis zur Psychoanalyse und behauptet die Naturnähe und Ganzheit des Menschen.¹⁰⁶

Ruth Benedict führte apollinisch – dionysisch in ihren einflußreichen *Patterns of Culture* (1934) in die Ethnologie ein. Die Apollinier versuchten im Alltag und im Ritus Maß zu halten und verzichteten im Gegensatz zu den Dionysiern darauf, ihre soziale und psychologische Verfassung in Rauscherfahrungen zu überschreiten.

Der Literatur- und Kunstkritiker Herbert Read sieht in seinem Buch *Icon and Idea. The Function of Art in the Development of Human Consciousness* (1935) in der Kunst zwei Prinzipien, »beauty and vitality« (das ältere, archaische) ist am Werk und rückt dieses Paar sodann in die Nähe von apollinisch – dionysisch.¹⁰⁷ Joseph Paul Hodin stellt apollinisch – dionysisch in folgende Reihe: »Expressionist and Formalist art, »romantic and classic«, »dynamic and static temperaments« sowie (nach Jung) »introvert and extrovert types«¹⁰⁸.

Im Kontext des antiautoritären Aufbruchs der 60er Jahre wurden sexuelle Freizügigkeit, Tanz, Rausch und Wahn die privilegierten Erfahrungsförmern einer rebellischen Jugend. Zur kulturphilosophischen Begründung tief man sich auf das Dionysische Nietzsches. Das politische Establishment oder die übersichtliche, melodische Musik der Beatles firmierten unter apollinisch, das rebellische Antiestablishment und der wilde Rock der Rolling Stones unter dionysisch.¹⁰⁹

Jochen Zwick

IV. Russischer Sprachraum

1. Zur Wortgeschichte und Vorgeschichte des Begriffs

In altslawischen kyrillischen Schriftendmalern tauchen die Namen Apollon und Dionysos bereits im *Codex supralineatus* (10. Jh.) auf; die russische Lexikographie registriert den Namen Dionysos (in den Formen Dionis, Dionisij, Dionizij) seit dem 17. Jh., den Namen Apollon (auch in den Formen Apollo, Apollin) seit dem 18. Jh.¹¹⁰, bis hin zum

Ende des 19. Jh. ist Dionysos der russischen Kultur jedoch vor allem unter dem Namen und in der Hypostase des Bacchus bekannt. Die Bildung abstrakter Begriffe durch eine Substantivierung von Adjektiven ist für die russische Sprache wenig charakteristisch, was einen der Gründe dafür darstellt, daß die Verwendung substantivierter Adjektivformen, die den Begriffen des Apollinischen und des Dionysischen im Deutschen entsprechen, auf die Periode der Nietzsche-Rezeption beschränkt bleibt; und während dieser lassen sich miteinander konkurrierende Varianten fixieren wie auch der parallele Gebrauch der Substantive »apollinismus« (Apollinismus), »dionisizm« (Dionysismus) und ähnliche.

Die Verwendung der Namen Apollon und Dionysos erfolgte bis zum Ende des 19. Jh. fast ausschließlich in der schönen Literatur, vor allem in der Dichtung des Klassizismus und der Romantik, wobei die Figuren mit den gleichen Attributen ausgestattet wurden wie solche in entsprechenden poetischen Traditionen des Westens. Ein erster Versuch, das assoziative Potential des Bildes von Apollon für die ästhetische Terminologie zu nutzen, kam Vasilij Tredjakovskij zu. 1735 verwendete er in einem Traktat die Neologismen »arostrolinstvo« (ungefähr übersetzt: Apollinisierung) und »arostrolinstvo«¹¹¹ (ungefähr übersetzt: apollonienhaft) in der Bedeutung von poeti-

106 Vgl. WILLIAM MACDOUGALL, *The Apollonian and Dionysian Theories of Man* (1930), in: MacDougall, *Religion and the Science of Life* (London 1934), 36–30.

107 Vgl. HERBERT READ, *Icon and Idea. The Function of Art in the Development of Human Consciousness* (Cambridge, Mass. 1953), 51.

108 JOSEPH PAUL HODIN, *The Dilemma of Being Modern. Essays on Art and Literature* (London 1956), 59.

109 Vgl. BAUMEIER, *Das moderne Phänomen des Dionysischen und seine Entwicklung durch Nietzsche*, in: *Nietzsche-Studien* 6 (1977), 125; WOLFE (s. Anm. 37), 206.

110 Vgl. PAMVO BERYNDA, *Leksikon slavjanskich i russkich imen tolkovanie* (Kiev 1627); FEDOR POLIKAROV, *Leksikon treščinyj, sčec' rečenyj slavjanskich, ellinogreckich i latinckich slovoisčie* (Moskau 1704).

111 VASILIJ TREDIAKOVSKIJ, *Novyj i kratkij sposob k složeniju russkich slovoisčie* (Sankt Petersburg 1715), 35 f.

scher Erhabenheit und Unverständlichkeit der Rede: Den Dichtern wurde vorgeschrieben, sich im »Apollinistischem« zu maßigen, d. h. in der Verwendung eines apollonischen (mit Kirchen-slawen übersetzten) Stils. Wahrscheinlich folgte Trediakovskij hier Boileau, der im *Dialogue des héros de roman* (1688) die Autoren kritisierte, die auf eine schwülstige und hochtrabende Weise (»Phébus«¹¹²) schrieben, d. h. Phœbus und nicht Apollon verurteilen.¹¹³ Trediakovskij's Neologismen fanden jedoch keinen Eingang in die russische Sprache.

Als antithetisches Paar wurden Apollon und Dionysos erstmalig vermutlich von Aleksandr Puškin dargestellt. In seinem Gedicht *V načale žizni škola pomnju ja* von 1830 beschreibt er zwei namenlose »Idole«, von denen sich eines eindeutig als Apollon identifizieren läßt (»Дельфийский идола; delphisches Idol«); im anderen, dem »женнообразный« (weibartigen), »сластоуспажный« (wollüstigen), »лживый«¹¹⁴ (verlogenen) Wesen sieht man üblicherweise Dionysos. Das häufige Zitiere dieser Beschreibung während der Periode, in der die Lehre Nietzsches rezipiert wurde, entsprach der in Rußland einflußreichen Vorstellung, daß sich die russische Kultur nicht so sehr westliche Gedankenkonstruktionen zu eigen mache, als vielmehr darin ihre eigenen Intuitionen wiederfinde: So schrieb Dmitrij Merežkovskij 1900, daß das Jugendbuch Nietzsches den Russen die Zeilen Puškins – »русский пенец Аполлона

112 NICOLAS BOILEAU-DESPREAUX, *Dialogue des héros de roman* (1688), in: BOILEAU, 485.

113 Vgl. BORIS USPENSKIJ, *Iz istorii russkogo literaturnogo jazyka 17 – načala 19 veka* (Moskau 1985), 92 f.

114 ALEKSANDR PUŠKIN, *V načale žizni škola pomnju ja* (1830), in: Puškin, *Polnoe sobranie sočinenij*, Bd. 3 (Moskau 1948), 255.

115 DMITRIJ MEREŽKOVSKIJ, L. Tolstoj i Dostoevskij (1900), in: Merežkovskij, *Polnoe sobranie sočinenij*, Bd. 9 (Moskau 1914), IX.

116 Vgl. VJAČESLAV IVANOV, *Marginalia*, in: *Trudy i dni*, H. 4/5 (1912), 40–43; ROMAN JAKOBSON, *Sočinenija v simbolice Puškinovoj*, in: *Slovo a slovenost* 3 (1937), 11.

117 Vgl. AKIM VOLYN'SKIJ, *Literaturnye zametki: Apollon i Dionis*, in: *Severnyj Vestnik* 11 (1896), 232–255.

и Диониса»¹¹⁵ (des russischen Sängers von Apollon und Dionysos) – in Erinnerung gebracht habe. (Im übrigen wurde auch die Meinung vertreten, daß es sich beim zweiten von Puškin beschriebenen »Idol« nicht um Dionysos, sondern um Verus handle.)¹¹⁶

2. Zur Geschichte des Begriffs seit Nietzsche

Die Rezeption der Lehre von apollinisch – dionysisch währte im russischsprachigen Raum nicht lange, sie fiel jedoch in die Zeit eines außerordentlich reichen intellektuell-geistigen Lebens – in die Epoche der Moderne. 1896 erschien eine erste ausführliche Darlegung der *Geburt der Tragödie*.¹¹⁷ 1899 die erste Übersetzung des Buches. Während etwas mehr als eines Jahrzehnts wurden vier Übersetzungen in sieben Ausgaben verlegt, d. h. die Nachfrage ging weit über den (im damaligen Rußland nicht kleinen) Kreis derer, die es im Original lesen konnten, hinaus. Die Geschwindigkeit und das Ausmaß, mit dem man sich das Begriffspaar apollinisch – dionysisch aneignete, waren von der Neigung des russischen Denkens zu binären Konstruktionen wie auch vom besonderen Status der griechischen Antike in der russischen Kultur bestimmt – gleichviel, ob diese als den europäischen Kulturen verwandt und der gemeinsamen Wiege des »klassischen Altertums« verbunden verstanden wurde oder als einzige gesetzmäßige Erbfolgerin der hellenischen Weisheiten und deren Beschützern gegen die lateinisch-katholischen Verzerrungen. In Nietzsche selber sah man einen Lehrer nicht westlichen, sondern östlichen Typs, d. h. kinnend sich in wohlgeordneten Zuständen befindenden Träger einer systematisierten Gelehrsamkeit, sondern einen Verkünder von Lebenswahrheiten, die durch die persönlichen seelischen Qualen und den Mangel an offizieller Anerkennung bestätigt wurden. Mit anderen Worten wurde die Lehre des Apollinischen und Dionysischen als eine »eigene« aufgefaßt – der Methode (Binarismus), dem Gegenstand (das Hellenische) und der Autorenpersonlichkeit (ein verstorbener Prophet) nach.

Gleichzeitig entzog sich das russische Publikum nicht den Argumentationen westlicher Kritiker der *Geburt der Tragödie*. Man stellte fest, daß Nietzsches seine Lehre nicht mit streng wissenschaftlichen De-

weisen belegt¹¹⁸ und daß er in historischen Fakten bestenfalls Material für seine philosophischen Spekulationen gesehen habe.¹¹⁹ All dies wog er jedoch in den Augen seiner russischen Anhänger durch die Ausdruckskraft seiner Sprache vollständig auf: 1911 heißt es: »Очуждённые им с восхищённой меткостью и изяществом термины стали уже давно общим достоянием.«¹²⁰ (Seine mit einer hinreißenden Geschicklichkeit und Vortrefflichkeit geprägten Ausdrücke sind schon lange Allgemeingut geworden.)

Die Relevanz dieser These zeigt sich vor allem, wenn man sich der Mythopoetik des russischen Symbolismus zuwendet: Die große Ähnlichkeit, die den Reflexionen der Antinomie apollinisch – dionysisch im Weltbild der Literaten, vor allem der Dichter, verschiedener Generationen eigen ist, erlaubt es, diese Reflexionen in Form einer standardisierten Zusammenstellung polarer Kategorien und Eigenschaften zu verallgemeinern: Maß, Harmonie, Zentriertheit des Apollinischen – Maßlosigkeit, Disharmonie, Exzentrizität des Dionysischen; Geschlossenheit, Homogenität – Offenheit, Heterogenität; Strukturiertheit – Amorphie; Diskretion – Kontinuität; Linearität – Zirkularität; Spirale; Verinnerlichung – Veräußerung; Kultur; Künstlichkeit – Natur; Organik; Mittelbarkeit, Begrenztheit, sekundär – Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit, primär; Fiktionalität – Imaginativität; Kontemplation – Kreation; Werkästhetik – Performanzästhetik; Animus – Anima; maskuline, heroische Bewußtseinsintegration – feminine, duldende Bewußtseinsintegration; Erlösung im Jenseits – Erlösung in Diesseits; Zeugung von »oben« – Gebären von »unten«; Befreiung vom Fleisch – Befreiung durch das Fleisch.¹²¹

Das Hauptverdienst dabei, die Lehre des Apollinischen und Dionysischen zu reinterpreten und in den intellektuellen Kontext der russischen Moderne zu integrieren, kam Vjačeslav Ivanov zu. Wenngleich er den stimulierenden Charakter des Gedankengebäudes Nietzsches hoch einschätzte, hielt er doch einige seiner Schlüsselaussagen für unzureichend und wies in seinen Arbeiten *Elinskaia religija starožitogo boga* (1904–1905), *Dionis i Padiatisištvo* (1923) u. a. nach, daß das dionysische Prinzip nicht ein ästhetisches par excellence sei, sondern ein religiöses, und daß der Dionysos-

118 Vgl. ALEKSANDR KOP'TJAEV, *Muz'kal'noe mirovozrenie Nicče*, in: *Ežemeščnye sočinenija* 4 (1900), 192.

119 Vgl. GRIGORIJ RAČINSKIJ, *Tragedija Nicče. Opyt psichologii ličnosti* (1900), in: I. T. Vojkaja (Hg.), *Fridrich Nicče i russkaja religioznaja filosofija. Pervoe isledovanie, esse filosofov serebrjanogo veka*, Bd. 2 (Minsk 1996), 25.

120 PADDEJ ZELINSKIJ, *Fridrich Nicče i antičnosť*, in: *Vseobščij ežemeščnik* 12 (1911), 26.

121 Vgl. AAGE A. HANSEN-LOVE, *Der russische Symbolismus*, Bd. 3 [Manuskript] (Wien 1984), 479 f.

Monade. Was die Lyrik betrifft, so gebe es dionysische und apollinische Gedichte: Erstere seien nach dem Prinzip der Dyade aufgebaut, ihre Lösung werde erst durch den Leser hinzugebracht, in letzteren werde die harmonisierende Idee nicht hinzugebracht, sondern sie sei von Anfang an anwesend.¹²² Das klassische Paar des Erhabenen und Schönen ergänzte Ivanov durch die Kategorie des Chaotischen (dem Korrelat der psychologischen Kategorie des Wahnsinns) und stellte Entsprechungen her zwischen dem Erhabenen und der Idee des Überpersönlichen, dem Schönen und der des Außerpersönlichen, dem Chaotischen und der des Unpersönlichen, was er durch Apollon (das Männliche), Aphrodite (das Weibliche) und Dionysos (Zweigeschlechtlichkeit) symbolisiert sah.¹²³

Ivanov schlug eine mit der Dialektik des Aufstiegs als Anhäufung der Kräfte und Absteigens als deren Ausströmen verbundene Antinomie apollinisch – dionysisch als Grundlage für eine Konzeption des Schaffensprozesses vor. Diesen unterteilte er in die Phasen der Empfängnis und der Geburt eines Kunstwerkes, wobei die Empfängnis vom Prinzip des Aufstiegs bestimmt sei und aus den Stadien der dionysischen Ekstase, der dionysischen Epiphanie (dem intuitiven Schauen oder Erreichen von höheren Realitäten) und der kathartischen Beruhigung bestehe, die Geburt aber werde vom Prinzip des Absteigens bestimmt und umfasse Wiederholungen der Zustände der dionysischen Erregung, den apollinischen Traum (die als Schau des eigenen künstlerischen Ideals durchlebte Erinnerung an die Epiphanie) und die endgültige

künstlerische Verkörperung – die Synthese vom Apollinischen und Dionysischen.¹²⁴ Zur Beschreibung des kreativen Prozesses bedienten sich dieser Begriffe auch andere Autoren. So definierte Vladimir Ern das Schöpferium als eine Überwindung der Beharrlichkeit des Materials durch die Form (die Schaffensidee): «восторг донисийского вдохновения» (die Begeisterung der dionysischen Inspiration) lasse das träge Material in eine fließende, plastische Materie schmelzen, der die «аполлиническое видение»¹²⁵ (die apollinische Schau) die Form gebe, d.h. das Dionysische schaffe die Voraussetzung für den schöpferischen Aufbruch, das Apollinische sichere seinen kathartischen Ausgang.

In die Sphäre der Ethnopsychologie exportiert, drückt das Begriffspaar apollinisch – dionysisch, nach Ivanov, die grundlegende Gegensätzlichkeit der europäischen Nationen aus: Das Geistes- und Gefühlsleben der germanischen und romanischen Völker, die um den Preis äußeren Zwangs und innerer Selbstbeschränkung eine Rechtsordnung gewannen, beruhe auf den Ideen Apollons, während die Slaven immer Anhänger von Dionysos gewesen seien und darum dessen Opferschicksal geteilt hätten und noch teilten. Das zu Selbstdisziplin, Kooperation und sozialer Regulierung unfähige Slawentum bewahre jedoch in seinem Geist das Geheimnis «хорошего согласия» (der chorischen Eintönigkeit) und «непринудительного общения между людьми»¹²⁶ (des ungezwungenen menschlichen Austausches) – das Modell einer zukünftigen universalen Lebensorganisation. Die Gegenüberstellung des Westeuropäischen (vor allem des Deutschen) als Apollinisches mit dem Slavischen (vor allem dem Russischen) als Dionysischem wurde in der philosophischen Publizistik der russischen Moderne zu einem Gemeinplatz. So bemerkte Nikolaj Berdiaev: «Бог Аполлон, бог мужественной формы, не сходил в донисийскую Россию»¹²⁷ (Gott Apollon, der Gott der mutigen Form, stieg nicht in das dionysische Rußland herab). Den Vorzug des Dionysismus sah Berdiaev darin, daß die russische Seele danach strebe, die ontologische Unteilbarkeit von Subjekt und Objekt zu erhalten, und es ihr deswegen fremd sei, eine Kultur westlichen Typs, eine «буржуазно-

среднюю культуру»¹²⁸ (bourgeois-mittelmäßige Kultur), zu schaffen.

Als Beispiel für die Rezeption des Gedankenmodells Nietzsches in der schönen Literatur mag der Roman *Peterburg* (1913) von Andrej Belyj dienen. Die Antinomie apollinisch – dionysisch findet hier eine Verkörperung im Kampf des Prospektens, d.h. der europäischen Planimetrie in der imperialen Hauptstadt und der «Chaos» – der unbewussten Naturgewalt und dem asiatischen Element des russischen Unterbewußten. Auf der Ereignissebene entfaltet sich die Handlung im Umkreis des Versuchs einiger Terroristen, einen hohen Beamten zu liquidieren, der den Namen Apollon Apollonovič trägt und sich zu allen Numertieren, Alphabetisierten und Rechteckigen hingezogen fühlt. Das Dionysische erhält im Roman keine so eindeutige Personifikation, ist aber in der Beschreibung einiger Figuren, z.B. der den Beamten verlassenden Gattin, beteiligt. Der Antagonismus des Ehepaares wird als Konfrontation von Musik und Skulptur und von Veränderlichem und Stabilem präsentiert; ihr Sohn (ein ins Grotteske verzerrtes Alter ego des Autors) erscheint entweder als Apollon oder als Dionysos-Zagreus.¹²⁹ In der Vorstellung Aleksandr Bloks sind Kultur und Intelligenzja als Verkörperung des Apollinischen – «Цвет интеллигенции, цвет культуры пребывает в вечном аполлиническом сне»¹³⁰ (Die Blüte der Intelligenzja, die Blüte der Kultur befindet sich in einem ewigen apollinischen Traum) – der depsychologisierten Elementarkraft der Natur und des Volkes gegenübergestellt.¹³¹

Die dionysischen Ideen Ivanovs, die im damaligen russischsprachigen Kulturraum (Polen und Georgien eingeschlossen)¹³² auf eine durchaus große Resonanz stießen, wurden nicht selten nur oberflächlich verarbeitet – in diesem Sinne bewertete man z.B. das Manifest von Nikolaj Vaskovič *Dionisovo dejstvo sovremennosti* (1905) und die Tätigkeit seines *Teatr Dionisa* (1906). Die Gefahr, daß strebame Epigonen die symbolistischen Utopien profanisieren, wurde zum Anlaß für eine langwährende Diskussion, die die Führer des Symbolismus in Gang setzten, die in ihm eine rein ästhetische und keine religiös-gesellschaftliche Erscheinung sahen. Die Konfrontation der Ästhetiker und

«Apollinisten» mit den Propagandisten des «Dionysismus», die eine neue Runde im für die russische Kultur der Petersburger Periode fundamentalen Streit über das Verhältnis der Kunst zu Religion und Gesellschaftspraxis darstellte, führte zu einer Desintegration innerhalb der symbolistischen Bewegung, Sprachrohr der Bestrebung, das Apollinische zu rehabilitieren, wurde die Zeitschrift *Apollon* (1909–1918), deren Autoren sich für die Idee einer nichtengstirnigen Kunst einsetzten und das Bild vom Dichter als eines Meisters anstelle des von ihnen abgelehnten vom Dichter als Propheten kultivierten. Die Aufgabe, eine Reintegration innerhalb der Bewegung herbeizuführen, übernahm der Verlag *Moskva* (1910–1917): Seine Ideologen legten die Dichotomie apollinisch – dionysisch einer Konzeption der Kultur als Spannungsfeld zwischen den gleichwertigen wissenschaftlich-philosophischen und religiös-mythischen Polen zugrunde, oder – berücksichtigt man die personellen Orientierungen der «Musaget-Mitarbeiter» – zwischen dem Neukantianismus und der Anthroposophie.

Bereits 1909 warnte Ivanov, daß «Дионис в России опасен: ему легко явиться у нас ги-

128 BERDIAEV, Smysl tvorčestva (1916), in: Berdiaev, Filosofija svobody. Smysl tvorčestva (Moskau 1989), 323.

129 Vgl. ANDREA ZINK, Andrej Belyjs Rezeption der Philosophie Kants, Nietzsches und der Neukantianer (München 1998), 182–214 [Lit.-Überblick]; ROBERT MANN, Andrej Bely's 'Peterburg' and the Cult of Dionysus (Lawrence 1986).

130 ALEXANDR BLOK, Sčisla i kul'tura (1908), in: Blok, Sobranie sočinenij, Bd. 5 (Moskau/Leningrad 1962), 354.

131 Vgl. VLADIMIR PAPERNYJ, Blok i Niče, in: Tartu Ülikooli Toimetised 401 (1979), 84–106; ROLF-DIETER KLUGE, Zur Theorie des russischen Symbolismus, in: E. Reifner (Hg.), Literatur- und Sprachentwicklung in Osteuropa im 20. Jahrhundert (Berlin 1983), 79–88.

132 Vgl. MARIA SYMBORSKA-LEBODA, Estetičeskaja mysl' Vjačeslava Ivanova v kontekste teorii i antropologii teatra 20 veka, in: Studia Slavica 41 (1990), 279–289; TAT'JANA NIKOL'SKAJA, Receptija idej Vjač. Ivanova v Gruzii, in: Studia Slavica 41 (1990), 193–197.

122 Vgl. IVANOV, O kulturel'noj tragedii, O liricheskoj teme (1912), in: Ivanov, Sobranie sočinenij, Bd. 2 (Brüssel 1974), 191 f., 203 f.

123 Vgl. IVANOV, Simvolika estetičeskich načal (1905), in: Ivanov, Sobranie sočinenij, Bd. 1 (Brüssel 1971), 828 f.

124 Vgl. IVANOV, O granicah iskustva (1913), in: Ivanov, Sobranie sočinenij, Bd. 2 (Brüssel 1974), 630 f.

125 VLADIMIR ERN, Na puti k logizmu (1911), in: Ern, Sočinenija (Moskau 1991), 281.

126 IVANOV, Duchovnyj lik človečestva (1917), in: Ivanov, Sobranie sočinenij, Bd. 4 (Brüssel 1987), 670.

127 NIKOLAJ BERDIAEV, Duša Rossii (1915), in: Berdiaev, Sud'ba Rossii (Moskau 1990), 23.

большую силу, неистовством только разрушительным»¹³³ (Dionysos gefährlich in Rußland ist: Es ist leicht für ihn, bei uns als Verderben bringende Kraft, als nur zerstörerische Raserei zu erscheinen). In den auf den Oktober 1917 folgenden Ereignissen sahen Vertreter der russischen Moderne einen Zusammenbruch der Utopie von der »chorischen Einheit«. »Являясь Церцей, превратившая в свиней донисийствующих граждан»¹³⁴ (Es erschien Circe, die die dionysisierenden Bürger in Schweine verwandelte), bemerkte Sergej Bulgakov ironisch, und Berdjajev stellte in seiner *Filosofija neravnosti* (1923) den apollinischen, aristokratischen Hierarchismus als Ausdruck einer organischen Weltordnung dem dionysischen Egalitarismus als destruktivem, unkultiviertem und inhumanem Prinzip gegenüber.

Unter den sehr wenigen nicht zur Moderne gehörenden Autoren, die sich der Antinomie apollinisch – dionysisch zuwandten, verdient die Arbeit von Vikentij Veresnev *Apollon i Dionis* (1913–1914) erwähnt zu werden: Hier wurde die Wirkungsphäre von apollinisch – dionysisch deanthropologisiert und auf die gesamte organische Welt ausgeweitet; Apollon erscheint als Symbol für eine gesunde Fülle an Lebenskräften, Dionysos aber als deren krankhafter und zum Wahnsinn führender Überfluß.

Das seit den 1890er Jahren bekannte und seit etwa der Mitte der 1900er Jahre in Gebrauch gekommene Begriffspaar apollinisch – dionysisch verschwand ab der zweiten Hälfte der 1910er Jahre

133 IVANOV, Sporný (1909), in: Ivanov, *Sobranie sočinenij*, Bd. 3 (Brüssel 1979), 126.

134 SERGEJ BULGAKOV, *Na piru bogov* (1918), in: Bulgakov, *Izbrannye soč., Bd. 2* (Moskau 1993), 565.

135 Vgl. VLADIMIR IL'IN, *Apollon i Dionis v tvorčestve Puškina* (1938), in: *Vozroždenie 200* (1968), 29–46; IL'IN, *Apollon Grigor'ev. Snažduščij ruskij Dionis*, in: *Vozroždenie 151* (1964), 74–93; *Vozroždenie 152* (1964), 101–115.

136 Vgl. LENA SZILÁRD, *A karneválné élet. Vjacsezlav Ivanovič Mihail Bahtyng* (Budapest 1989); DRAGAN KUJUNDŽIĆ, *The Returns of History. Russian Nietzscheans after Modernity* (New York 1997).

137 BERNICE ROSENTHAL, Introduction, in: Rosenthal (Hg.), *Nietzsche in Russia* (Princeton 1986), 4.

138 ROSENTHAL, Introduction, in: Rosenthal (Hg.), *Nietzsche and Soviet Culture* (Cambridge 1994), 19 f.

Literatur

- BAUMEIER, MAX L., Das moderne Phänomen des Dionysischen und seine Entdeckung, durch Nietzsche, in: Nietzsche-Studien 6 (1977), 123–153; BEHLER, ERNST, Die Auffassung des Dionysischen durch die Brüder Schlegel und Friedrich Nietzsche, in: Nietzsche-Studien 12 (1983), 335–354; BEHLER, ERNST, Derrida – Nietzsche, Nietzsche – Derrida (München 1988); BEHRE, MARIA, »Des dunkeln Lichtes voll, Hölderlins Mythoskonzept Dionysos (München 1987); BISHOP, PAUL, The Dionysian Self. C. G. Jung's Reception of Friedrich Nietzsche (Berlin/New York 1993); BÖNING, THOMAS, Metaphysik, Kunst und Sprache beim frühen Nietzsche (Berlin/New York 1988); GANCIC, HUBERT, Nietzsches Antike, Vorlesung (Stuttgart/Weimar 1995); CLAIR, JEAN, Méthode. Contribution à une anthropologie des arts du visuel (Paris 1989); СЫМОРСКА-ЛЕВОДА, МАРИА, Драмат под знакомом Діонізо. Мій естетична а поетика глумков символізов респісич (Львів 1992); DAVIDSON, PAMELA, Vachslav Ivanov. A Reference Guide (New York 1969); DELEUZE, GILLES, Nietzsche et la philosophie (Paris 1962); DEPERMANN, MARIA, Nietzsche in Rußland, in: Nietzsche-Studien 21 (1992), 211–352; DESCOMBES, VINCENT, Le même et l'autre (Paris 1979); DETIENNE, MARCEL, Dionysos mis à mort (Paris 1977); DETIENNE, MARCEL, Les chemins de la déviance. Orphisme, dionysisme et pythagorisme, in: *Orfismo in Magna Grecia. Atti del quattordicesimo convegno di studi sulla Magna Grecia* (Napoli 1979), 49–70; DETIENNE, MARCEL, Dionysos à ciel ouvert (Paris 1980); DETIENNE, MARCEL, Apollon le coupeur à la main (Paris 1998); DODDS, ERIC ROBERTSON, The Greeks and the Irrational (Berkeley/Los Angeles 1951); DUMÉZIL, GEORGES, Apollon sonore et autres essais. Esquisses de mythologie (Paris 1982); FOUCAULT, PAUL FRANÇOIS, Le culte de Dionysos en Attique (Paris 1964); GELIE, HANNA, Die Tränen des Apoll. Zur Bedeutung des Dionysos in der Philosophie Ernst Blochs (Tübingen 1990); GERNET, LOUIS, Anthropologie de la Grèce antique (Paris 1968); HAMACHER, WERNER (Hg.), Nietzsche aus Frankreich (Frankfurt/Berlin 1986); ISLER-KERÉNYI, CORNELIA, Apollo e Dioniso, in: S. Settis (Hg.), I Greci. Storia, cultura, arte e società, Bd. 3 (Turin 2000); JEAN-MAIRE, HENRI, Dionysos. Histoire du culte de Bacchus (Paris 1931); KEIN, OTTO, Das Apollinische und Dionysische bei Nietzsche und Schelling (Berlin 1935); KLOS-SOWSKI, PIERRE, Un si funeste désir (Paris 1963); KLOS-SOWSKI, PIERRE, Nietzsche et le cercle vicieux (Paris 1969); KORENEVA, MARINA, D. S. Merežkovskij und die deutsche Kultur (Nietzsche und Goethe), in: Zeitschrift für Slavistik 37 (1992), H. 4, 512–537; LANE, ANN, Nietzsche in Russian Thought. 1890–1917 (Madison 1976); MACDOUGALL, WILLIAM, The Apollonian and Dionysian Theories of Man (1939), in: MacDougall, Religion and the Science of Life (London 1934), 36–50; MAFFESOLI, MICHEL, L'ombre de Dionysos. Contribution à une sociologie de l'orgie (Paris 1982); MEIER,

THEO, Nietzsche und die Kunst (Tübingen/Basel 1993); Polartat – das Apollinische und das Dionysische [Auskat.] (Recklinghausen 1961); REINITZ, BARBARA VON, Ein Kommentar zu Friedrich Nietzsche, »Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik«, Kap. 1–12 (Stuttgart 1992); ROSENTHAL, BERNICE (Hg.), Nietzsche in Russia (Princeton 1986); ROSENTHAL, BERNICE (Hg.), Nietzsche and Soviet Culture (Cambridge 1994); SILK, MICHAEL STEPHEN/STERN, JOSEPH PETER, Nietzsche on Tragedy (Cambridge 1981); SLOTERDIJK, PETER, Der Denker auf der Bühne. Nietzsches Materialismus (Frankfurt a.M. 1986); THATCHER, DAVID S., Nietzsche in England 1890–1914 (Toronto/Buffalo 1970); VATTIMO, GIANNI, Nietzsche heute?, in: Philosophische Rundschau (1977), 67–91; VERNANT, JEAN-PIERRE, La mort dans les yeux. Figures de l'autre en Grèce antique (Paris 1983); VERNANT, JEAN-PIERRE, Le Dionysos naqué des »Bacchantes d'Euripide, in: L'Homme 93 (1983), 31–58; VERNANT, JEAN-PIERRE/FRONTISI-DUCROUX, FRANÇOISE, Figures du masque en Grèce antique, in: Journal de Psychologie (1983), 53–69; VOGEL, MARTIN, Apollinisch und Dionysisch. Geschichte eines genialen Irrtums (Regensburg 1966).

Zügellosigkeit/Tugend zur Zeit der
Aufklärung

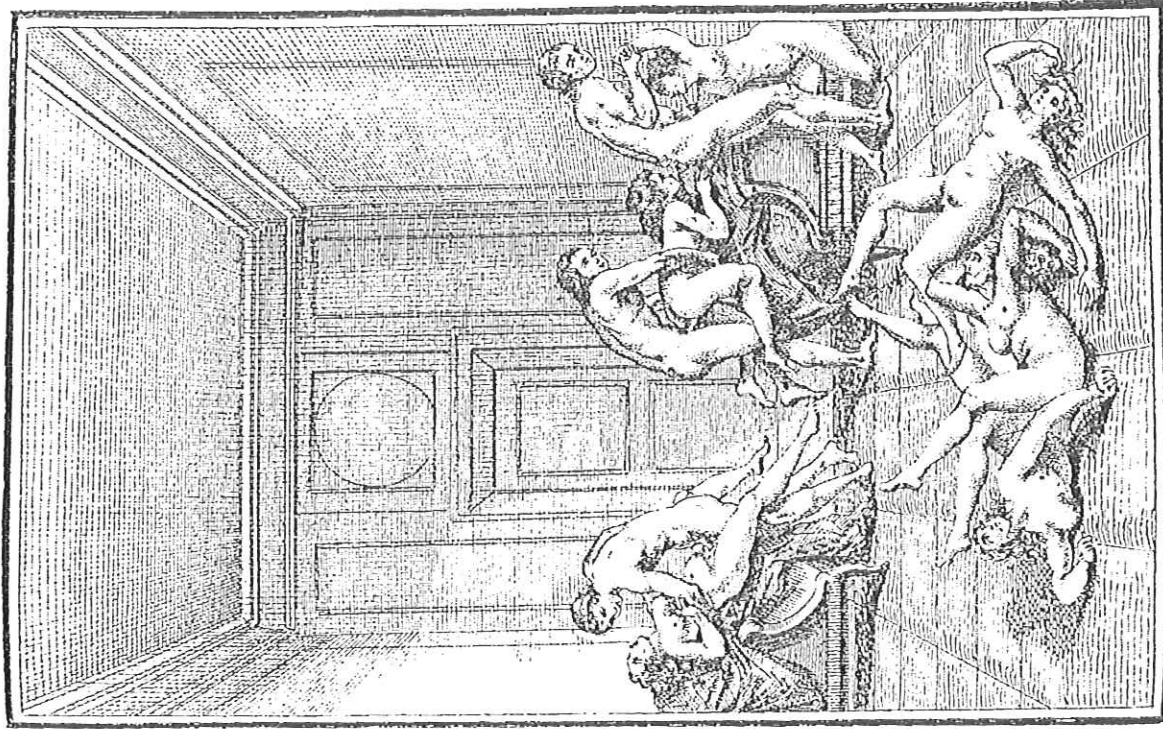
Donatien-Alphonse-François
de Sade

Justine

oder

Die Leiden der Tugend

Könemann



Inhalt

Erster Teil	7
Zweiter Teil	169
Dritter Teil	297
Vierter Teil	511

©1995 für diese Ausgabe
Könemann Verlagsgesellschaft mbH
Bonner Straße 126, D-50968 Köln

Herausgegeben von Bettina Hesse
Satz und Gestaltung: Andreas Pohlmann 714
Cover: Peter Feierabend
Herstellungsverantwortlicher: Detlev Schaper
Printed in Hungary
ISBN 3-89508-085-3
10 9 8 7 6 5 4 3

I. Kapitel

Einleitung — Justinens erstes Abenteuer

Das sollte die Hauptaufgabe der Philosophie sein: die Mittel und Wege zu erforschen, deren sich das Schicksal zur Erreichung seiner Ziele bedient. Daraus müßte sie dann Verhaltensmaßregeln für den armseligen Zweifüßler, Mensch genannt, herleiten, daß er auf seinem dornenvollen Pfade nicht immer abhängig sei von den bizarren Launen jener dunklen Macht, die man nacheinander Bestimmung, Gott, Vorsehung, Zufall getauft hat.

Wenn wir nun bei solchen Studien finden, daß die Bösen für ihre Missetaten Lohn statt Strafe ernten, werden da nicht Menschen, die von vornherein, aus Anlage oder Temperament, zum Bösen neigen, mit Recht schließen, es sei besser, sich dem Laster offen zu weihen, als ihm zu widerstreben — entgegen unseren lächerlichen, abergläubischen, unnützen Moralgesetzen? Werden sie nicht mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß die Tugend, wenn sie zu schwach ist, gegen das Laster anzukämpfen, gewiß nicht die Partei ist, zu der man sich schlagen soll, und daß man in einer so verderbten Zeit wie der unseren nichts besseres tun kann, als so zu sein wie alle anderen? Oder philosophischer gesagt: könnten sie nicht mit dem Engel Jesrad aus »Zadig« sagen: 'es gibt nichts Böses, aus dem nicht ein Gutes entstünde', und wenn wir daher Böses tun, so ist es nur ein anderer Weg zur Erzielung des Guten... Werden sie aber nicht vor allem sagen, daß, wenn Tugend und Laster gleichermaßen in den Absichten der Natur liegen und wir das Laster immer triumphieren, die Tugend immer unterliegen sehen, es klar zutage liegt, auf welcher Seite wir zu kämpfen haben?

Um diese Lehre, die nicht länger mehr verschleiert werden darf, zu unterstützen, wollen wir die Geschichte der tugendhaften Justine erzählen. Es wird Zeit, daß die Dummköpfe einmal aufhören, jenes Idol einer lächerlichen »Tugend« anzubeten, die ihnen nur mit Undank lohnt, und daß andererseits die Verständigen sich sicherer fühlen, wenn sie einmal deutlich sehen, wie Glück und Wohlfahrt dem Laster mit fast unumstößlicher Sicherheit folgt. Es ist gewiß peinlich, das furchtbare Ungemach schildern zu müssen, das die sanfte und tugendhafte Justine verfolgt und auf der andern Seite zeigen zu müssen, wie glücklich die Leute sind, die eben dieses Mädchen quälen und zu Tode hetzen. Aber der Autor, Philosoph genug, um nur die Wahrheit zu lieben, ist erhaben über diese Unannehmlichkeiten. Grausam durch Notwendigkeit, reißt er mit kühner Hand all die Hüllen des Aberglaubens herab, mit denen die Dummheit ihre »Tugend« schmückte, und zeigt dem Unwissenden einmal das Laster in all seinem wunderbaren Reiz.

Dies sind die Absichten, die uns bei Abfassung unseres Werkes leiten sollen. Und zu diesem Behufe müssen wir uns der zynischsten Sprache, der unsittlichsten und gottlosesten Ideen bedienen, um das Verbrechen so zu malen, wie es ist, das heißt, immer triumphierend, immer zufrieden, immer beglückt, und ebenso die Tugend, wie sie wirklich aussieht: immer unglücklich, immer leidend, immer unterliegend.

Juliette und Justine, beide Töchter eines sehr reichen Pariser Bankiers, wurden bis zu ihrem vierzehnten, beziehungsweise fünfzehnten Lebensjahr in einem der berühmtesten Stifte von Paris erzogen. Dort wurde ihnen kein Ratschlag, kein Buch, keine Unterweisung vorenthalten, und sowohl die Sittlichkeit, wie die Religion und die freien Begabungen schien jede der jungen Mädchen für sich ausgebildet zu haben.

In diesem für die Tugend junger Mädchen sehr bedrohlichen Alter kam es, daß ihnen eines Tages plötzlich alles fehlte. Ein vollständiger Bankrott brachte ihren Vater in eine so peinvolle Lage, daß er an dem Kummer starb. Seine Frau folgte ihm einen

Monat später nach. Zwei gleichgültige, entfernte Verwandte beerbten, was mit den jungen Waisen geschehen sollte. Ihre Erbschaft betrug, da alles von den Gläubigern verschlungen worden war, 100 Taler für jede. Da sich niemand um sie weiter kümmern wollte, öffnete man ihnen die Pforten des Klosters und ließ ihnen die Wahl zu werden, was sie wollten.

Die lebhaft, sehr hübsche, eitle und verdorbene, ältere Juliette schien nur erfreut zu sein, nicht mehr in einem Kloster vegetieren zu müssen, ohne an die Ursache zu denken, während die harmlosere, interessantere vierzehnjährige Justine, die von der Natur einen düsteren und romantischen Charakter erhalten hatte, mehr das Furchtbare ihres Geschickes empfand.

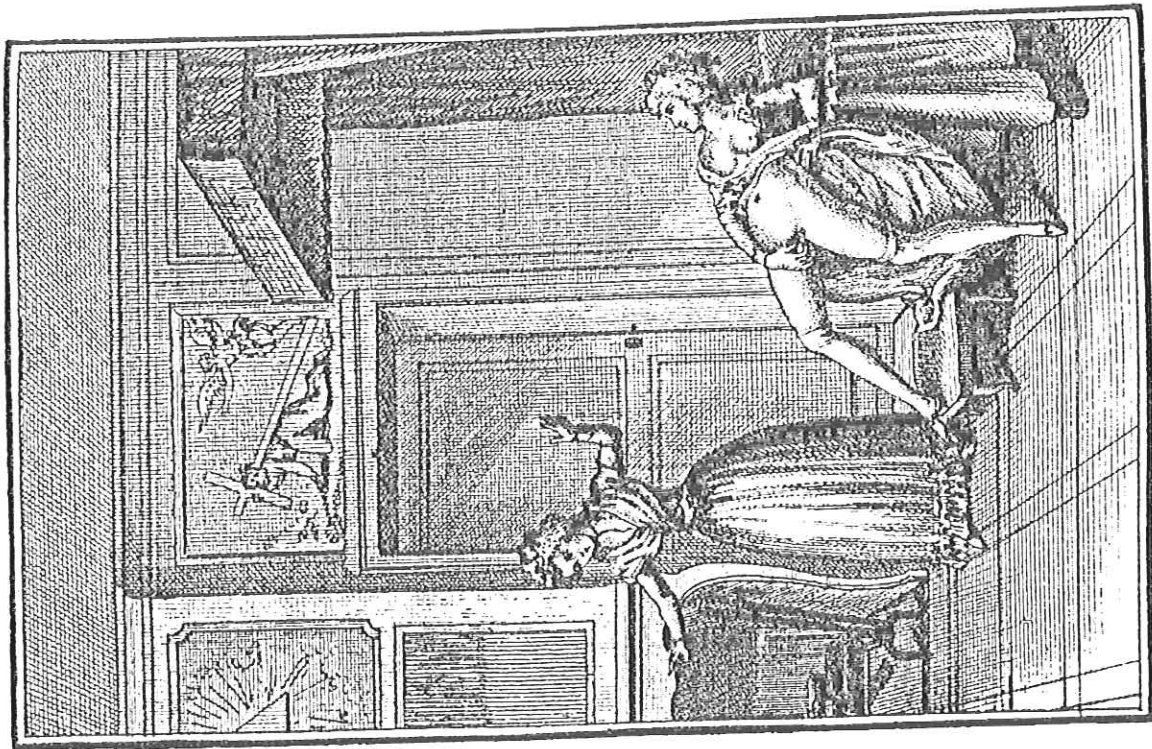
Dieses junge, vielseitig begabte Mädchen besaß die Schönheit der wundervollen Jungfrauen Raphaels. Große braune, seelenvolle Augen, eine weiche, schmelzartige Haut, eine zarte und biegsame Taille, runde und von der Liebesgöttin selbst gezeichnete Formen, eine bezaubernde Stimme und neben einem entzückenden Munde die schönsten Haare der Welt. So sah sie aus, und ihre Reize standen weit über dem, was die Feder leblos beschreiben kann. Der Leser möge sich alles vorstellen, was seine Phantasie an Verführerischem sich ausdenken kann, und es wird hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Man hatte beiden vierundzwanzig Stunden Frist zum Verlassen des Stiftes gegeben. Juliette war bemüht, die Tränen Justins zu stillen. Als sie sah, daß ihr das nicht gelang, begann sie mit ihr zu zanken, statt sie zu trösten. Sie warf ihr ihre Empfindsamkeit vor. Sie sagte mit weit über ihren Jahren stehenden Gedanken, daß man über nichts in dieser Welt bestürzt sein sollte, und daß man in sich genug starke physische Erregungen finden könnte, um solche moralischen Angriffe abzuschlagen. Daß die wahre Klugheit darin bestände, die Zahl seiner Freuden und nicht die seiner Leiden zu vermehren. Mit einem Wort, daß man nichts unterlassen dürfe, um in sich jene niederträchtige Empfindsamkeit zu ertöten, aus der bloß die anderen Nutzen ziehen, während sie uns nur Sorgen eintrage.

»Sich«, sagte sie, indem sie sich vor den Augen ihrer Schwester auf ein Bett warf und die Röcke bis über den Nabel emporhob, »so mache ich es, wenn ich Kummer habe. Ich kitzle mich... ich entlade und das tröstet mich.«

Der anständigen und tugendhaften Justine war diese Handlung ein Greuel. Sie wandte die Augen ab, und Juliette fuhr fort, indem sie ihr hübsches, kleines Löchelchen weiter rieb: »Justine, du bist dumm. Du bist schöner als ich, trotzdem werde ich immer die glücklichere sein.« Nun fing die Hure an zu stöhnen und ihre junge Samenflüssigkeit, die vor den gesenkten Augen der Tugend ausgespritzt wurde, ließ die Tränen versiegen, die sie anders vielleicht ebenso wie ihre Schwester, vergossen hätte. »Du bist toll, daß du dir Sorgen machst«, fuhr dies wollüstige Mädchen fort, indem sie sich neben Justine setzte. »Bei unserer Gestalt und dem Alter, in dem wir beide sind, ist es unmöglich, daß wir vor Hunger umkommen.« Bei dieser Gelegenheit machte sie sie auf die Tochter einer ihrer Nachbarinnen aufmerksam, die, nachdem sie aus dem Elternhaus entwichen war, heute mit glänzenden Mitteln ausgehalten wurde und zweifellos viel glücklicher war, als wenn sie in dem Schoß ihrer Familie geblieben wäre. »Man muß sich wohl hüten, zu glauben«, fügte sie hinzu, »daß die Heirat ein Mädchen glücklich macht. Wenn sie einmal am Altar Hymens gefesselt wurde, hat sie neben vielen Unannehmlichkeiten sehr wenig Vergnügen zu erwarten; während sie, wenn sie sich dem freien Leben hingibt, sich immer vor den Gewalttätigkeiten ihres Liebhabers beschützen oder sich durch die große Zahl von Anbetern trösten kann.« Bei dieser Rede schauderte Justine. »Eher würde ich den Tod vorziehen«, sagte sie, und so viel ihr auch ihre Schwester vorhalten mochte, sie weigerte sich hartnäckig, mit ihr zusammen zu wohnen, wenn sie sich einer Lebensführung zuwenden würde, die ihr ein Greuel war.

So trennten sich also die beiden jungen Mädchen, ohne ein Widersprechen zu besprechen. Hätte Juliette, die eine große Dame werden sollte, ein kleines Mädchen empfangen sollen, deren tugendhafte Neigungen ihr Schande gemacht hätten; und anderer-



seits: hätte Justine sich in die Gefahr begeben sollen, ihre Sitten durch die Gesellschaft eines perversen Geschöpfes verderben zu lassen, das sich der öffentlichen Lust in die Arme warf?

Wenn der Leser gestattet, verlassen wir jetzt auf einige Zeit die-
ses kleine wollüstige Mädchen, damit wir ausführlicher die Le-
bensgeschichte unserer keuschen Heroine erzählen können.

Man kann leicht sagen: Es muß ein wenig Tugend in der Welt
geben; und es ist für einen Biographen viel angenehmer, an dem
Helden, den er beschreibt, Züge von Reinheit und Wohltätigkeit
zu zeigen, als den Geist ununterbrochen auf Ausschweifungen
und Grausamkeiten richten zu müssen, wie der es tun muß, der
in der Folge dieses Werkes die sehr skandalöse und ausschwei-
fende Geschichte der schamlosen Juliette vorführt.

Justine hatte seit ihrer Kindheit eine mütterliche Freundin an
der Schneiderin ihrer Mutter, und so glaubte sie, daß diese auch
jetzt für ihr Mißgeschick empfänglich sein würde. Sie suchte sie
auf, teilte ihr ihr Unglück mit und verlangte von ihr Arbeit. Aber
man wollte sie kaum erkennen und schickte sie mit rauen Wor-
ten fort.

»Himmel«, sagte das arme Geschöpf, »müssen schon die ersten
Schritte, die ich in der Welt mache, von Kummer begleitet sein!
Diese Frau liebte mich früher, warum stößt sie mich heute zu-
rück? Ach! Ich bin ja jetzt eine Waise und arm, ich habe keine
Unterstützung mehr auf Erden und man liebt nur Leute, von de-
nen man hofft, Annehmlichkeiten zu empfangen.« In Tränen ge-
badet, wendete sich Justine an ihren Beichtvater und schilderte
ihm ihre Lage mit der Leidenschaft ihres Alters. Sie war weiß
gekleidet, ihre Haare waren nachlässig in ein großes Tuch einge-
schlagen. Ihre zart entwickelte Brust blieb dem Auge des Lüst-
lings durch einen doppelten Gazeschleier verborgen. Ihr hüb-
sches Gesicht war bleich durch die Aufregung, und Tränen stan-
den ihr in den Augen, was ihr Gesicht noch interessanter mach-
te. Man konnte unmöglich schöner sein.

»Sie sehen mich, mein Herr«, sagte sie zu dem heiligen Kir-

chenmann, »in einer Lage, die für ein junges Mädchen fürchter-
lich ist. Ich habe Vater und Mutter verloren. Der Himmel hat sie
mir in einem Alter entführt, in dem ich ihre Hilfe am meisten be-
nötigt hätte. Sie sind als zugrunde gegangene Leute gestorben.
Ich besitze nichts mehr. Das ist alles, was sie mir hinterlassen
haben«, fuhr sie fort, indem sie ihm 12 Louis zeigte, »ich besitze
kein Plätzchen, auf dem ich mein armes Haupt ausruhen könnte.
Sie werden mit mir Mitleid haben, nicht wahr? Sie sind ein Die-
ner der Religion, und die Religion ist der Schoß aller Tugenden.
Im Namen Gottes, den ich mit allen Kräften meiner Seele liebe,
im Namen des höchsten Wesens, dessen Werkzeug Sie sind, sa-
gen Sie mir als mein zweiter Vater, was ich tun soll, was ich wer-
den soll?« Der barmherzige Prieester erwiderte darauf, indem er
Justine durch sein Lorgnon betrachtete, daß die Pfarre sehr über-
lastet wäre, sodaß es schwierig sei, neue Almosen von ihr zu er-
halten; aber wenn Justine ihm dienen wolle, wenn sie grobe Ar-
beit verrichten wolle, gäbe es immer für sie ein Stück Brot in sei-
ner Küche. Da der Gottesmann bei diesen Worten ihr sachte die
Röcke über ihrem Popo zusammengezogen hatte, um sie besser
betrachten zu können, stieß ihn Justine, die seine Absichten er-
riet, zurück, indem sie sagte:

»Mein Herr, ich verlange weder ein Almosen, noch eine Stelle
als Dienerin. Ich wünsche Ratschläge, weil ich ihrer bei meiner
Jugend und meinem Unglück bedarf, aber Sie wollen sie mir zu
teuer erkaufen lassen.« Der Diener Christi, der sich schämte,
durchschaut zu sein, erhob sich wütend. Er rief seine Nichte
und seine Magd: »Jagen Sie mir diese kleine Schurkin hinaus«,
rief er ihnen zu, »Sie werden nicht erraten, was sie mir soeben
vorschlug. So verdorben schon und noch so jung!... Und das
einem Manne, wie ich es bin! Hinaus mit ihr... hinaus, oder ich
lasse sie verhaften!« Und die unglückliche, verstoßene und
beschimpfte Justine sah sich gezwungen, ein kleines möbliertes
Zimmer im fünften Stock zu mieten, um ihren Tränen freien
Lauf lassen zu können. Sie bezahlte es im voraus, und gab sich
nun ganz ihrem Kummer hin, der um so bitterer war, als sie von

XIX. Kapitel

*Unverhofftes Wiedersehen — Philosophische Abhandlung —
Neuer Beschützer — Die Ungeheuerlichkeiten einer alten Be-
kannten verderben alles — Merkwürdige Leidenschaft eines
Machtmenschen — Verlassen von Grenoble*

Beim Verlassen des Gefängnisses mietete sich Justine in einem ziemlich netten Gasthofe ein. Ihre Absicht war es, dem Rat des Herrn S... zu folgen und einige Zeit in Grenoble zu verbringen, um hier Stellung zu finden. In diesem Gasthofe aß sie an der Table d'hôte, und am zweiten Tage nach ihrer Ankunft bemerkte sie, daß sie von einer sehr kräftigen Dame, die man Baronin nannte, besonders aufmerksam beobachtet wurde. Justine glaubte sie wiederzuerkennen, und bald traten die beiden aufeinander zu wie zwei Personen, die sich kennen, aber nicht wissen woher. »Täusche ich mich, mein Fräulein«, sprach die Baronin, »oder sind Sie nicht das Mädchen, das ich vor zehn Jahren aus der Conciergerie rettete, und erkennen Sie nicht in mir die Dubois?« Wenig angenehm berührt von dieser Entdeckung, antwortete Justine doch mit großer Höflichkeit. Da sie aber mit der geschicktesten Schurkin Frankreichs zu tun hatte, war es ihr unmöglich zu entschlüpfen. Schwach wie gewöhnlich, ließ sich Justine verlocken, mit dieser Frau in ihr Zimmer zu gehen, um ihr über ihre Erlebnisse zu berichten. »Meine teure Freundin«, wiederholte die Dubois, nachdem sie sie angehört hatte, »ich muß dir schon mitteilen, daß meine Laufbahn ganz verschieden war von der, die du einschlugst; mein Glück ist gemacht, und alles, was ich besitze, steht dir zu Diensten. Sieh«, sagte sie und öffnete eine Kasse voll mit Gold und Diamanten, »das sind die Früchte meines Fleißes. Wenn ich der Tugend so ergeben gewesen wäre wie du, wäre ich bereits eingesperrt oder gehängt.« — »O, Madame, wenn Sie dies alles nur Verbrechen verdanken«, erwiderte Justi-

ne, »so werden Sie es nicht lange genießen, denn die Vorsehung ist immer gerecht.« — »Ein Irrtum«, erwiderte die Dubois. »Glaube ja nicht, daß deine phantastische Vorsehung jemals deine Tugend beschützt, aber ich sehe, deinen Verstand werde ich niemals erobern können, so laß mich wenigstens dein Herz besitzten; ich bedarf deiner, verweigere mir nicht deine Hilfe. Hier sind 1.000 Louis, sie sollen dir gehören, wenn der Streich gelingt.« Die tugendhafte Justine, die nur ihrem Wunsche, Gutes zu tun, gehorchte, fragte sofort, worum es sich handle. »Ich will es dir sagen«, antwortete die Dubois. »Hast du den jungen Kaufmann aus Lyon bemerkt, der seit vier oder fünf Tagen neben uns speist?« — »Dubreuil? Gewiß.« — »Nun, er ist in dich verliebt, er hat es mir anvertraut; dein bescheidenes, sanftes Aussehen, so wie deine Tugend haben ihn entzückt. Dieser romantische Liebhaber besitzt 800.000 Francs in Gold und in Papieren und bewahrt es in einer Kasse unter seinem Bett. Ich werde ihm mitteilen, daß du mit ihm außerhalb der Stadt zusammenkommen willst; du wirst ihn eine Zeitlang vom Hause entfernt halten und ich werde ihn während dieser Zeit bestehlen, werde aber nicht flüchten. Die Beute soll bereits in Lyon sein, wenn ich noch in Grenoble bin. Trotzdem werde ich bald abreisen, du wirst mir nachfolgen und die 1.000 Louis erhältst du an der Grenze.« — »Ich willige ein«, erwiderte Justine, entschlossen, den jungen Mann zu warnen. »Aber bedenken Sie«, fuhr sie fort, um die Verbrecherin zu täuschen, »daß, wenn Dubreuil in mich verliebt ist, ich aus ihm viel mehr Nutzen ziehen kann, wenn ich mich ihm hingebe.« — »Vorzüglich«, erwiderte die Dubois, »das nenne ich eine gute Schülerin; nun denn, da hast du das Doppelte«, sprach sie und stellte Justine ein Billert aus. »Gut«, erwiderte Justine, »aber ich bitte, es mir meiner Schwäche und Armut gutschreiben, wenn ich mich von Ihren Verlockungen verführen lasse.« — »Wie du willst, nur bediene mich gut und du sollst auch mit mir zufrieden sein.«

Justine, in ihren Plan vertieft, begann noch am selben Abend Entgegenkommen zu zeigen. Bald erriet sie die Gefühle, die der

junge Mann für sie besaß. Sie war in einer verzweifelter Lage; einerseits war sie fest entschlossen, das verlangte Verbrechen nicht zu beghehen, andererseits wieder widerstrebte es ihr, die Dubois zu verraten, denn sie war ihr noch für die einstige Lebensrettung dankbar.

An dem für die Spazierfahrt vorhergehenden Tage lud die Dubois Dubreuil und Justine ein, in ihrem Zimmer zu speisen. Nachdem das Mahl vorüber war, stiegen die beiden jungen Leute hinab, um den Kutscher, der den Wagen bespannte, anzutreiben. Da die Dubois nicht mitgegangen war, befand sich Justine allein mit ihrem Liebhaber. »Mein Herr«, sprach sie hastig zu ihm, »besitzen Sie in diesem Gasthofe jemand, dem Sie Vertrauen schenken können?« — »Jawohl, einen jungen Geschäftsfreund, auf den ich mich wie auf mich selbst verlassen kann.« — »Nun denn, mein Herr, dann sagen Sie ihm, er möge Ihr Zimmer nicht einen Augenblick lang verlassen, während Sie mit mir spazieren fahren.« — »Aber ich habe doch den Schlüssel zu diesem Zimmer, was bedeuten diese Vorsichtsmaßregeln?« — »Sie sind nötiger als Sie denken, mein Herr; ich beschwöre Sie, handeln Sie so, wie ich Ihnen sage oder ich gehe nicht mit Ihnen aus. Die Frau, bei der wir speisten, ist eine Schurkin, sie hat unsere gemeinsame Ausfahrt nur arrangiert, um Sie besser bestehlen zu können; beeilen Sie sich, sie beobachtet uns, sie ist gefährlich. Bis wir im Wagen sind, will ich Ihnen alles weitere erklären.« Dubreuil befolgte den Ratschlag Justinens. Er drückte ihr die Hand, um sich bei ihr zu bedanken, gab seine Befehle und man fuhr ab. Unterwegs erzählte Justine das ganze Abenteuer, belehrte auch ihren jungen Liebhaber über das unglückliche Erlebnis, durch das sie mit der Dubois zusammengetroffen war. Der ehrliche und zartfühlende Dubreuil bezeugte die lebhafteste Dankbarkeit für den erwiesenen Dienst; er erkundigte sich teilnahmsvoll nach der Lage Justinens und machte ihr den Antrag, ihr so gut als es ihm möglich sei zu helfen. »Ich bin glücklich, das Unrecht gutmachen zu können, das Ihnen durch das Schicksal zugefügt wurde, mein Fräulein«, sprach er. »Ich bin mein eigener Herr und hänge von

niemandem ab. Ich befinde mich auf der Reise nach Genf, um dort die Summen anzulegen, die Ihr guter Ratschlag mir gerettet hat. Sie folgen mir dorthin nach und wir wollen nach Lyon als Brautleute zurückkehren.«

Ein derartiges Anerbieten war Justine zu angenehm, als daß sie es ausschlagen hätte können; trotzdem glaubte sie, es nicht annehmen zu dürfen, ohne Dubreuil von allem zu erzählen, was ihn diese Tat bereuen lassen hätte können. So plauderten die beiden und befanden sich fast 2 Meilen weit von der Stadt entfernt, als plötzlich Dubreuil ein Unwohlsein empfand. Er übergab sich mehreremal und mußte schließlich nach Grenoble zurückkehren. Man trug ihn in sein Zimmer und ein Arzt wurde geholt. Gerechter Gott, der unglückliche junge Mann war vergiftet. Justine eilte erschreckt in die Gemächer der Dubois. Die Niederträchtige, sie war abgereist. Unsere Heldin eilte in ihr eigenes Zimmer, der Schrank war aufgesprengt und ihr geringes Besitztum gestohlen. Kein Zweifel, die Dubois war die Urheberin all dieser Verbrechen. Sie war bei Dubreuil eingetreten, und ärgerlich darüber, dort jemanden zu finden, hatte sie sich an Justine gerächt. Schon beim Speisen hatte sie den jungen Mann vergiftet, damit sich der Unglückliche mehr mit seinem Leben als mit seinem Schatze befaßte. Überdies rechnete die Verbrecherin darauf, daß Justine der Tat verdächtig werde. Unser armes Waisenkind kehrte zu Dubreuil zurück, der sich nur mehr mit Gott beschäftigte und im Begriff stand, seine Seele auszuhauchen. Er bat noch, Justine nicht zu verfolgen, und starb. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sein junger Geschäftsfreund Justine zu beruhigen trachtete, indem er von diesem letzten Vernachtnis erzählte. Justine ihrerseits erzählte alles, was ihr zugestoßen war, Valbois. Er beklagte sie, riet ihr aber dringend, um jedem Verdacht zu entgehen, zu flüchten.

»Das Unglück, das Sie bei dieser Hilfeleistung empfunden haben, würde mich ermuntern, etwas für Sie zu tun, aber ich beginne erst, Handel zu treiben, ich bin noch jung und bin verpflichtet, der Familie Dubreuil's Rechnung über sein Vermögen abzu-

legen. Gestatten Sie mir also, daß ich mich auf einen kleinen Dienst beschränke, den anzunehmen ich Sie bitte. Hier sind 6 Louis, ferner führe ich Sie einer ehrlichen Geschäftsfrau aus Châlons-sur-Saône, meiner Vaterstadt, vor. Sie kehrt dorthin zurück, wenn sie von Lyon kommt; ich übergebe Sie ihrer Obhut. Madame Bertrand«, fuhr Valbois fort und stellte Justine vor. »Hier ist das junge Mädchen, von dem ich Ihnen gesprochen habe. Sie wünscht eine Stellung zu finden, und ich bitte Sie, sich ihrer anzunehmen, als wenn es meine Schwester wäre. Adieu, mein Fräulein«, fuhr Valbois fort und bat Justine, sie umarmen zu dürfen. »Madame Bertrand bricht morgen auf, lassen Sie es sich gut gehen, und hoffentlich werde ich Sie in meiner Vaterstadt sehen.«

Die vornehme Handlungsweise des jungen Mannes entlockte Justine Tränen. Sie stimmte allem zu und zog sich dann zurück.

Es war noch nicht spät, das Bedürfnis, frische Luft zu atmen, hatte Justine an das Ufer der Isère geführt und wie gewöhnlich führten ihre Gedanken sie weit fort. Ein kleines Wäldchen festelte ihren Blick und sie setzte sich ein wenig nieder, um zu träumen. Plötzlich wurde sie von drei Männern erfaßt. Der eine legte ihr die Hand auf den Mund und die beiden anderen warfen sie in einen Wagen, der sogleich davonfuhr. Drei Stunden vergingen in rasender Fahrt, ohne daß einer der Briganten Antwort auf die zahlreichen Fragen Justinens gegeben hätte. Obgleich es Nacht war, hatte man doch die Vorhänge herabgelassen und Justine konnte nichts sehen.

Endlich langte der Wagen vor einem Haus an. Die Tore öffneten und schlossen sich alsbald wieder. Ihre Führer stießen sie durch mehrere dunkle Gemächer und ließen sie schließlich in einem schwach erleuchteten Zimmer allein. »Hier bleibe«, sprach einer der Briganten mit lauter Stimme, »du wirst bald Bekanntschaft wiederfinden.« Und die Schufte verschwanden, indem sie die Türe sorgfältig verschlossen. Im selben Augenblick öffnete sich eine andere und Himmel, wer trat ein, es war die Dubois, die Dubois selbst, dieses abscheuliche Ungeheuer, das nach Rache dürstete. »Kommen Sie, entzückendes Mädchen«, sprach sie,

»empfangen Sie den Preis der Tugend, der Sie sich auf meine Unkosten ergeben haben. Ah! Schurkin, ich will dich lehren mich zu verraten.« — »Ich habe Sie niemals verraten«, erwiderte hastig Justine, »nein, niemals, erkundigen Sie sich nur.« — »Hast du dich nicht dem Verbrechen, das ich plante, widersetzt; hast du es nicht verhindert, unwürdiges Geschöpf. Du mußt bestraft werden, Hure, du mußt es.« Und bei diesen Worten preßte sie ihr die Hand so heftig, daß die Finger krachten.

Man trat in ein prunkvolles, hellerleuchtetes Gemach ein. Auf einer Ottomane lag halb ausgestreckt der Bischof von Grenoble, der Besitzer des Hauses, in einem Kleid aus violettem Taft. »Gnädiger Herr«, sprach die Dubois und führte ihm Justine vor, »hier ist das junge Mädchen, das Sie begehrten, das junge Mädchen, von dem ganz Grenoble sprach, mit einem Wort, die berühmte Justine, die mit der Falschmünzerbande gehehnt werden sollte und wegen ihrer Unschuld, ihrer Tugend freigesprochen wurde. Wenn sie gehehnt werden soll, spricht Ihr zu mir, so zahle ich 1.000 Louis dafür, wenn ich mich vorher an ihr befriedigen kann. Sie ist gerettet, hat sie nun weniger Wert?« — »Viel weniger«, sprach der Prälat und rieb sein Glied unter dem Hemd. »Der Hauptgenuß bestand darin, daß sie nachher gehehnt werden soll. Ich habe mein möglichstes dazu beigetragen, aber dieser verfluchte S. mit seiner altväterischen Gerechtigkeit hat alle meine Pläne zerstört.« — »Was liegt daran, jetzt ist sie hier und jetzt sind Sie Herr über sie.« — »Ja! Das ist nicht dasselbe. Es ist so wonnevoll, sich des Schwertes des Gesetzes zu bedienen, um derartige Schurkinnen zu opfern. Aber sie ist hübsch, deine Justine.« Dann wandte er sich an sie selbst: »Wie alt sind Sie, mein Kind?« — »Sechszwanzig Jahre, gnädiger Herr, und ich bin sehr unglücklich.« — »Du bist unglücklich, wie, mein Engel? Dem wollen wir ein Ende machen. In vierundzwanzig Stunden sollst du nicht mehr unglücklich sein, nicht wahr, Dubois.« Und aus dem unheilverkündenden Gelächter merkte Justine, daß sie sich nochmals bei einem der Wüstlinge befand, denen es grausame Freude bereitet, anderen Schmerzen zu erzeugen. In diesem

Augenblick klopfte es an der Türe, die Dubois ging hinaus und brachte ein junges Mädchen aus Lyon herein, die wir nun beschreiben werden.

Eulalia war kaum sechzehn Jahre alt und besaß das Gesicht einer Jungfrau. Bleich, mit großen, schwarzen Augen, wohlgebildetem Busen war sie ein Meisterwerk der Natur. Ihr Hintern war der Schönste, den man sehen könnte, ihr Vorderteil war durch einen leichten, blonden Flaum beschattet.

»O, gnädiger Herr«, rief das schöne Mädchen aus, als sie ihren Verfolger erkannte, »so haben Sie mich also getäuscht. Sie versicherten mich, ich soll in den Besitz aller meiner Güter gelangen und nun führen mich Verbrecher in dies Haus, damit ich hier entehrt werde.« — »Hm, ja; das ist schauderhaft, nicht wahr, mein Engel.« Und bei diesen Worten zog der Verräter Eulalia fest an sich und in diesem Augenblick konnte Justine die furchtbaren Folgen der Geilheit dieses Mannes bemerken. Sein Glied wuchs derart, daß unsere Weise es mit beiden Händen nicht mehr umfassen konnte. Die beiden Opfer mit der Dubois und dem Bischof gingen nun in ein Nebengemach, um sich dort zu entkleiden. Beim Eintreten gewahrten sie einen dicken, fünfundvierzigjährigen Abbé mit aufgeschwelltem Äußeren. Er lag auf einem Kanapee und las *Die Philosophie im Boudoir*. »Sieh«, sprach der Bischof, »welche schöne Opfer heute abend die Dubois gebracht hat, sieh, diese erhabenen Arschbacken, Abbé.«

Justine und Eulalia mußten ihre Hinterten vom Abbé prüfen lassen, der sie betastete und dabei nachlässig sagte: »Ja, sie sind nicht einmal so schlecht, sie sind wohl der Mühe wert, ausgepeitscht zu werden.«

Nun wurde Eulalia kniend auf das Schafott gebunden, der scheußliche Bischof fing an, ihr Gesicht zu peitschen, zu ohrfeigen, ihr auf die Nase zu spucken, daß ihr Gesicht schließlich so aussah, wie wenn ein Bienenschwarm sie gestochen hätte. Damit nicht genug, begannen sie auf deren regungslosen Körper Kot zu entleeren, bis ihr Kopf fast unter der angehäuften Masse verschwand. »Vorwärts«, fuhr er darauf fort, »beichten Sie, kleines

Mädchen und bereiten Sie sich auf den Tod vor.« Die Unglückliche näherte sich dem Abbé, der mit einem Kreuzfix in der Hand aufmerksam die unschuldigen Geständnisse anhörte, während die Dubois ihn kitzeln mußte. »O, ehrwürdiger Vater«, beendigte das arme Mädchen ihre Beichte, »Sie sehen, wie rein mein Gewissen ist, ich habe nicht den Tod verdient.« Allein diese Worte, so rührend sie anzuhehren waren, so sehr entflammten sie unseren Bischof. Der Beichtvater trug Eulalia auf das Schafott, langsam, um die Todesqual zu verlängern, senkte sich das Beil und unter Blutbächen fiel der Kopf in den bereit stehenden Kübel.

O Gipfel der Grausamkeit und des Schreckens. Der blutgierige Bischof fuhr fort, sich an dem leblosen Rumpf aufzuregen und bearbeitete den blutenden Körper von hinten. »Vorwärts«, sprach er, »weil wir jetzt gerade dabei sind, möge Justine dran kommen.« — »O, gnädiger Herr«, unterbrach ihn hier die Dubois, »diese Todesqual ist für sie zu mild, wissen Sie keine furchtbarere.« — »Beruhigen Sie sich, Dubois, Sie werden zufrieden sein.«

»Ihr habt vermutet, wertere Freunde,« hub der Bischof an, »daß die Todesstrafen, die ich verhängen würde, falls ich Macht hätte, unvergleichlich viel härter ausfielen als jene, die heutzutage verhängt werden: selbstverständlich wären unter meiner Herrschaft viel schrecklichere und zahlreichere Todesstrafen an der Tagesordnung. Dabei solltet ihr bedenken, daß die Unterwürfigkeit des Volkes immer nur der Härte und Häufigkeit der Todesstrafen zu verdanken ist. Jedes Oberhaupt, das voller Sanftmut regiert, wird binnen Kürze vom Thron gestürzt werden. Das unter dem Namen *Volle* berüchtigte wilde Tier schreit geradezu darnach, mit der Zuchtrute geführt zu werden; sobald ihr ihm Gelegenheit gebt, sich seiner Stärke bewußt zu werden, seid ihr verloren. Jene erhellenden Strahlen, mit denen ihm die Augen geöffnet werden sollen, wird es stets nur dazu mißbrauchen, sein Joch abzuschütteln: weshalb sollte man es also aufklären? Welcher Nutzen erwächst dem Staat aus einem Volk von Philosophen? Der beherrschte Untertan darf nur Duldsamkeit und Unterwürfigkeit als Tugend kennen; Geistesstärke, Kunstfertigkeit, Wissenschaft

sollen einzig den Herrschenden zuteil werden. Ohne diese Grundsätze bricht unwillkürlich größtes Unheil über uns herein. Sobald sich in einer Regierung jeder zur Mitsprache berufen fühlt, verflüchtigt sich wirkliche Herrschaft; denn diesem Gedanken entspringen sämtliche Geißeln der Anarchie. Um diese Gefahren zu umschiffen, gibt es nur eines: die Ketten eng schmieden, möglichst gestrenge Gesetze erlassen, dem Volk jegliche Bildung vor- enthalten, sich der Freiheit des Pressewesens entgegenstellen und es schließlich durch zahlreiche Hinrichtungen in Angst und Schrecken versetzen. Einzig die Zwangsherrschaft verbürgt die Sicherheit der Staaten: lockert die Zügel, und das Volk wird einen Aufstand wagen; gewöhnt es an Wohlstand, und es wird unmäßig; gewährt ihm Unterstützung, und es wird euch beschimpfen; klärt es auf, und es wird euch niedermetzeln.

Ihr dürft nicht meinen, werte Freunde, daß ich mit Volk jene unter der Bezeichnung *Dritter Stand* bekannte Schicht meine; nein, weiß Gott nicht! Volk nenne ich jene nichtswürdige Klasse, die von der Natur als Abschaum auf unseren Planeten geschleudert wurde und die nur im Schweiß ihres Angesichts überleben kann, die uns bestiehlt, aussaugt und uns jedesmal übers Ohr haut, wenn sie uns nicht auf andere Weise schröpfen kann; eben- dieser Klasse habe ich dauernde Ketten und Demütigungen zu- gedacht, denn ihre einzige Daseinsberechtigung besteht darin, den anderen zu dienen. Alles, was atmet, sollte sich gegen diese niederträchtige Klasse verbünden; das ganze Weltall sollte die Ketten dieser schmutzigen Sklaven stählen, schließlich muß man darauf rechnen, schon beim ersten Anflug von Erbarmen oder Nachgiebigkeit selbst unterdrückt zu werden. Ihr aber solltet keinen Augenblick zögern, euch selbst der despotischsten Regie- rung zu unterwerfen; denn sie allein wird eure Vorrechte wahren: wenn sie sieht, wie ihr, nach ihrem Vorbild, die Versklavung der einzigen Geschöpfe vorantreibt, die ihr gefährlich werden könn- ten, wird sie sich geschmeichelt fühlen und euch, ganz nach euren Wünschen, einen Teil ihrer Macht abtreten, um sich den anderen zu sichern; und die von ihr erlassenen Gesetze werden

eure Häupter nur streifen, um dafür diejenigen der anderen um so härter zu treffen. Ein Hoch auf derlei Regierungen! Am lieb- sten möchte ich in einem Land wohnen, das unter deren Ketten ächzt: ich liebe die Zuchtrute, die mich verschont und mit der ich die anderen in Angst und Schrecken versetzen kann. Was schert es mich, daß man mich Sklave nennt, solange ich das Recht habe, mir selber Sklaven zu halten? Jawohl, ich wiederhole es gerne: wenn ich Herrscher wäre, so würde das unreine Blut des Pöbels zeit meines Lebens fließen; durch blutige Beispiele würde ich ständig Angst und Schrecken verbreiten; schuldig oder un- schuldig, gleichviel: ich würde die Leute schlachten, um ihre Hö- rigkeit aufrechtzuerhalten; ich würde sie sämtlicher Mittel berau- ben, aus denen sie Kraft schöpfen könnten; ich würde sie durch ständige Fronarbeit gefügig machen und würde ihnen den Lebensunterhalt derart erschweren, daß es ihnen gar nicht erst in den Sinn käme, ihr Joch abzuschütteln... Ihr solltet euch stets vor Augen halten, daß die Triebfedern des Staates von diesem Geschmeiß wie von Rost befallen werden: vertilgen wir es also, rotten wir es mit Stumpf und Stiel aus; es folgen nun die wich- tigsten Winkelzüge, um dieses Ziel zu erreichen:

1. Zuvörderst ist es unerlässlich, den Kindsmord nicht nur still- schweigend zu dulden, sondern ihn sogar gesetzlich vorzuschrei- ben: nur dank dieses weisen Vorgehens nahm in China die Über- völkerung ab, die an den Kräften des Landes zehrte, wie ein gewaltiges Joch auf ihm lastete und zuletzt gewiß auch noch die ganze Staatsverfassung außer Kraft gesetzt hätte. Der weise Chi- nese, der ein Kind, das er nicht durchfüttern kann, auslöscht, argwöhnt gar nicht erst, daß es ein Verbrechen sein könnte, sich früher oder später jener Materie zu entledigen, die ihm zur Last fällt. Zwingen wir das Volk unter ebendieses Gesetz; hüten wir uns in erster Linie davor, für die Früchte seiner Ausschweifungen irgendwelche Zufluchtsorte zu errichten; jene, die das Kind unter dem Herzen trägt, sollte der Möglichkeit beraubt werden, es zu retten; wenn sie diese überflüssige Leibesfrucht am Leben zu erhalten sucht, sollte sie zum Tode verurteilt werden, nicht an-

ders als auf der Insel Othaiti, wo die Frauen der Gesellschaft der Arreois mit Füßen getreten werden, wenn sie ihre Kinder zur Welt bringen oder die Neugeborenen nicht auf der Stelle töten.

2. Des weiteren tut es not, daß Sendlinge den Bauern alljährlich einen Besuch abstatten und den Familienvätern jeglichen Überschuß unbarmherzig nehmen. Diese Besuche sollen unangekündigt erfolgen, und diesen Sendlingen sollte, wie ein Schatten, der Henker folgen, der alle überzähligen Hausbewohner erbarmungslos niedermetzelt. Da eine jede Familie an drei Kindern mehr als genug hat, soll alles, was über diese Zahl hinausgeht, dem tödlichen Eisen der Henker zum Opfer fallen. Dank solcher Vorkehrungen wird man nicht mehr länger fürchten müssen, daß sich der fragliche Bauer noch einmal erlaubt, mehr Kindern das Leben zu schenken, als es ihm von Gesetzes wegen gestattet ist. Belastet ihn für jede Übertretung des Gesetzes mit einer Unmenge von Steuerabgaben; sollte er ihm wiederholt zuwiderhandeln, so mögt ihr noch einen Schritt weitergehen; schlachtet sein Weib vor seinen Augen ab, und vergest dabei nie, daß sämtliche Schwierigkeiten, die einer Regierung erwachsen, stets nur von der Übervölkerung herrühren. Geht mit harten Mitteln gegen Wohlstand und Überfluß in dieser nichtswürdigen Klasse vor, wenn ihr das Übel bei der Wurzel packen wollt. Wie, ihr bezweifelt, daß es diesen Überfluß überhaupt gibt? Dann streift nur einmal durch die Freistätten dieses schamlosen Volkes; und ihr werdet sehen, mit welcher Anmaßung es ihn zur Schau stellt! Nun frage ich euch, ob nicht gerade dieser Überfluß daran Schuld trägt, daß es noch stärker verweichlicht, völlig verkommt und seine Nachkommenschaft auf derart empörende Weise ins Kraut schießen läßt. Unterdrückt also diesen Überfluß in seinen Reihen; laßt diesen Bauernlummeln nur gerade das Notwendigste; wenn sie erst mal gezwungen sind, für das nackte Überleben zu schuften, werdet ihr schon sehen, daß sie sich nicht mehr so vermehren.

Wird das Volk, das ihr dauernd bemitleidet und das hier in Europa so verhätschelt wird, in Ceylon etwa gleich behandelt, wo sich ein jeder abplackt wie ein Pferd, ohne je Eigentum zu

erwerben? Und geht es ihm in Polen etwa besser, wo es in tiefster Knechtschaft dahinsiecht? Wird es in Persien und an den Ufern des Ganges nicht mit derselben Selbstverständlichkeit umgebracht wie bei uns die Hasen? Gewinnt die Überzeugung, daß die Natur diese zweitrangigen Wesen lediglich schuf, damit sie den anderen Menschen als Spielzeug dienen. Der Arme wurde nur geschaffen, um sich dem Reichen nützlich zu machen; um dessen Bedürfnisse zu befriedigen; um, wie etwa von Mohammed vor Konstantinopel, bei Belagerungen als Faszine verwendet zu werden. Unterjocht ihn also ohne jede Bedenken; zwingt ihn durch die Not, in die ihr ihn stürzt, auf dem Antlitz der Erde nur mehr noch eine Nebenrolle zu spielen: bringt ihn so weit, seine überschüssigen Kinder eigenhändig in euren Lustgemächern abzuliefern, wo ihr sie nach Lust und Laune schänden und hinopfern könnt. Nur so vermag man diesen Unrat wegzuschwemmen, der die Triebfedern des Staates, wenn man sich nicht vorsieht, früher oder später zum Erlahmen bringt.

3. Ein weiterer Gesichtspunkt ist, das Volk wieder unter das Joch der Knechtschaft zu zwingen, das es aufgrund der Habgier und der verfehlten Politik unserer Könige abzuschütteln vermochte. In ihrer Furcht vor der Macht des Adels haben sie das Volk befreit, um ein Gegengewicht zu schaffen, ohne dabei die unterschiedliche Natur der beiden Gewichte in Betracht zu ziehen, ohne zu bedenken, daß diese Adelschicht, die sie zu schwächen suchten, wenn sie erst einmal in Auflösung begriffen wäre, unweigerlich auch den Thron mit stürzen würde. Sollten den Lehnsherren jene Bauern, die ihr Eigentum waren, von den Königen nicht zurückgegeben werden, so mögen letztere sie für sich behalten; aber sie sollten sie niemals gänzlich aus der Knechtschaft entlassen: nichts birgt so viele Gefahren wie die Freiheit des Volkes. Einzig durch die unnachgiebige Unterdrückung dieser Klasse, einzig durch deren Unterwerfung unter die unerbittlichste Knechtschaft, durch die Schmälerung ihrer Nahrung, und durch den Zwang, sich das ihr zustehende, karge Brot um den Preis schwerster Knochenarbeit zu erkaufen, wird es euch

gelingen, die Übervölkerung einzudämmen. Wenn ein Baum durch überzählige Äste ausgezehrt ist und sich sein näherer Saft nicht mehr gleichmäßig verteilen kann, so stutzt man die Äste; der Stamm erstarkt, und der Baum ist gerettet. Henri IV wünschte, daß jeder Bauer sonntags ein Huhn im Topf habe; doch Henri sprach als Politiker und nicht als Monarch: da er mit Rücksicht auf seine schwache Stellung allen Grund hatte, sich nicht verhaßt, sondern beliebt zu machen, war es ebenso richtig, solche Reden zu schwingen, wie es falsch gewesen wäre, derartige Versprechungen je einzulösen. Man täusche sich nicht: der Wohlstand des Volkes und das Elend des Staates entspringen derselben Quelle; sobald der Bauer reich wird, müssen wir Hungers sterben. Noch einmal, nicht die Zweige müssen gedeihen, sondern der Stamm. Weshalb werfen weitläufige Besitztümer nur wenig Ertrag ab? Aufgrund des Reichtums im Volke. Es schlägt sich den Bauch stets nur auf Kosten des wohlhabenden Mannes voll. So schreckt keinesfalls davor zurück, ihm jene Nahrung abzuziehen, die es euch vorenthält. Würden diese Reichtümer, sobald sie nicht mehr vom Bauer gepachtet sind, nicht Euch zufallen? Weshalb also solltet ihr darauf verzichten, während sich der Arme an ihnen erfreut, der doch nur ein nichtswürdiges Geschöpf ist, das von der Natur zu dem Zwecke geschaffen wurde, in Ketten zu schmachten? Rafft also ohne jegliche Gewissensbisse all das, was euch zusteht, wieder an euch: jedwedes andere Vorgehen hieße, sämtliche gesellschaftlichen Einrichtungen auf den Kopf zu stellen; es hieße, sämtliche Einflüsterungen der Natur in den Wind zu schlagen; und sollten solch himmelschreiende Mißbräuche länger geduldet werden, so führt dies auf schnellstem Wege zu schrecklichsten Umwälzungen. Die in einer derart gewaltigen Bevölkerung unvermeidlichen Mischehen werden binnen kürzester Zeit zum Zerfall der menschlichen Gattung führen: ein weiteres Ungemach, das dazu angetan ist, den Untergang des Staates zu beschleunigen. Lieber wollen wir unmenschlich und barbarisch sein, wenn wir einzig um den Preis eines solchen Vorgehens die Natur in Ehren halten und die erhabene

Ordnung, mit der sie uns als Beispiel vorangeht, wahren können. Und wäre es nicht eine falsche Barmherzigkeit, wenn sie darauf hinausliefe, sämtliche Grundsätze der Gerechtigkeit und des natürlichen Gesetzes auf den Kopf zu stellen? Laßt uns die wahren Beweggründe der Natur genauer durchleuchten. Kein Zweifel, die Barmherzigkeit ist in jedem Fall eine Schwäche; doch unter diesen Umständen wird sie zu einem echten Verbrechen... zu einem Staatsverbrechen; kurz und gut, wessen Herz sich von ihr rühren läßt, verdient Bestrafung.

4. Eine weitere Maßnahme, auf die noch weit weniger verzichtet werden kann als auf alles bisher Gesagte, ist die vollständige Abschaffung all eurer öffentlichen und privaten Almosen. Ich wünschte, daß jedem eine hohe Buße auferlegt würde, der sich auch dann noch erdreistete, dieser verderblichen Wohltätigkeit zu frönen, wenn man ihn über die mit ihr verbundenen Widrigkeiten aufgeklärt. Wir jammern über das Bettlerpack, und doch locken wir es mit milden Gaben herbei. Würden wir einen Trottel, der sich beklagt, von Fliegen belästigt zu werden, nicht auslachen, wenn er sich mit Honig einriebe, um sie zu verjagen? Ich wiederhole: keinerlei Almosen; hüten wir uns, die Faulenzerei zu unterstützen. Wir sollten stets eingedenk sein, daß Jesus diese Tugend nur gepredigt hat, weil er selber ein lumpiger Bettler war, den die Römer nicht mit allgemeiner Verachtung, sondern mit der grausamsten und erniedrigendsten Todesfolter hätten bestrafen müssen. Unter Louis XIV ward der Vorschlag laut, alle Armen auszurotten und sie erbarmungslos aufzuhängen. Dieser Plan, der einer solch weisen Regierung nur zum Ruhme gereicht hätte, wäre bis in unser Jahrhundert wirksam gewesen; wir würden heute nicht von diesem wuchernden Ungeziefer erstickt. Wagen wir es, uns auf diesen erhabenen Plan zurückzubessinnen, und laßt uns die Überzeugung gewinnen, daß wir uns wahrscheinlich nur dann allerlei Unbill ersparen können, wenn wir ihn aufs gewissenhafteste ausführen. Bedenkt, daß es dem Staat nicht Abbruch, sondern Eintrag tut, wenn man die Armen aufopfert: aus welchem Grund solltet ihr sie also verschonen? Um die Wirkung der von mir geforderten

Roßkur auf unsere Nation zu steigern, die von diesem verhängnisvollen Volksdreck überschwemmt wird, wünschte ich, daß dieses niederträchtige Gesindel bei öffentlichen Stier- oder Gladiatorenkämpfen zuhauf aufgerieben würde, wie es in Rom mit den Christen geschah; daß man es den wilden Tieren zum Fraß vorwerfe; daß die Söhne gevierteilt... die Frauen aufgeschlitzt... die Töchter mit Zangen in Stücke gerissen würden; daß man sich für sie die grausamsten und unmenschlichsten Todesmartern einfallen ließe; daß man ihnen schließlich die erlesensten Folterungen zukommen ließe, welche die kälteste Grausamkeit überhaupt ersinnen kann. Ihr würdet sehen, wie schnell die Erde dank solcher Mittel von den Auswüchsen gesäubert wäre, die sie heute besudeln.

Ich sehe wohl, daß einem die Pläne zu solch unmenschlichen Spielen im ersten Moment die Haare zu Berge stehen lassen. Allein, wer möchte daran herumdeuteln, daß sie binnen kurzem nicht ebenso gut besucht wären wie eure Bälle und eure Theateraufführungen? Wer möchte bezweifeln, daß sich eure von Nervenkrämpfen und hysterischen Anfällen geschüttelten Lebedamen nicht Luft verschaffen würden, indem sie regelmäßig zu diesen Volksmetzeleien herbeiströmt? Porzia, Cornelia und all die anderen weinten sich bei den Tragödien des Sophokles die Augen aus, doch wuchsen sie sich angesichts der Christenschlächtereien im Römischen Zirkus das Schamzünglein nicht minder wollüstig. Nero glänzte als Ödipus auf der Bühne und zerschnitt nach seinem Abgang genüsslich die niedlichen Brüste der heiligen Cäcilia oder die hochwohlgeborenen Arschbacken von Schwester Agatha, die alle beide so närrisch waren, an Christus zu glauben. Diese ebenso edlen wie aufreizenden Schauspiele sind des Geistes einer großen Nation durchaus würdig und erscheinen uns nur so lange anstößig, wie sie für uns einen ungewohnten Anblick darstellen: beim ersten Mal würde man vielleicht erschauern; beim zweiten Mal würde man sich bereits um die besten Plätze reißen. Sind denn unsere öffentlichen Plätze nicht jedesmal überfüllt, wenn jemand von Gesetz wegen ermordet wird? Hier verhielte es sich nicht anders. Wer weiß, ob man

nicht die Quelle der in aller Heimlichkeit begangenen Verbrechen zum Versiegen brächte, wenn man der Bosheit der Menschen dieserweise freien Lauf ließe. Der berühmte Marschall de Retz hätte womöglich nicht vier- oder fünfhundert Kinder gemeuchelt, um seinen Samen ein bißchen hitziger auszuspritzen, wenn es Schauspiele gegeben hätte, bei denen er seine geile Wut hätte austoben können. Welche Genußnahme erführe doch dank eines solchen Planes der Haß, den so viele Edelleute auf diese nichtswürdige Klasse hegen: Saint-Pouanges, Erzbischof von Toulouse, vermochte keinem einzigen Angehörigen dieser Klasse zu begegnen, ohne ihn mit Schmäreden oder Schlägen einzudecken und sich am Schauspiel zu weiden, wie seine Leute diesem Kerl zu seinen Füßen den Garaus machten! Ich jedenfalls wäre nicht der letzte, der an ihnen teilnähme, was sage ich! Mein namenloser Haß auf diese nichtsnutzige Rasse würde mich womöglich zu weit einschneidenden Maßnahmen treiben, ja, ich würde voll Wonne die Aufgabe übernehmen, mir neue Folterungen für sie auszudenken, denen ich sie erst noch eigenhändig unterziehen wollte.

5. Unterstützt diese ersten Schritte zur Entvölkerung durch den Brauch, die Junggesellen, die Knabenschänder, die Tribaden, die Onanisten auszuzeichnen, kurzum, all jene Menschen, die sich, als eingeschworene Feinde der Fortpflanzung, nur von einem Grundsatz leiten lassen: deren Keime zu verschleudern oder sie gar zu vernichten. Selbst der Mörder soll in einem solchen Staat zu Ehren kommen: sobald es sich darum dreht, jenen unendlichen Überfluß, der an einer Nation nagt, einzudämmen, so solltet ihr euch davor hüten, ausgerechnet jene Leute zu bestrafen, die eure Absichten durch ihr Zerstörungswerk am meisten befördern; ehrt, ja belohnt sie, dann mögt ihr euer Ziel erreichen.

6. Zur Untermauerung der von mir dargelegten Maßnahmen sollte das gesamte Getreide in öffentliche Lagerhäuser verfrachtet werden, die über die wichtigsten Städte Frankreichs verteilt sind, wo dem Besitzer sein Geld nur unter der Auflage ausbezahlt wird, daß er für sich selber lediglich den Eigenbedarf be-

hält. Dieser Vorwand mag euch als Rechtsgrundlage für Hausdurchsuchungen dienen, bei denen ihr mit aller Härte vorgehen sollt, um diesen armen Schluckern auch noch das abzuknöpfen, was ihr ihnen für ihren jährlichen Lebensunterhalt gelassen habt; unter der Versicherung, sie würden dafür bezahlt, solltet ihr sie dazu bringen, diesen vorgeblichen Überschuß gleichfalls in den Lagerhäusern abzuliefern. Ihr haltet zwar Wort: doch drei Monate später bürdet ihr ihnen Abgaben auf, die doppelt so hoch sind wie der Betrag, den sie erhalten haben; zwingt sie, die Rechnung ohne Aufschub zu begleichen. So stehen sie bei Einbruch des Winters ohne Geld und ohne Nahrung da; und nur mit knappen Not können sie wenigstens ihr Saatkorn retten. Im darauffolgenden Jahr dasselbe Lied. Nach drei oder vier solchen Jahren sehen sie sich gezwungen, am Hungertuch nagend, ihre Strohhütte als Bettler zu verlassen? Sechs Monate später aber sollt ihr äußerst strenge Gesetze gegen die Bettler erlassen; köpft sie, knüpft sie auf, ohne jede Gnade. Allein schon durch diesen schlichten Trick schrumpft eure Bevölkerung binnen zehn Jahren um ein Drittel. Laßt den Rest wissen, daß ein Bauer, um solchen Quälereien zu entgehen, nichts Besseres tun könne, als sich wieder unter das Joch der Feudalherrschaft zu beugen; daß er alles, was er noch besitzt, seinem Herrn verpfänden soll; dafür sei ihm jener kleine Rest, der ihm noch bleibe, sicher, denn die Güter der Lehnsherren würden nicht angetastet. Gebt ihm zu verstehen, daß er durch diese Verpfändung den Nutznießer darauf verpflichten könne, ihm seinen Schutz und Schirm angedeihen zu lassen; daß ihm dieser sein winziges Gut als Eigentum erhalten werde, an dem er sich auch fernerhin in Frieden erfreuen dürfe, solange er nur die Bedingung erfülle, als Gegenleistung einen Zehnten zu entrichten. Um nicht mehr wie früher übers Ohr gehauen zu werden; um nicht mehr als selbständiger Landwirt der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt zu sein oder als Bettler am Galgen zu enden, wird sich der Unglücksrabe zu allem verpflichten; und schon ist aus ihm wieder ein Leibeigener geworden. Doch sollte er, in Ketten geschlagen und zur kargsten Ernährung

gezwungen, gleichwohl von neuem damit beginnen, sich wie die Kaninchen zu vermehren, dann sollt ihr ihn erneut in die Schranken weisen: da euch das Opfer nun auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist, genügen noch schlichtere Listen: stellt ein Gesetz auf, das die Heirat erst mit dreißig Jahren erlaubt und sie beim leinsten Verdacht auf Anverwandtschaft verbietet. Dämmt weiterhin jegliche überschüssige Nachkommenschaft ein; die beschlagnahmten Güter eines Missetäters sollen in den Besitz des Herrn übergehen, auf daß nach und nach die ganze Rasse erlischt. Vorbei mit der Furcht vor Aufruhr oder Aufstand: eure Aufwiegler schmachten unter dem Joch der Arbeit oder dem Richtbeil; auf jeden Fall aber wird ihre Zahl auf die Hälfte schrumpfen. Nun muß nur noch eine despotische Regierung über die Einhaltung dieser Maßnahmen wachen, und ihnen durch allergrausamste Mittel Nachdruck verleihen: dann herrscht wieder Frieden im Land; die Hydra ist bezwungen und die Ruhe gewahrt.«

»Eure Exzellenz haben einen Steifen«, bemerkte die Dubois.

»Stimmt«, erwiderte der Bischof; »diese Gedankenspiele erhitzen meine Vorstellungskraft, und ich spüre, daß ich der glücklichste Mensch auf Erden wäre, wenn ich sie in die Tat umzusetzen vermöchte.« — »Es gab, wie ich weiß, eine Zeit, wo Ihnen dies möglich war, Eure Exzellenz; damals haben Sie wohl allerhand angestellt?« — »Fürwahr, ich habe meine Macht teuflich mißbraucht.« — »Tja, wer würde das nicht tun?« — »Die Einfaltspinsel; sie allein lassen sich von Grenzen zurückhalten, über die sich Leute unseres Schlages hinwegsetzen... O, meine teure Dubois, du rufst mir die schöne alte Zeit in Erinnerung! Wie ungehindert hat unserins damals den sittenlosen Hof gelenkt! Wie schändlich mißbrauchten wir das Ansehen, das wir dort genossen!«

»Nun«, fuhr der Prälat fort, »dann müssen Sie jene Maschine aufstellen, Abbé, die trennt, schneidet und gleichzeitig die Knochen zerbricht. Wir bedienten uns ihrer vor acht Tagen, als wir jenes wunderschöne Mädchen hatten.« — »Ich weiß, was Euer Hochwürden meint«, antwortete der Abbé, »aber die Vorberei-

tungen dazu dauern etwas lange.« — »Nun denn, dann werden wir währenddessen zu Abend speisen. Ist es dir recht so, Dubois?« — »Gewiß, gnädiger Herr.«

Und während der Abbé die neuen Folterinstrumente vorbereitete, ging man in den Speisesaal. Welche Schwelgereien folgten nun. Aber hätte sich Justine darüber beklagen sollen, da ihr dadurch das Leben gerettet wurde? Vom Wein und den Speisen zu Tode ermattet fiel der Bischof und die Dubois nach dem Essen nieder. Kaum sah unsere Heldin diese Gelegenheit, als sie hastig den Mantel und den Rock ergriff, den die Dubois eben abgelegt hatte, eine Kerze in die Hand nahm und rasch die Stiege hinuntereilte. Das Haus war von Dienerschaft entblößt, nichts stellte sich ihr entgegen und nach einigen Schritten befand sie sich in Freiheit.

Den ersten Weg, der sich ihr darbot, schlug sie ein, der glücklicherweise nach Grenoble führte. In der Herberge schlief man noch. Justine trat leise ein und suchte hastig das Zimmer Valbois auf. Er erwachte, konnte aber die Eintretende nicht erkennen.

»Was wünschen Sie, was bedeutet das?« — »Ach, mein Herr...« und die zitternde Justine erzählte ihre Erlebnisse. »Sie können die Dubois verhaften lassen«, fuhr sie fort, »das Ungeheuer ist nur einige Meilen von hier. Ich will Ihnen den Weg weisen« — »O, Justine, Sie sind sicherlich das unglücklichste Mädchen, das es auf der Welt gibt. Aber bleiben Sie weiter so tugendhaft, Sie sehen ja, daß die Hand des Himmels Sie immer errettet. Wir wollen die Dubois nicht weiter verfolgen, sondern lieber das Unrecht, das sie Ihnen zugefügt, gutmachen.« Eine Stunde nachher kam eine Schneiderin, um Justine zwei neue Kleider zu machen und eine Wäschehändlerin brachte ihr Hemden. »Sie müssen aufbrechen«, sprach nun Valbois zu ihr, »die Bertrand rechnet darauf.« — »O tugendhafter, junger Mann«, rief Justine aus und fiel Valbois zu Füßen, »möge der Himmel Ihnen eines Tages lohnen, was Sie an mir getan.«

So verließ Justine Grenoble, und wenn sie dort auch nicht das Glück gefunden hatte, das sie erhoffte, so hatte sie doch dort mehr Leute als je gefunden, die sich ihrer annahmen.

XX. Kapitel

Zwischenfall zu Villefranche — Gefängnis — Wie die Freunde, nach denen sie geschickt hat, Justine helfen — Wie ihre Richter sie behandeln — Flucht — Reise nach Paris — Wem sie wiederbegegnet

Justine und ihre Beschützerin reisten in einem kleinen Karren, der von einem Pferde gezogen wurde. Im Hintergrund des Wagens lagen die Waren der Madame Bertrand und auch ihre kleine, fünf Monate alte Tochter war dort untergebracht, für die Justine herzliche Zuneigung gefaßt hatte.

Die Bertrand war eine ziemlich unangenehme Frau. Argwöhnisch, geschwätzig, langweilig und beschränkt. Bis Lyon ging alles gut. Aber während der drei Tage, während welcher die Bertrand ihre Geschäfte erledigen mußte, hatte Justine eine Begegnung, die ihr unerwartet kam. Sie spazierte nachmittags mit einem Mädchen aus der Herberge am Rhôneufer entlang, als sie plötzlich dem ehrwürdigen Vater Antonin de Sainte-Marie-des-Bois begegnete, der nunmehr Prior seines Ordens war. Der Mönch trat an sie heran und nachdem er ihr leise Vorwürfe wegen ihrer Flucht gemacht hatte, forderte er sie auf, in seine Wohnung mitzukommen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, angezeigt zu werden, dann wandte er sich an die Begleiterin Justinens und sprach: »Kommen Sie auch mit, wir wollen euch beide gut bezahlen. Wir sind unserer zehn und wir versprechen euch jeder einen Louis, wenn ihr euch unseren Launen unterwerft.« Wie man sich leicht denken kann, wies Justine diese Vorschläge zurück. Schließlich, da der Mönch sah, daß nichts weiter nütze, erbat er sich bloß noch die Adresse, und um sich seiner zu entledigen, gab ihm Justine eine falsche. Er schrieb sie in sein Notizbuch auf und empfahl sich mit der Versicherung, man werde bald von ihm hören.

Justine erklärte beim Heimwege so gut sie konnte die Ge-

Donatien-Alphonse-François
de Sade

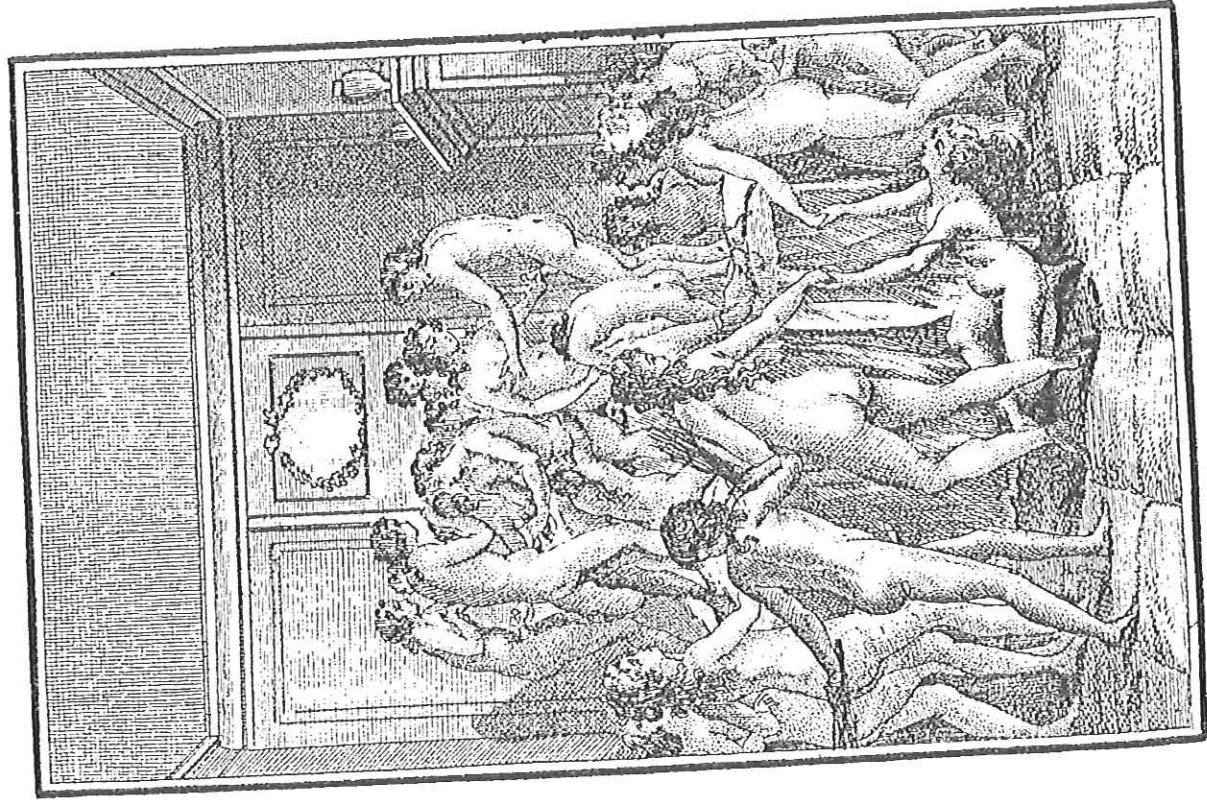
Juliette

oder

Die Wonnen des Lasters

Erstes Buch

Könemann



Inhalt

Erstes Buch	
Erster Teil	7
Zweiter Teil	149
Dritter Teil	361
Zweites Buch	
Vierter Teil	543
Fünfter Teil	675
Sechster Teil	789

©1995 für diese Ausgabe
Könemann Verlagsgesellschaft mbH
Bonner Straße 126, D-50968 Köln

Herausgegeben von Bettina Hesse
Satz und Gestaltung: Andreas Pohlmann 714
Herstellungsleiter: Detlev Schaper
Cover: Peter Feierabend
Printed in Hungary
ISBN 3-89508-086-1

Ich finde es an der Zeit, meine lieben Freunde, euch ein wenig von mir zu erzählen, besonders euch meinen Luxus zu beschreiben, der Lohn der schrecklichen Ausschweifungen, damit ihr ihn vergleichen könnt mit der trübseligen Lage meiner Schwester, der Lohn für ihre Tugend. Ihr werdet daraus die Folgerungen ziehen, welche euch Eure Philosophie gebietet. — Mein Haushalt war ein enormer. Ihr werdet es vielleicht bezweifeln, wenn ihr alle die Auslagen bedenkt, die ich für meinen Liebhaber hatte. Trotzdem blieben mir, abgesehen von den zahllosen Dingen, die seine Lüste verlangten, für meine Person ein entzückendes Haus in Paris, eine reizende Besitzung in der Gegend von Le-caux, ein wollusterfülltes Häuschen an der Barrière-Blanche, zwölf Lesbierinnen, vier Kammerfrauen, eine Vorleserin, drei Equipagen, zehn Pferde, vier Lakaien mit ausgesuchten Liebeswaffen, kurz das ganze Drum und Dran eines Haushaltes größten Stiles, schließlich für meine Person, vom Haushalt abgesehen, mehr als 2.000.000 jährlich.

Soll ich euch jetzt meine Lebensweise schildern?

Täglich stand ich um zehn Uhr auf. Bis elf Uhr empfing ich nur die intimsten Freunde, dann bis ein Uhr große Toilette in Gegenwart aller meiner Verehrer. Punkt ein Uhr empfing ich alle, die an mich Bitten hatten, oder den Minister, wenn er in Paris war. Um zwei Uhr entfloß ich zu meinem Häuschen, wohin mir täglich die besten Kupplerinnen vier Männer und vier Frauen schafften, mit denen ich meinen ausschweifendsten Launen die Zügel schießen ließ. Damit ihr eine Ahnung habt, was für Leute ich dort empfing, so versichere ich euch, daß keine von den Personen weniger als 25 Louis kostete, oft auch das Doppelte. Ihr habt auch keine Ahnung, was für entzückende und seltene Exemplare des einen oder anderen Geschlechtes ich dort hatte. Ich habe dort oft Frauen und Mädchen aus den höchsten Klassen vorgefunden, und ich kann euch nur sagen, daß ich in diesem

Häuschen die süßeste Wollust und die erlesensten Genüsse durchkostet habe. Um vier Uhr kehrte ich nach Hause zurück und dinierte immer mit einigen Freunden. Ich erzähle euch nicht von meinem Tische. In ganz Paris gab es kein Haus, in dem mit solchem Glanz, Geschmack und solcher Fülle serviert wurde. Nichts war mir schön oder selten genug. Ich huldige diesen Freuden und zwar bis zum Laster und bin überzeugt, daß man ohne dieses Laster alle anderen nicht auskosten kann. Nachher ging ich ins Theater oder empfing den Minister, wenn sein Tag war.

Meine Garderobe, meinen Schmuck, Möbel und Ersparnisse schätze ich auf wenigstens 4.000.000, obwohl ich erst zwei Jahre mit Saint-Fond frei lebte. 2.000.000 in Gold hielt ich in einer Kassetten aufbewahrt und öfters onanierte ich in ihrer Gegenwart sowie es Clairwil tat, bis sich bei dem Gedanken: »Ich liebe die Sünde und hier liegen vor mir zu meiner Verfügung alle Mittel des Verbrechens«, meine Wollust ergoß; o meine Freunde, wie süß ist der Gedanke und wie viel Säfte habe ich durch ihn verloren.

Wenn ich ein neues Schmuckstück wollte, eine neue Toilette? Mein Geliebter, der mich nicht dreimal in denselben Sachen sehen wollte, befriedigte meine Wünsche sofort, ohne dafür etwas anderes von mir zu verlangen als Lasterhaftigkeit, Ungebundenheit, Liederlichkeit und die äußerste Sorgfalt im Arrangement seiner täglichen Ausschweifungen.

So gelangte ich dann zur Erfüllung aller meiner Wünsche, indem ich meinen eigenen Wünschen die Zügel schießen ließ. Ich folgte meinen Sinnen auf ihren Irrpfaden und gelangte so zu ihrer Befriedigung.

Aber wie war es mit dem Gemüt bestellt mitten in diesem Wohlleben. Ich wage es kaum zu sagen und doch muß ich es euch anvertrauen, meine Freunde. Die äußerste Sittenlosigkeit, in welcher ich mich täglich badete, hatte so alle Regungen meiner Seele verschlungen, daß ich gestürzt durch die gefährlichen Ratschläge meiner Umgebung, kaum einen Pfennig von allen meinen Schätzen dafür gegeben hätte, um einem Unglücklichen das Leben zu

retten. So ziemlich um diese Zeit herrschte eine entsetzliche Hungersnot in der Umgebung meiner Güter; alle Bewohner waren in der größten Verzweiflung. Es gab herzerreißende Szenen. Mädchen in die Schande getrieben, verlassene Kinder, ja sogar Selbstmorde. Man kam nun, um mein gutes Herz anzuflehen. Doch ich hielt mich tapfer und entschuldigte voll Hohn meine Weigerung mit den ungeheueren Kosten meiner Gärten. Kann man Almosen spenden, höhnte ich, wenn man seine Spiegelboudoirs in Bosquetten erbauen läßt, und wenn man seine Alleen mit Statuen der Venus, der Sappho und des Amor schmückt. Vergebens enthüllt man vor meinen steinernen Blicken das Schrecklichste, womit man mich zu rühren glaubte: Weinende Mütter, nackte Kinder, schattenverzehrt vor Hunger. Nichts rührte mich, nichts brachte mich aus meiner Ruhe, und man erlangte nichts von mir, als ein »Nein«. Damals war es, als ich mir Rechnung gab von meinem Seelenzustand, und so, wie es die mir vorhergesagt, die mich erzogen, statt des traurigen Gefühles des Mitleids empfand ich eine gewisse Erregung, erzeugt durch das Unheil, welches ich durch meine Weigerung hervorzurufen glaubte, und dies ließ in meinen Nerven ein Feuer kreisen, ähnlich dem, welches wir fühlen, wenn wir eine Fessel zerrissen oder ein Vorurteil gebrochen haben. Damals kam ich auf den Gedanken, welche Wollust es bieten kann, diese Prinzipien in Taten umzusetzen. Und von dem Augenblick an fühlte ich, daß, wenn schon der Anblick des Unglückes, welches das Schicksal mit sich bringt, solchen auserwählten Sinnenreiz den dazu disponierten oder in solchen Prinzipien erzogenen Seelen bietet, um wie viel mehr muß das Unheil, welches wir selbst hervorrufen, dieses herrliche Gefühl steigern. Und da, wie ihr wißt, mein Geist sich bis an die äußersten Grenzen wagt, so könnt ihr euch vorstellen, daß ich das möglichste und entzückendste erfand.

Die Schlussfolgerung war eine ganz einfache. Ich empfand Vergnügen bei der Weigerung, weil sie Unglück schuf, wie groß muß erst das Vergnügen sein, wenn ich selbst das Unglück herbeiführte. Wenn es süß ist, sagte ich mir, sich dem Guten zu wi-

dersetzen, wie himmlisch muß es sein, Böses zu stiften. Ich rief mir diese Ideen ins Gedächtnis zurück, ich kitzelte mich mit ihnen in gefährlichen Momenten, wo die Stimme des Leibes zu den Begierden des Geistes spricht, Momente, in welchen man sich selbst umsonst widersteht, je weniger Hindernisse die Ausschweifung unserer Wünsche und der Sturm unserer Brunst findet, und wo die Wollust nur genossen wird nach der Zahl und der Heiligkeit der Bande, die man zerreißt. Der Traum entflohen, würde man vernünftig, wahrlich mäßig wäre der Fehltritt, das waren nur Verirrungen des Geistes. Damit kränkt man niemanden, aber, leider Gottes, man bleibt nicht dabei stehen. Wie schön, sagt man sich, wäre die Durchführung dieser Idee, wenn schon die leise Berührung mit meinen Nerven mich so erregt. Man setzt im Leben nur die grausame Chimäre und sein Dasein bedeutet das Verbrechen.

Nicht weit von meinem Schlosse stand eine ärmliche Hütte, die einem blutarmen Bauern gehörte, der sich Martin Des Granges nannte, Vater von acht Kindern, Gatte einer Frau, die man wegen ihrer Tugend und Sparsamkeit ein Kleinod nennen konnte. Werder ihr mir glauben, daß dieses Asyl der Armut und Tugend meinen Zorn und meine Verruchtheit erregte. Ja, es ist die Wahrheit, das Verbrechen ist eine bezaubernde Sache, ja, es ist wahr. An der Flamme, mit der sie uns beleckt, entzündet sich die Fackel unserer Wollust. Sie allein genügt, sie in uns zu entflammen, und das Verbrechen allein jagt diese entzückende Wollust über alle Stufen unserer Empfindung.

Elvire und ich hatten Phosphor-Pulver aus Boulogne gebracht, und dieses flinke und kluge Mädchen unterhielt nach meinem Auftrag die Familie, während ich das Pulver geschickt im Stroh auf dem Boden oberhalb der Kammer der Unglücklichen versteckte. Ich komme zurück, die Kinder liebkosten mich, die Mutter erzählt mir voll Gutmütigkeit, Einzelheiten aus ihrem häuslichen Leben, ihr Vater bietet mir Erfrischungen an, er beeilt sich, mich aufs Beste zu empfangen. Nichts kann mich entwarf-

nen, nichts mich rühren. Ich befrage mich, und statt des verdrießlichen Gefühls des Mitleids empfinde ich nur ein Wollustschauern in meinem ganzen Leibe. Die leichteste Berührung und es wäre mir zehnmal gekommen. Ich überhaufe die ganze Familie mit Liebkosungen, in deren Schoß ich soeben den Mord gepflanzt habe. Meine Falschheit ist auf der Höhe, je mehr Verrat, desto geiler mein Leib. Ich schenke Bänder der Mutter, Bonbons den Kindern. Ich will nach Hause, aber meine Verückung läßt mich nicht heimkehren, ohne Elvire zu bitten, meinen schrecklichen Zustand zu erleichtern.

Wir dringen in ein Dickicht ein, ich hebe meine Röcke in die Höhe, spreize die Schenkel auseinander... Sie fängt mich zu reizen an... Kaum hat sie mich berührt, so wars auch schon geschehen. Niemals noch hatte ich mich in einem solchen furchtbaren Zustand der Überreizung befunden. Elvire, welche nichts ahnte, konnte sich meinen Zustand nicht erklären. »Kitzle mich, reize mich«, seufzte ich und sog an ihrem Munde. »Heute bin ich in außergewöhnlicher Erregung. Her mit deiner Vorze, daß ich sie auch kitzle, und baden wir uns in den Fluten des Samens.« — »Was hat denn meine Gnädige angestellt?« — »Schreckliches, Scheußliches«, und der Samen fließt unter Wonnen, wenn er sich in den Strudel der Entsetzlichkeit ergießt. »O reibe mich weiter, Elvire, denn ich kann nicht mehr, ich muß mich ergießen können.« Sie schlüpft zwischen meine Beine, sie schleckt... »O Teufel, du hast recht, du siehst, ich bedarf der großen Mittel... Gebrauche sie!« und ich überschwemme ihre Lippen.

Wir kommen nach Hause. Ich bin in einem unbeschreiblichen Zustand. Es scheint mir, als ob alle meine Verirrungen, alle meine Sünden nahen, um meinen Sinn zu verschicken. Ich fühle mich trunken, verrückt. Nichts gab es, was ich nicht tat, kein Laster, von dem ich mich nicht beflecken ließ. Ich war unglücklich, nur einen so kleinen Teil der Menschheit getroffen zu haben; ich hätte am liebsten die ganze Welt meine Verirrungen fühlen lassen. Ich ließ mich nackt auf eines der Sofas meines Boudoirs werfen und befahl Elvire alle meine Männer herbeizurufen. Sie sollten

Donatien-Alphonse-François
de Sade

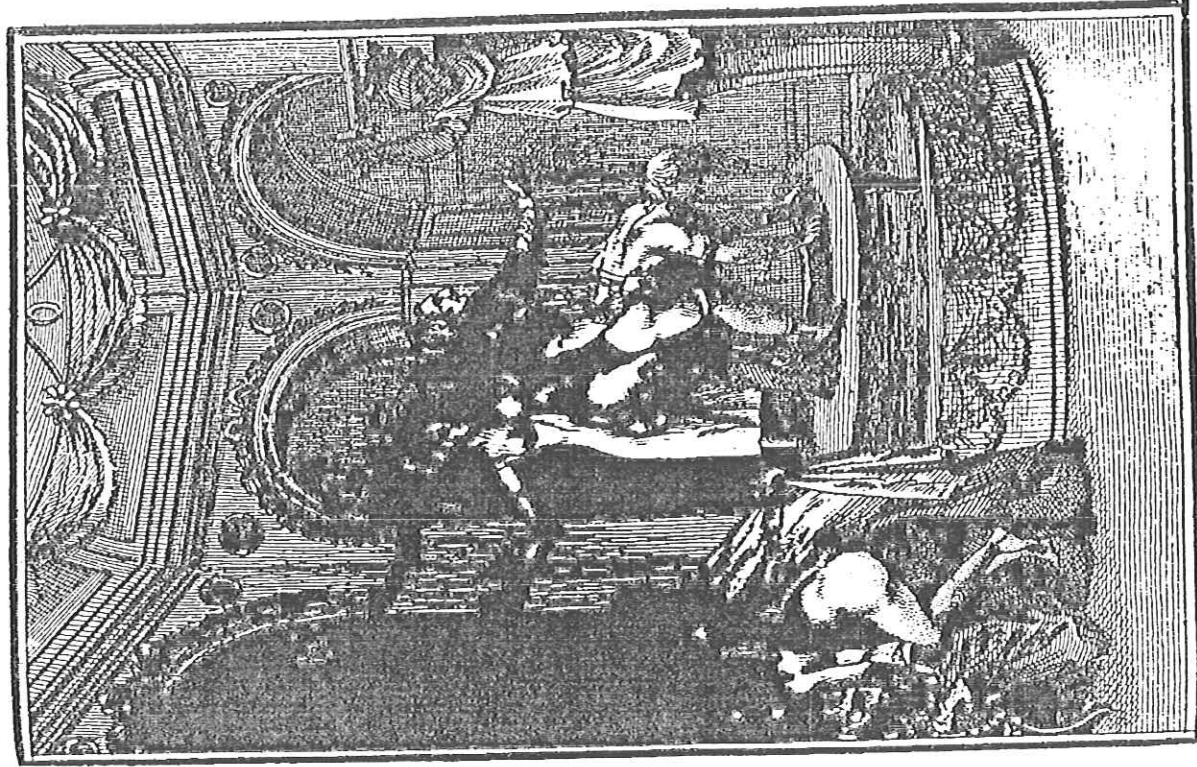
Juliette

oder

Die Wonnen des Lasters

Zweites Buch

Könemann



schen Senatoren, wenn sie einmal die Macht in Händen haben werden, sie werden genau so despotisch sein, wie der Tyrann, den sie bekämpfen. Würden sie andere Prinzipien verfolgen, würde ich mich nie ihnen anschließen. Die Herrschaft ist das Ziel aller Menschen, man haßt nicht die Herrschaft, sondern den Herrscher. Ich fühle mich geeignet, eine Rolle in der Welt zu spielen, man bedarf dazu nur eine ehernen Stürne, eine verdorbene Seele und einen festen Charakter. Ich habe das alles und darum ergreife ich die Hand des Glückes. Schmücke dich morgen, sei stolz, geistreich und schlau, das sind die Eigenschaften, die du bei Steno brauchen wirst.«

Wir kamen zur festgesetzten Stunde hin, kaum waren wir angekommen, als ein Diener dem Portier sagte: »Jetzt sind sie vollständig, laß niemand mehr herein.«

Die Gesellschaft war am Ende des Gartens in einem Pavillon vereinigt, der von Bäumen umgeben dem Gotte des Schweigens errichtet zu sein schien. Als wir eintraten, sahen wir folgende Personen: Steno und seine Gattin kamen uns entgegen und stellten uns drei Senatoren mit den Gattinnen vor. Der älteste von den Männern, Eric-son mit Namen, ungefähr fünfzig Jahre alt, von majestätischem Aussehen, hatte etwas Hartes im Ausdruck und Scharfes in der Redensart. Seine Gattin Friedegunde, fünfunddreißig Jahre alt, war das, was man eine schöne Frau nennt. Mehr Schönheit als Anmut. Der zweite Senator, Volf mit Namen, war ein überaus lebhafter geistreicher Mann, aber viel Bosheit sprach aus seinen Zügen; Seine Gattin Amélie war eine reizende Person von dreißig Jahren mit ebensoviel Geist als Schönheit. Sie bezauberte mich beim ersten Blicke. Der dritte Senator, Brähé, war im ganzen dreißig Jahre alt, ein hagerer, verschlagen dreinblickender Mann, der alle anderen an Zynismus und Ungestüm übertraf, seine Gattin Ulrike, die nur um zwei Jahre jünger war als er, besaß ebensoviel Schönheit als Verstand und Bosheit und war die begeistertste und fähigste Anhängerin der Senatorenpartei.

»Meine Freunde«, sagte Steno, »ich schlage euch die Aufnahme

dieses Mannes und seiner Frau vor, da ich überzeugt bin, daß sie unser würdig sind.« — »Mein Herr«, sagte hierauf Brähé zu mir, »ich bin von den Worten Stenos überzeugt, doch ist es besser, wenn Ihr uns einige Fragen beantwortet:

Frage: Aus welchen Gründen haßt Ihr den Despotismus?

Antwort: Aus Neid und verletztem Stolz beherrscht zu werden und aus dem Wunsch, selbst zu herrschen.

F.: Spielt das Glück des Volkes eine Rolle bei euren Ansichten?

A.: Nein, nur mein Eigenes.

F.: Und welche Rolle spielen die Leidenschaften in Ihrer Politik?

A.: Die erste, denn ich glaube, jeder Staatsmann muß alle seine Pläne, seine Vorschläge, Beteuerungen, ja seine Gesetze so einrichten, daß sie seinem eigenen Glücke dienen, alles das, was das dumme Volk glaubt, es diene zu seinem Glück, tut er nur, um seinen eigenen Reichtum und sein Ansehen zu vergrößern.

F.: So würdet Ihr also in einer solchen Stellung nur der Stimme der eigenen Begierden folgen.

A.: Gewiß, dies ist mein einziger Gott.

F.: Und was hältst du von der Religion?

A.: Der Tyrann muß sich ihrer immer bedienen. Die Fackel des Aberglaubens ist die Morgenröte der Tyrannie und mit geheiligtem Sinn lenkt man am besten das Volk.

F.: Ihr ratet uns daher, sie zu verwenden?

A.: Gewiß, laßt Gott für euch sprechen und die Menschen werden folgen, überredet sie, daß alles Unglück, das sie unter der jetzigen Regierung leiden, von dem Mangel an Religion kommt. Indem Ihr sie vor die Füße der Chimäre, die Ihr ihnen zur Verehrung darbietet, werft, werden sie eurem Stolz und euren Leidenschaften dienen.

F.: Du glaubst also nicht an Gott?

A.: Welch vernünftiger Mensch kann daran glauben. Bedarf die ewig rastlose Natur eines Lenkers? Ich wollte, daß der lebende Körper des Gauners, der zuerst von dieser Chimäre sprach, in die Hände derer überliefert werde, die durch sie starben.

F.: Wie denken Sie über das, was man Verbrechen nennt?

A.: Als etwas natürliches, dem zu widerstehen Torheit, als das beste Mittel für einen Staatsmann, seine Gewalt zu befestigen, kurzum, es ist das oberste Gesetz der Natur.

F.: Habt Ihr deren viele begangen?

A.: Es gibt keines, mit dem ich mich nicht besudelt und welches ich nicht mit Freuden wiederholen würde.

Hierauf erging sich Brahé in die Erzählung der Geschichte der Templar und sprach mit Empörung von dem ungerechten und harten Urteil, welches Philipp der Schöne an seinem letzten Großmeister Molay gefällt, um sich der Güter des Ordens zu bemächtigen:

»Ihr seht in uns die Häupter der *Loge des Nordens*, welche Molay selbst von der Bastille aus eingerichtet. Wenn wir euch aufnehmen, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß Ihr uns bei dem Opfer, das man euch darbieten wird, schwört, Rache zu nehmen für den Tod Molays; sage mir dies genau nach:

»*Ich schwöre, alle Könige der Erde zu vernichten, ewigen Krieg der katholischen Religion und dem Papst, die Freiheit den Völkern zu predigen und eine allgemeine Republik zu gründen.*« Ein Donnerschlag ertönte, der Pavillon erzitterte und vor meinen Augen erschien ein nackter sechzehnjähriger Jüngling, einen Dolch in der Hand, den er mir darbot. Dies war das Opfer. Ich ergreife den Dolch und durchbohre sein Herz. Brahé fängt das Blut in einer goldenen Schale auf, läßt mich davon trinken und gibt es dann den anderen weiter. Jeder trinkt und spricht hierbei ein barbarisches Wort aus, das ungefähr den Sinn hatte: »Eher den Tod, als den Verrat.« Der Leichnam verschwindet und Brahé setzt seine Fragen fort:

F.: Du hast dich unserer würdig gezeigt. Bist du auch imstande, eine gleiche Tat zu tun zu deiner eigenen Lust?

A.: Gewiß, denn es vermehrt sie und ich habe derartiges immer als die Seele der Wollust erkannt. Ihr Einfluß auf die Einbildung ist ein enormer, und die Taten des Geistes erzeugen erst das wahre Vergnügen.

F.: Kennst du Beschränkungen in der körperlichen Liebe?

A.: Nein.

F.: Machst du einen Unterschied zwischen Geschlechtern, dem Alter und Verwandtschaftsgraden.

A.: Gewiß nicht.

F.: Aber es gibt doch eine Lieblingswollust für dich?

A.: Gewiß, das sind diejenigen, welche die Dummen wider-natürlich, verbrecherisch, gesetzwidrig nennen.

»Nimm Platz unter uns, Bruder«, sagte mir Brahé, »wir verlassen uns auf dein Wort, ob deine Frau gleichen Sinnes mit dir ist.«

— »Ich stehe für sie ein«, antwortete ich.

— »Dann höre zu:

Die Loge des Nordens, deren Häupter wir sind, hat in Stockholm zahlreiche Anhänger, aber die einfachen Maurer kennen weder unsere Sitten, noch unsere Geheimnisse und verlassen sich ganz auf uns. Unsere Absicht geht dahin, den Thron Schwedens wie alle anderen Throne zu stürzen. Wir beschränken uns auf unser Vaterland. Wenn wir aber dann zur Regierung kommen, so werden wir eine Tyrannei ohne gleichen errichten, niemals wird das Volk in größerer Dunkelheit gehalten werden, Ströme des Blutes werden fließen, auch unsere Brüder werden unsere Knechte werden, jeder freie Gedanke, jegliche Bildung wird mit Gewalt unterdrückt. Du, Borchamps, wirst zwar nicht an der Herrschaft teilnehmen, wirst über die Armeen kommandieren, besonders aber die Räuberbanden kommandieren, welche Schweden mit Mord und Brand durchziehen sollen. Schwörst du, uns treu zu sein?«

— »Ich schwöre es.«

— »Dann bleib mir nur übrig, dir unsere Sitten zu schildern. Wir betreiben die Wollust ohne Rücksicht auf Ehe und Geschlecht, ohne Scham vor einander, am liebsten in der Art, wofür man sagt, daß Gott Sodom bestraft hat. Ist deine Frau zu alledem auch entschlossen?«

— »Ich schwöre es«, sagte Emma.

— »Aber das ist noch nicht alles. Wir gehen noch weiter, wir

In dieser glücklichen Lage, in der sie mich sehen, befinde ich mich nun. Ich gestehe, daß ich das Verbrehen außerordentlich liebe und, daß ich es bis zu meinem letzten Seufzer predigen werde. Ich hoffe also, daß der Rest meines Lebens mir noch viel mehr Verirrungen bringen wird als meine Jugend. Die Natur hat die Menschen nur geschaffen, damit sie sich mit allem, was es auf der Erde gibt, ergötzen. Wir gehorchen ihr also indem wir uns dem Bösen ergeben.

In dieser Tätigkeit liegt das ganze Glück des Menschen.

So beendet Madame de Lorraine die Erzählung ihrer Abenteuer, deren painvolle Einzelheiten mehr als einmal der interessanten Justine bittere Tränen entlockt hatten. Nicht so stand es mit dem Edelman und dem Marquis. Ihre feurigen Schwänze, die sie ans Tageslicht zogen, bewiesen mir bald, daß ihre Gefühle ganz anderer Art waren. Wir begannen schon einige Greuelthaten zu verabreden, als wir Noirceuil und Chabert zurückkommen hörten.

Die Tränen, die die Wange unserer unglücklichen Justine überströmten, ihre Furchtsamkeit und Tugendhaftigkeit, erregten Noirceuil und Chabert derart, daß sie die Unglückliche unter jeder Bedingung ihren Launen hinopfern wollten. Sie schlossen sich mit ihr ein, während der Marquis, der Edelman und Madame de Lorraine sich mit den Bewohnern des Schlosses andern Greuelthaten hingaben.

Es war ungefähr sechs Uhr abends, als man wieder zusammen kam. Das Schicksal Justinens wurde nun in Erwägung gezogen und da Madame de Lorraine erklärte, ein so keusches Mädchen nicht bei sich behalten zu wollen, es handelte sich also bloß darum, ob man die Ärmste wegschicken oder während einer Orgie

aufopfern sollte. Der Marquis, Chabert und der Edelman, die ihrer mehr als satt waren, waren fest entschlossen, das Letztere zu tun, als Noirceuil um Aufmerksamkeit bat.

»Höret Freunde«, sprach er zu der fröhlichen Gesellschaft, »ich habe oft gehört, daß man bei derartige Gelegenheiten das Schicksal sprechen ließ. Ein furchtbares Gewitter ist im Anzug, übergeben wir sie also dem Blitzstrahl.« — »Wundervoll!« rief alles aus. Der Blitz zuckte, der Wind heulte und die Wolken schoben sich durcheinander. Es schien, als ob die Natur alle Elemente durcheinander mengen wollte, um neue Formen zu schaffen.

Man warf also Justine zur Türe hinaus, ohne ihr etwas mitzugeben. Die Unglückliche war, trotzdem sie die Undankbarkeit kränkte, glücklich, weiteren Niederträchtigkeiten entschlüpft zu sein und dankte Gott, als sie die Landstraße erreicht hatte. Kaum war sie angelangt, als ein Blitzstrahl sie in zwei Hälften teilte. »Sie ist tot«, riefen die Verbrecher freudestrahlend aus, »sehen Sie Madame, wie der Himmel die Tugend belohnt.«

Unsere vier Wüstlinge umgaben den Leichnam und obgleich er furchtbar entsetzt war, befriedigten sie dennoch ihre abscheulichen Begierden an den blutenden Resten ihrer Grausamkeit. Die niederträchtige Juliette stachelte sie an, ihr die Kleider ausziehen, der Blitzstrahl war ihr durch den Mund hincingefahren und durch die Scheide herausgekommen. Furchtbare Scherze wurden nun über diesen Weg des himmlischen Feuers gemacht. »Wie recht hat man, wenn man Gott lobt«, sprach Noirceuil, »ist er nicht zartfühlend? Hat er nicht diesen erhabenen Hintern geschont?« Bei diesen Worten fuhr der schlimme Abbé bis zu den Hoden in die unbelebte Masse hinein. Sein Beispiel wurde bald nachgeahmt und einer nach dem anderen beleidigte die Überreste dieses teuren Mädchens, während die abscheuliche Juliette sich bei diesem Anblick kitzelte. Schließlich überließen sie den Leichnam seinem Schicksal. »Du armseliges und unglückliches Geschöpf, es war in den Sternen geschrieben, daß dich selbst dein Tod nicht vor den Grausamkeiten der Menschen beschützen solle.«

»In Wahrheit«, rief Madame de Lorsange aus, als sie mit ihren Freunden ins Schloß zurückgekehrt war, »ich bin jetzt fester, als jemals, auf der Laufbahn des Verbrechens zu verbleiben. Oh, Natur, du wünschst also das Verbrechen, da du diejenigen bestrafst, die es fürchten.«

Kaum war man im Schlosse angelangt, als eine Postkutsche ankam. Eine große, gutgekleidete Dame stieg heraus. »Gerechter Himmel, es war die Durand.« Es war die teure Freundin von Madame de Lorsange, die Juliette an der Decke des Saales in Venedig aufgehängt glaubte. »Teures Wesen«, rief sie aus und warf sich in die Arme ihrer Freundin. »Durch welches Ereignis... großer Gott... erkläre dich.« — »Wo bin ich... Man ging nun gemeinsam in einen Salon und hörte stillschweigend ein seltsames Abenteuer an. »Meine teure Juliette«, sprach die Durand, »du siehst in mir das Weib, daß du längst gestorben wähestest und das nun, dank der Wissenschaft, sich wohler befindet als je und glücklich ist, dir deine in Venedig konfiszierten Güter zurückbringen zu können.«

»Ja, Juliette«, fuhr sie fort und legte einen Stoß Papiere auf den Tisch, »hier sind die 1.500.000 Pfund Rente, genieße sie in Frieden und gestatte mir nur, daß ich in deiner Gesellschaft mein Leben beschließe.« — »Oh, meine Freundin«, rief Juliette trunken vor Freude aus, »hätte derjenige Unrecht, der die Geschichte meines Lebens mit dem Titel versehen würde: 'Die Wonnen des Lasters'. Beete dich Durand, deine Erlebnisse zu erzählen und sei versichert, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß du mich in meinem Leben nicht wieder verläßt.«

Nun erzählte diese berühmte Frau, daß nachdem sie versprochen hatte, alle ihre Geheimnisse bekannt zu geben, man ein anderes Weib an ihrer Stelle hingerichtet habe.

Dieses Exempel sei notwendig gewesen, um Juliettens Güter einziehen zu können und um sie zur Abreise zu bewegen.

Nachdem die List gelungen war, hatte sie die Inquisitoren befriedigt und in Venedig eine Epidemie entstehen lassen, bei der mehr als zwanzigtausend Personen umgekommen waren.

Als der Streich gelungen war, hatte sie als einzigen Gnadenbeweis verlangt, daß ihr die Güter ihrer Freundin zurückgegeben werden. Von diesem Augenblick an hatte sie nur mehr daran gedacht Venedig zu verlassen, um nicht ebenfalls den Anschlägen dieser niederträchtigen Venezianer zum Opfer zu fallen. »Ich bin also zu dir herbei geeilt mein Engel«, fuhr die Durand fort, »habe dich glücklich gemacht und bin nun selbst zufrieden.« Und die beiden Freundinnen warfen sich in die Arme und versicherten sich der aufrichtigen Freundschaft und des unbedingten Vertrauens.

Die ganze Gesellschaft schwelgte bei den Freuden der beiden Freundinnen mit, als unter großem Lärm ein Kurier aus Versailles im Hof anlangte. Er fragte nach Noirceuil.

»Oh Himmel«, rief dieser aus, nachdem er die Botschaft gelesen hatte, »es scheint, als ob alles Glück auf unsere Köpfe zusammenströmen sollte. Der Minister hat soeben die Augen geschlossen und hier ist der Brief des Königs, der mir befiehlt eiligst an den Hof zu kommen und die Zügel der Regierung zu übernehmen. Welche Summe von Glück verheißt uns dies, folget mir ihr beiden«, sagte er, indem er sich an die Juliette und die Durand wandte, »ich will mich niemals von euch trennen. Ihnen Chabert gebe ich ein Erzbistum. Sie Marquis ernenne ich zum Gesandten in Konstantinopel. Ihnen aber Chevalier gebe ich eine Rente von 400.000 Pfund, damit Sie in Paris unsere Geschäfte besorgen. Vorwärts meine Freunde, wir wollen uns vergnügen.«

Am nächsten Morgen reiste man ab und unsere Helden wurden durch zehn Jahre hindurch von den größten Erfolgen begleitet. Nach Verlauf dieser Zeit verschwand Madame de Lorsange durch den Tod von dem Schauplatz dieser Welt, wie alles Strahlende einmal erstirbt und diese einzigartige Frau entthob dadurch, daß sie die letzten Ereignisse ihres Lebens nicht aufzeichnete, dem Schriftsteller die Möglichkeit, sie dem Publikum vorzuführen, diejenigen, die das unternehmen wollen, würden uns nur Erfindungen ihres Geistes vortäuschen und jeder geschmackvoll-

le Mensch und Leser dieses Werkes würde den erstaunlichen
Unterschied wohl merken.

Ende des sechsten Teiles

AUFKLÄRUNG

Interdisziplinäres Jahrbuch
zur Erforschung des 18. Jahrhunderts
und seiner Wirkungsgeschichte

In Verbindung mit der
Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts

herausgegeben von
Günter Birsch, Kari Eibl und Norbert Hinske
unter Mitwirkung von
Klaus Gerteis, Rudolf Vierhaus
sowie Carsten Zelle

- Band 13 · Jg. 2001 -

Themenswerpunkte:

EMPFINDSAMKEIT

Herausgegeben von Kari Eibl

POLITISCHE THEORIE IM 18. JAHRHUNDERT

Herausgegeben von Diethelm Klippel

FELIX MEINER VERLAG

Großstadt, der 'Gesellschaft' gegenüberstehen – das sind alles Vorstellungen, die dem ethischen Design der Empfindsamkeit entsprechen. Die Empfindsamkeit stellte offenbar einen Wertespeicher zur Verfügung, der in der Folgezeit, wo immer entsprechender gesellschaftlicher Bedarf bestand, für die Lebensorientierung herangezogen werden konnte. Und insofern wird man sie durchaus in den Zusammenhang der Entstehung der 'bürgerlichen' Gesellschaft stellen können. Nicht in dem Sinne, daß da ein Bürgertum gewesen wäre, das sich im Rahmen seines Aufstiegs, sozusagen aus Gründen des Sozialprestiges, auch ein Ethos zulegte. Sondern daß die neue, überaus heterogene Schicht der neuen 'Bürgerlichen' (zu der auch viele Adelige gehörten) eine Empfindens- und Verhaltenstopik brauchte und daß die Empfindsamkeit die Grundlegung dieser Topik bildete. Diese Topik war gewiß nicht die des erfolgreichen Wirtschaftsbürgers. Aber gerade ein Gesellschaftssystem, das den Erfolg prämiert, braucht auch ein Ethos für die Mehrheit, die weniger Erfolge haben. So läßt sich das scheinbare Paradox einer empfindsamen Ethik für eine Leistungsgesellschaft verstehen: Komplementär zur brutalen Welt von Kapitalismus und Imperialismus entstehen Armenküchen und Rotes Kreuz, zieht sich die Kontinuität einer Werthaltung, die Sensibilität und Kommunikativität prämiert und so einen Raum des 'wahren' Menschseins parat hält für alle, die den Maximen der großen Welt nicht gehorchen können oder wollen. Die vorerst letzte Station dieser Entwicklung läßt sich in den USA beobachten, wo die forcierte Freisetzung der Marktkräfte auch die Bewegung des 'Kommunitarismus' hervorgebracht hat, die die Schäden dieser Entwicklung durch Besinnung auf Tugenden zu heilen versucht, die in ihren Wurzeln in die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts zurückreichen.⁸

Karl Eibl

LOTHAR PIKULIK

Die Mündigkeit des Horzens

Über die Empfindsamkeit als Emanzipations- und Autonomiebewegung

Wer gedacht hatte, daß die Empfindsamkeit keine ganz unwichtige Strömung des 18. Jahrhunderts war, ja geistes-, seelen- und sozialgeschichtlich zu erheblichen Umbrüchen führte, reibt sich verwundet die Augen, wenn er neuere Gesamtdarstellungen der damaligen Epoche zur Hand nimmt. Da hat sich das Phänomen so sehr in dem Sammelbegriff „Aufklärung“ aufgelöst, daß es kaum mehr zu existieren scheint. Um nur einige Beispiele zu nennen: Konsultiert man das Inhaltsverzeichnis des 1980 erschienenen dritten Bandes von *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, der Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789* überschrieben ist, sucht man hier das Stichwort Empfindsamkeit vergebens. Im „Zweiten Teil: Phasen der Aufklärung“ hätte es vorkommen können, doch wird hier nur – fast verschämmt – ein kleinerer Artikel (14 Seiten) über den „Geniekult des Sturm und Drang“ angezeigt; darüber hinaus wird auch dieser Phase der damaligen Gefühlskultur keine eigene Behandlung zugebilligt. Bei Peter J. Brenner, in seiner *Neuen deutschen Literaturgeschichte* (1996), könnte dieses Verfahren Schule gemacht haben; denn auch hier gibt es zum 18. Jahrhundert nur ein Kapitel „Frühaufklärung“ sowie ein weiteres „Aufklärung“. Der von Sven Aage Jørgensen, Klaus Bohnen und Per Ørregaard verfaßte Band 6 der von de Boor/Newald begründeten, bei C. H. Beck erscheinenden Literaturgeschichte führt immerhin den Titel *Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik* (1990), macht jedoch ebenfalls von der Empfindsamkeit nicht viel Aufhebens. Nach genauem Durchforschen des Inhaltsverzeichnisses findet man das Stichwort versteckt und kleingedruckt unter „B. Die Literatur der Aufklärung“, Abschnitt „III. Gattungen. 2. Roman“. Ebensovienig wie hier kommt die Empfindsamkeit in dem von Werner Schnei- ders herausgegebenen *Lexikon der Aufklärung* (1995) über den Status einer un-scheinbaren Nebensache hinaus: in dem über 450 Seiten starken Buch wird ihr gerade mal ein Artikel von knapp anderthalb Seiten eingeräumt.¹

Zweifel sind angebracht, ob diese Behandlung berechtigt ist. Nach wie vor scheint eine Verständigung darüber nötig, was Empfindsamkeit eigentlich ist

¹ Der Verfasser des Artikels ist Gerhard Sauder, der die Devise zu dem hier bezeichneten Trend der Literaturgeschichtsschreibung bekanntlich mit seinem Buch: *Empfindsamkeit*, Bd. 1: Voraussetzungen und Elemente, Stuttgart 1974, ausgegeben hatte: „Empfindsamkeit ist als Tendenz der Aufklärung zu begreifen wie Sturm und Drang und Rokoko.“ (S. XI)

⁸ Eines der programmatischen Werke: Amitai Etzioni, *Die Verantwortungsgesellschaft. Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie*, Berlin 1999 (im Englischen der vielleicht aussagekräftigere Titel: „The new golden rule“).

und wie ihre Bedeutung einzuschätzen ist. Zwar vermag ihre Subsumierung unter die Aufklärung als 'Reduktion von Komplexität' Ordnung und Einheit in den Wirrwarr des 18. Jahrhunderts zu bringen, aber die Frage bleibt, ob ihre Herleitung aus der Vernunftkultur, wenn man denn Aufklärung als Vernunftkultur, als logozentrisch versteht,² sachlich gerechtfertigt ist.

Der Kult des Gefühls ist, wie man weiß, schon im 18. Jahrhundert als Störfaktor geordnet und einheitlicher Verhältnisse bekämpft worden. Pädagogisch engagierte Aufklärer wie Joachim Heinrich Campe mußten befürchten, daß, wie das Beispiel Werthers (das aber auch Vorbilder in der Realität hatte) lehrte, junge Leute sich einem vernunftgeleiteten Denken und Verhalten entfremden und allzusehr der Stimme und Neigung des Herzens Gehör schenken. Sie waren indes klug genug, die „Affekte“ nicht grob zu verunglimpfen, sondern ihnen das Recht der Entfaltung zu konzederen, sofern sie sich einem Ausgleich mit den anderen seelischen Kräften, besonders aber mit der Vernunft unterwerfen. In einer Schrift, betitelt *Ueber Empfindsamkeit und Empfindbarkeit in pädagogischer Hinsicht* (1779), reklamiert Campe für dieses 'vernünftige Fühlen' den Ausdruck „Empfindsamkeit“, wogegen er für den empfindsamen Gefühlskult der damaligen Zeit den pejorativen Ausdruck „Empfindbarkeit“ in Umlauf bringt. Heute nennt man eine solche Strategie das „Besetzen von Begriffen“. Sie verfolgt die doppelte Absicht der Vereinnahmung und Ausschließung. Offensichtlich im Bewußtsein, daß sich mit „Empfindsamkeit“ das prinzipiell unanstoßige Ideal eines feinfühligsten und guten Herzens verbinden läßt, usurpieren Campe und andere Vertreter der Aufklärung den Begriff programmatisch zu eigenen Zwecken, während der Gegner von der Identifikation mit diesem Begriff ausgeschlossen und verbal verächtlich ins Abseits gestellt wird. Gelegentlich betonen noch spricht Campe von der „wahren Empfindsamkeit“, um die ihm so wenig genehme Welle der Gefühlsbegeisterung als falsch und pervertiert desavouieren zu können.

Dieser begrifflichen Manipulation zufolge konnte ferner der Eindruck entstehen, als vertrüge sich (wahre) Empfindsamkeit mit den bürgerlichen Tugenden. Die Moral der Arbeitsamkeit, des Fleißes, der Ordnung usw. erscheint nicht gefährdet, sondern befördert, wenn das Herz der Vernunft gehorcht und mit diesem in Übereinstimmung handelt. Die hieraus scheinbar ableitbare These, daß „Empfindsamkeit im Kontext der Aufklärung [...] in die Aufstiegsbewe-

² Dies scheint mir allerdings nötig. Der Begriff 'verschimmt', wenn man unter Aufklärung nur einen Bewußtseinsprozeß oder einen Vorgang des Auf-den-Begriff-Bringens versteht. Beides war auch die Romantik, und bekanntlich hat die Romantik die Vernunft nicht abgelehnt, sondern nur ihren dogmatischen und absolutistischen Gebrauch bekämpft. Darum wird man aber nicht gleich die Eigenständigkeit der Romantik leugnen wollen, um sie der Aufklärung zu subsumieren, so wie das neuerdings mit der Empfindsamkeit und dem Sturm und Drang geschieht.

gung des Bürgertums eingebunden“ sei,³ war geeignet, die 'Einheit' des Zeitalters auch literatursoziologisch zu untermauern, zumal schon immer behauptet worden war, daß die damaligen Innovations- und Emanzipationsbewegungen vom aufstrebenden Bürgertum getragen worden seien. Seit einigen Jahren allerdings befindet sich diese Theorie, von der es schien, daß sie für alle Ewigkeit zementiert sei, im Stadium fortschreitender Erosion.⁴

Wenn man sieht, daß die Empfindsamkeit das Gefühl nicht nur kultiviert, sondern auch reflektiert, Empfinden und Analyse des Empfindens als Zusammenhang auftreten und somit der Seelenkult zugleich zur Geburtsstunde neuer zeitlicher Psychologie, der von Karl Philipp Moritz sogenannten „Erfahrungseelenkunde“ wird, liegt der Schluß nahe, der allerdings ein Trugschluß ist, daß hier nichts anderes vorliegt als der „Versuch, mit Hilfe der Vernunft auch die Empfindungen aufzuklären“. Ein Trugschluß, weil das Element der Reflexion beim empfindsamen Fühlen nicht aus einem rationalistischen Impetus stammt und weil Sinn und Ziel dieser Reflexion gerade nicht darin bestehen, die Gefühle der Vernunft zu subsumieren, sondern sie im Gegenteil als autonom zu emanzipieren (dazu weiter unten). Daß dabei auch die Vernunft beteiligt ist, kann nicht bestritten werden, aber ihre Rolle bestimmt sich dadurch, die eigene Begrenztheit zu erkennen und dem Herzen ein Eigenrecht zuzugestehen. Die Vernunft ist am vernünftigsten, wenn sie weiß, wie weit ihre Macht und ihre Möglichkeiten reichen und wo sie auf Gegenkräfte stößt. Bei Geistern wie Lessing, Mendelssohn, Kant, Lichtenberg oder Schiller gewinnt diese selbstkritische, undogmatische, tolerante Einstellung den Rang einer höheren Aufgeklärtheit, die darum schon über die Aufklärung à la Campe hinausgeht, weil sie die neuen seelischen Erfahrungen, die zu einer revolutionären Umbildung des Menschenbildes führen, in das eigene Denken einläßt. Später, in der Romantik, wird sich dieser Prozeß der Diversifizierung des Seelischen auf der Grundlage

³ Sauder, Empfindsamkeit (wie Anm. 1), S. XIII, 50 ff.

⁴ Was vor allem auf die Analyse der Sozialdaten seitens der Sozialgeschichtsforschung zurückgeht. Es ist seitdem nicht mehr möglich, von *dem* Bürgertum des 18. Jahrhunderts als Einheit auszugehen und aus dem Klischee vom „Aufstieg“ dieses Bürgertums literatursoziologische Erklärungen in der bisher geübten Art zu gewinnen. Vgl. etwa: Franklin Kopitzsch (Hg.), *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland*. Zwölf Aufsätze, München 1976. Hier besonders die Einleitung des Herausgebers: *Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung als Forschungsaufgabe*, 11–169; Rudolf Vierhaus (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung* (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 7), Heidelberg 1981; Jürgen Kocka (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987. Hier besonders vom Herausgeber: *Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert*, 21–63, mit zahlreichen Literaturhinweisen. Vgl. auch Lothar Pikulik, *Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland*, Göttingen 1984.

⁵ Sauder, Empfindsamkeit (wie Anm. 1), S. XV.

höherer Einsicht fortsetzen. Die romantische Vernunft denkt so weit nach Innen und in die Tiefe, daß neue Dimensionen der *conditio humana* ins Bewußtsein treten: Phantasie, Ahnung, Traum, Geheimnis, Wunder, die „Nachtseite“ usw., alle mit dem Anspruch, als selbständige Komponenten eines immer komplexer werdenden Seelenuniversums ernstgenommen zu werden.

„Aufklärung der Empfindungen“ mit Hilfe der Vernunft gibt es, seit die Philosophen über das menschliche Seelenleben nachdenken, also seit dem Altertum. In der ersten Phase der Neuzeit ist es besonders Descartes, der mit seiner letzten Schrift *Les Passions de l'Âme* (Die *Leidenschaften der Seele*) aus dem Jahre 1649 den Versuch einer solchen Aufklärung unternimmt.⁶ Gemäß dem aufklärerischen Grundsatz „clair et distinct“ unterwirft er seinen Gegenstand der erhellenden Definition und der gliedernden Distinktion. Es wäre indes ziemlich absurd, ihn als Vertreter oder auch nur als Vorläufer der Empfindsamkeit anzusehen. Nicht nur daß, sondern wie über die Seele, die er nicht im Herzen, sondern im Gehirn, genauer: in der Zirbeldrüse lokalisiert, ganz rationalistisch. Die seelischen Vorgänge werden von ihm mechanisch erklärt, ihre Entstehung und Funktion eher physiologisch als psychologisch gedeutet. Das Medium aller psychischen Abläufe sind die „Lebensgeister“ („*esprits animaux*“ oder einfach „*esprits*“), die durch die Nerven strömen, dabei die Verbindung zwischen Hirn und Muskeln herstellen und deren Bewegung hervorrufen, aber auch die Zirbeldrüse in Bewegung setzen, von der aus die Leidenschaften erregt werden. Diese Lebensgeister sind nicht immateriell, sondern kleine Materieteilchen (Artikel 10), und alle Leidenschaften werden durch ihre Bewegung verursacht. Immateriell ist dagegen die Seele als Inbegriff der *res cogitans*, die im dualistischen System des Descartes der *res extensa* (Materie, Körper) gegenübersteht. Dabei wird die Seele als eine sowohl das Denken wie auch das Fühlen, Wollen und Wahrnehmen umfassende Einheit vorgestellt. „Es gibt aber in uns nur eine Seele, und diese Seele hat in sich keinerlei Verschiedenheit der Teile: diejenige, die sensitiv ist, ist auch vernünftig, und alle ihre Bedürfnisse sind gewollte.“ (Artikel 47) Daher besteht bei Descartes kein psychologischer, nur ein funktionaler Unterschied zwischen „*pensées*“, „*perceptions*“, „*passions*“. „Leidenschaften“, so sagt er einmal, sind „Gedanken“, welche die Seele besonders erregen und aufwühlen (Artikel 28). Auch die Philosophie Christian Wolffs unterstellt in der Nachfolge dieses Konzepts alle Inhalte und Kräfte der Seele dem Oberbegriff „Gedanken“. Sie kennt bei der menschlichen Psyche keine qualitativen, sondern nur graduelle Unterschiede, nämlich nach dem Grade der Klarheit und Deutlichkeit, und sieht die Seele gänzlich als gestufte Ratio, auf-

⁶ Neuausgabe hg. und übersetzt von Klaus Hammacher, Französisch-deutsch, Hamburg 1984.

steigend von den untersten dunklen und verworrenen zu den höchsten hellen und deutlichen Gedanken.

Ein die geistig-seelische ebenso wie die geistig-körperliche Ganzheit des Menschen postulierendes Denken zieht sich durch die gesamte spätere Geistes- und Seelengeschichte, jedoch nicht als Fortsetzung der rationalistischen Einheitsvorstellungen. Zwar ist es auffällig, wie dringlich gerade seit der Empfindsamkeit eine Harmonisierung von Vernunft und Gefühl, „Kopf“ und „Herz“ gefordert wird, aber dieses Insistieren ist ein starkes Argument für die Annahme, daß die rationalistische Einheitsseele dabei war, sich in divergierende Kräfte aufzuspalten. Denn was hätte es für einen Sinn, Vereinigung einzuklagen, wenn die Einheit von vornherein gegeben ist. Ganzheit macht man zum Programm, wenn dazu eine Nötigung besteht. Und ein drohender oder schon eingetretener Verlust an Ganzheit wird, wie Schiller in einer berühmten Schrift erläutert hat, dadurch kompensiert, daß man das verlorene Gut zu einem erstrebenswerten Ziel der Wiedergewinnung macht. Tatsächlich ist die Empfindsamkeit eine im Schillerschen Sinne „sentimentalische“ Erfahrung. Nicht nur daß in ihr die Gefühle neu erlebt werden, sondern sie treten auch als etwas gegenüber der Vernunft gänzlich Anderes ins Bewußtsein. Und da auf diese Weise die „naive“, weil eigentlich un- oder präpsychologische Vorstellung von der geistig-seelischen Einheit verlorengeht, wird diese Einheit nunmehr zum „Ideal“.

Im folgenden wollen wir die Bewegung des empfindsamen Gefühls, wie es sich von der Vernunft emanzipiert und autonom wird, in einigen Schritten nachvollziehen. Heranzuziehen sind dabei allerdings nicht nur Texte, die im engeren Sinne als Manifeste oder Bekenntnisse der Empfindsamkeit gelten können wie Goethes *Werther*, Millers *Siegwart*, Jacobis *Woldemar* etc. Unter der schon genannten Voraussetzung, daß es nicht nur die Empfindsamen sind, welche im 18. Jahrhundert die neuen seelischen Erfahrungen in ihr Denken einfließen, kommen als Gegenstand der Untersuchung überhaupt alle Äußerungen in Frage, die dem Problem des Empfindens eine wie auch immer geartete, sei es größere oder geringere Aufmerksamkeit widmen. Insbesondere ist der Prozeß der Emanzipation dort abzulesen, wo die neue auf die hergebrachte Anschauung trifft.

Eine Schlüsselrolle bei diesem revolutionären Prozeß spielt die Entdeckung der „vermischten Empfindungen“.⁷ Und der Schlüsseltext, der diese Entdeckung ins Licht stellt (aufklärt, wenn man will), ist Moses Mendelssohns Schrift *Briefe über die Empfindungen* (1755) nebst dem später geschriebenen

⁷ Ich knüpfe hier an die Ausführungen in meinem Buch: „Bürgerliches Trauerspiel“ und Empfindsamkeit, Köln, Wien 1981, 75 ff., an. Vgl. auch Carsten Zelle, Joy of Grief. Über das Vergnügen am Traurigsein, in: *Deutsche Kronik* 40 (1990), 3–29.

wichtigen Anhang *Rhapsodie, oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen* (1761).⁸

Mit der Fassung der ersten genannten Abhandlung in Briefform wird die Erörterung auf verschiedene Stimmen verteilt, so als wolle Mendelssohn in perspektivischer Manier unterschiedliche Ansichten zu Wort kommen lassen. Tatsächlich sind die beiden Briefpartner, die sich hier austauschen, recht verschieden. Theokles, der den Hauptanteil an der Erörterung besitzt, ist alt und ein der Vernunft verschworener Philosoph, der mit ihm befreundete Euphranor dagegen jung und philosophisch unbedarft, aber wenn er von Theokles Belehrungen erhält, so macht er seinerseits gegenüber dem Älteren die Erfahrungen seiner Jugend geltend: „So oft von Empfindungen die Rede ist, muss die Jugend zu Rathe gezogen werden. Das reifere Alter kann durch männliche Ernsthaftigkeit, durch beständiges Nachsinnen, durch eine vorgefasste Schulmeinung in seinem Geschmacke verwöhnt sein. Bei uns ist das Gefühl, die Gabe des Himmels unverfälscht.“ (S. 42) Soll diese Gabe in ihrer Echtheit bewahrt werden, kann es auch nicht sein, daß der Freund in die Natur des „Vergnügens“ der Seele nur deshalb eindringen wolle, um sich dieser Empfindungen zu bemächtigen und „sie an dem Wagen der Vernunft zu fesseln.“ (S. 18) Der Jüngere sieht damit das Vergnügen gefährdet, denn: „Die Lust verschwindet, wenn wir unsere Empfindung allzu sorgfältig aufzuklären suchen.“ (S. 18) Und er kann Beispiele anführen. Wie etwa, wenn man beim Anblick einer Schönen in Entzückung gerät und anfängt, dieses Empfinden zu zergliedern. Oder wenn man in der Freundschaft, in der man sich ganz dem Du hingeben sollte, „die Vorzüge, die den Werth eines Freundes ausmachen, allzu genau erwägt.“ (S. 19) Statt einer „süßen Wollust“ behält man dann nur „eine Menge trockener Wahrheiten“ zurück (S. 18).

Nun ist gerade die Empfindbarkeit des 18. Jahrhunderts weit davon entfernt, dieser jugendlichen Erfahrungsweisheit zu folgen, denn niemals sind Gefühle, auch die der Liebe und Freundschaft, detaillierter analysiert und wortreicher beredet worden als damals. Gleichzeitig hat sich dabei auch vielfach bestätigt, was Euphranor befürchtet und was auch heutige Einsicht ist: „daß sich die Gefühle unter dem Einfluß der Reflexion verändern, und daß die Gefühle, die durch die Reflexion hindurchgegangen sind, dem Gefühl selbst entfremdet sind und erstorben und farblos wirken.“⁹ Denken und Fühlen werden von Eu-

⁸ Im folgenden nach der Ausgabe Moses Mendelssohn, *Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik*. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohns hg. von Moritz Brasch, Bd. 2: *Schriften zur Psychologie, Aesthetik sowie zur Apologetik des Judentums*, Leipzig 1880, Rep. Nachdruck, Hildesheim 1968.

⁹ Artikel „Gefühl“ in: Hermann Krings, Hans Michael Baumgartner und Christoph Wild (Hrsg.), *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Studienausgabe, Bd. 2, München 1973, 520–535, hier 520.

phranor also nicht als Einheit verstanden. Wie sehr auch, was noch zu zeigen sein wird, Reflexion das empfindsame Fühlen bestimmt, so ist doch hier bereits ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Denken und Fühlen festgestellt, ein Unterschied, der sich bei demjenigen, der fühlt und gleichzeitig das Fühlen bedenkt, in der Differenz zwischen „Erlebnis-Ich“ und „Vernunft-Ich“ niederschlägt.¹⁰

Wäre Theokles ein Stoiker, könnte er die Ansicht Euphranors begrüßen und die das Gefühl sterilisierende Wirkung der Ratio um des Ideals der Gemütsruhe willen bejahen. Das ist er jedoch nicht oder nur partiell. Das Empfinden ist ihm als Quelle der Glückseligkeit wichtig, nur möchte er es mit der Vernunft ins Einvernehmen setzen. „Mein Wahlspruch ist: wähle, empfinde, überdenke und genieße.“ (S. 25) Den Bedenken des Jüngeren kann er zunächst um so leichter entgegenreten, als dieser zuletzt auf den Bereich der ästhetischen Empfindungen eingegangen war. Und hier kann der Ältere überzeugend darlegen, daß eine klare und distinktive Auffassung des ästhetischen Ganzen den Genuß des Schönen nicht schwächt, sondern erhöht. Vor allem aber und generell, nämlich nicht nur im Bereich des Ästhetischen, findet er Genuß überall dort, wo die anschauende Erkenntnis einer „Vollkommenheit“ inne wird, d. h. einer Verknüpfung der Teile „in gegenseitiger Uebereinstimmung“ oder in einem Begründungszusammenhang (S. 31).

Stärker in die Enge getrieben sieht sich Theokles hingegen durch Argumente, die gerade den Rückbezug des Vergnügens auf die Vollkommenheit in Frage stellen. Erklärt Euphranor sich zunächst von Theokles' Belehrung überzeugt, so weist er doch zunächst noch einmal auf eine Erlebnissituation hin, in der sich Gefühl und Erkenntnis ausschließen: „Zwar wenn ich mich dort im Angesichte der freien Natur im Rasen strecke, um die Wollust von allen Seiten her auf mich strömen zu lassen, so scheint sich kein deutlicher Begriff mit meinem betäubten Gefühle zu vertragen. Die Menge der Vorstellungen berauscht meine Sinne, und mein ganzes Leben ist in diesem Augenblicke nichts als Empfindung.“ (S. 42) Wie nicht zu übersehen, nimmt diese Darstellung das Erlebnis Werthers im Brief vom 10. Mai vorweg. In der Folge aber führt Euphranor Gefühlslebnisse an, die der rationalen Logik geradezu widerstreiten und die man nicht anders denn als paradox bezeichnen kann. In einem vorhergehenden Brief hatte Theokles behauptet, „daß die Seele die Vorstellung einer Vollkommenheit lieber haben, als nicht haben, und die Vorstellung einer Unvollkommenheit lieber nicht haben, als haben wolle.“ (S. 27) Dem hält der Jüngere jetzt Fälle entgegen, wo Lust offensichtlich durch Empfindung einer Unvollkommenheit erregt wird:

¹⁰ Ebd., 528.

Glaube mir, Freund! Der Mensch ist in seinen Ergötlichkeiten so eigensinnig, dass ihm das nicht selten vernügt, was ihm Traurigkeit erwecken sollte, ja sogar in dem Augenblicke selbst, da es ihm Traurigkeit erweckt.

Jene felsige Klippe, die dort hoch über dem vorbeirauschenden Fluss hinwegragt, hat einen grausigen Anblick. Die schwindende Höhe, die täuschende Furcht zu fallen, und der Einsturz, den ihre herüberhangenden Stücken zu drohen scheinen, nötigten uns öfters, den verwirrten Blick von ihr abzuwenden. Allein nach einer kleinen Erholung lenken wir unsere Augen wieder auf diesen furchtbaren Gegenstand. Der grause Anblick gefällt. Woher dieses seltene Wohlgefallen? (S. 43)

Die Beispiele, die Mendelssohn hier dem jungen Euphranor in den Mund legt, sind aus der Literatur des 18. Jahrhunderts wohl bekannt. Es handelt sich um die in allen Gattungen reich belegte Lust am Leiden (joy of grief)¹¹ und um die Lust am Schauerlichen, letztere zugleich eine Abart des Gefühls des Erhabenen und psychologisches Konstituens der damals aufkommenden Horror-Ästhetik.¹² So hat etwa Kant in seiner Schrift *Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Erhabenen* (1764) den lustvollen Schauer, der dem Eindruck des Erhabenen eigen ist, ähnlich wie Euphranor auf überwältigende Natureindrücke zurückgeführt: „Der Anblick eines Gebirges, dessen beschnittene Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturms, oder die Schilderung des hollischen Reichs von Milton, erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen“¹³.

Zeigt sich nun, daß nicht nur die Vorstellung einer Vollkommenheit, sondern auch die von einem Negativeindruck ausgehende Unlust paradoxerweise ein Wohlgefühl zu erregen vermag, womöglich sogar ein besonders gesuchtes, so gerät das vernünftige Konzept des Theokles ins Wanken. Lust, die in Unlust gründet, ist logisch gesehen unbegründet, so daß sich Gefühle wie die Lust am Leiden oder die Lust an der Angst als unvernünftig, ja widervernünftig erweisen. So daß Theokles auch Mühe hat, sein System zu retten, weswegen er auf Euphranors Beispiele und Einwurfe lange nicht eingeht, sondern erst im Schlußteil, der nunmehr statt aus einem Brief aus der Wiedergabe eines Gesprächs besteht, einen Erklärungsversuch zu seinen Gunsten unternimmt. Dieser Versuch zielt jedoch an den Beispielen Euphranors vorbei. Auf die Lust angesichts erhaben-schauerlicher Klippen geht Theokles überhaupt nicht ein. Vielmehr meint er, als „einzige unangenehme Empfindung, die uns reizt“,

¹¹ Um nur eines der Hauptzeugnisse zu nennen: den autobiographischen Roman *Anton Reiser* von Karl Philipp Moritz, der auch die englische Formel „joy of grief“ verwendet. Siehe Karl Philipp Moritz, Werke, hg. von Horst Günther, Frankfurt am Main 1981, Bd. 1, 113, 273.

¹² Vgl. Richard Alewyn, Die Lust an der Angst, in: Ders., Probleme und Gestalten. Essays, Frankfurt am Main 1974, 307–330.

¹³ Immanuel Kant, Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1968 ff., Bd. 2, 826.

komme nur das Mitleiden im Trauerspiel in Frage, zumal deshalb, weil das Unglück uns hier nicht selbst, sondern nur einen anderen betreffe (S. 78 f.). Sodann erklärt er die „Vermischung von angenehmen und unangenehmen Empfindungen“ beim Mitleiden auf eine Weise, die den Beispielen Euphranors alles andere als gemäß ist. Denn diese Vermischung, so behauptet er, sei nichts anderes, „als die Liebe zu einem Gegenstand mit dem Begriffe eines Unglücks, eines physikalischen Übels verbunden, die ihm unverschuldet zugestoßen.“ (S. 79) Später, in der *Rhapsodie*, wird Mendelssohn diese Definition in einer Form, die aus seiner Diskussion mit Lessing hervorgegangen ist,¹⁴ wiederholen: „Das Mitleiden [...] ist eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenstande und aus der Unlust zu dessen Unglück zusammengesetzt ist.“ (S. 111) Und nochmals: „Daher weinen wir, wenn wir Mitleiden fühlen; denn das Mitleiden selbst gründet sich auf dem Contrast zwischen den moralischen Vollkommenheiten und physischen Unvollkommenheiten einer Person.“ (S. 118)

Gleichwohl trifft diese Erklärung sowenig auf die Lust am Leiden wie am Mitleiden zu. Sie bezieht nämlich die vom Subjekt empfundene Mischung von Lust und Unlust auf das Erscheinen entsprechend widersprüchlicher Merkmale am Objekt. So aber hatte schon Descartes im Artikel 185 seiner Schrift *Die Leidenschaften der Seele* das Mitleid verstanden: „Das Mitleid ist eine Art Trauer, die sich mit Liebe oder gutem Willen gegen diejenigen, die wir an dem Übel leiden sehen, mischt, ein Übel, das sie unseres Erachtens nicht verdient haben.“ Nichts Neues, kann man somit sagen, und nichts, was für das empfindsame Fühlen spezifisch ist. Fast bloß an altbewährte Küchenrezepte, die für den Gaumen den Reiz des Widersprüchlichen (süß-sauer, bitter-süß etc.) empfehlen, erinnert es, wenn Theokles die „Natur unserer Empfindungen“ mit dieser Trivialität erklären will: „Wenn sich einige bittere Tropfen in die honigsüße Schale des Vergnügens mischen, so erhöhen sie den Geschmack des Vergnügens und verdoppeln seine Süßigkeiten“ (S. 79). Daß das schon immer so gesehen wurde, dafür hätte er auch Beispiele aus der traditionellen Liebeslyrik anführen können, etwa von der bittersüßen Qual des Begehrens im Petrarkismus.

Ein epochales Novum hingegen wird die „vermischte Empfindung“ in der Empfindsamkeit insofern, als in ihr Lust und Unlust nicht in ein bloß additives, sondern reflexives Verhältnis treten. Die entsprechende Formel lautet nicht, wie schon im naiven Volkslied, „Lust und Leid“ (joy and grief), sondern eben „Lust am Leiden“ (joy of grief); nicht „Wohlgefallen und Grausen“, sondern „Wohlgefallen am Grausen“. Schiller wird später in seiner Schrift *Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen* (1792) sagen: „Das Rüh-

¹⁴ Siehe den Briefwechsel zwischen Lessing, Nicolai und Mendelssohn der Jahre 1756/57.

rende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen" und: „Rührung, in seiner strengen Bedeutung, bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden.“¹⁵ Der seelische Vorgang ist danach folgender: Vom Objekt geht ein Eindruck aus, der im Subjekt eine Unlust erregt, die gleichzeitig, in einem Akt intrasubjektiver Spiegelung, in Lust konvertiert wird. Die Mischung der widersprüchlichen Bestandteile beruht also nicht auf der Uneinheitlichkeit des Objekts, sondern auf dem Auseinanderfallen der einfachen und unmittelbaren Beziehung zwischen Objekt und Subjekt in eine doppelte und vermittelte. Der Unlust erregende Eindruck gehört dabei dem Bezug zum Objekt an, die sekundär und vermittelte erregte Lust dagegen einem subjektiven Bezug, der sich von der direkten Einwirkung des Objekts gelöst hat und daher ganz anders, ja dieser kontrastiv entgegengesetzt sein kann.

Mendelssohn selber hat sich im Anschluß an die Auseinandersetzung zwischen Theokles und Euphranor, die ja nichts anderes als eine experimentelle Selbstbefragung des Autors ist, zu eben dieser Erkenntnis durchgerungen. In der *Rhapsodie* revidiert er zunächst die in den Briefen geäußerte These, daß die Seele angenehme Empfindungen bevorzugt, unangenehme dagegen ablehnt. Und er sieht nun, daß man, wenn man Beispiele wie diejenigen Euphranors vor Augen hat, von einem komplexeren Verhältnis zwischen Objekt und Subjekt ausgehen muß. Euphranor hatte festgestellt: Traurigkeit vermag zu ergötzen, ein grausiger Anblick zu gefallen. Und er hatte gefragt: „Woher dieses seltene Wohlgefallen?“ (S. 43) Mendelssohn gibt nun hierauf eine Antwort, die vielerlei Umstände berücksichtigt, deren Kern aber folgende strukturelle Erklärung ist:

In allen solchen Fällen ist es offenbar, dass unsere Missbilligung, unser Widerwille mehr auf die Sache, als auf die Vorstellung geht. Eine jede Vorstellung steht in einer doppelten Beziehung: einmal auf die Sache, als den Gegenstand derselben, davon sie ein Bild oder Abdruck ist, und sodann auf die Seele, oder das denkende Subjekt, davon sie eine Bestimmung ausmacht. Manche Vorstellung kann als Bestimmung der Seele etwas angenehmes haben, ob sie gleich, als Bild des Gegenstandes, von Missbilligung und Widerwillen begleitet wird. Wir müssen uns also wohl hüten, diese beiden Beziehungen, die objective und die subjective, nicht zu vermengen oder mit einander zu verwechseln. (S. 100)

Mendelssohn findet sogar, daß man auf diese Weise die Faszination durch das Böse erklären könne:

Das Böse [...] ist unangenehm von seiten des Gegenstandes, als Urbild außer uns betrachtet, indem es in dieser Beziehung in einem Mangel, in einer Verneinung etwas sachlichen besteht; aber als Vorstellung, als Bild in uns selbst betrachtet, das die Er-

¹⁵ Nationalausgabe, Bd. 20, 137, 138.

kenntnis und Begehrungskräfte der Seele beschäftigt, wird die Vorstellung des Bösen selbst ein Element der Vollkommenheit, und führt etwas angenehmes mit sich, das wir keineswegs lieber nicht empfinden, als empfinden möchten. (S. 102)

Der Autor verfügt nun, allerdings ohne dies klar zu sagen, über zwei verschiedene Modelle der „vermischten Empfindungen“. Bei dem einen, seit alters bekannten, ist das Empfinden von unterschiedlichen Eindrücken komponiert, die von entsprechend unterschiedlichen Merkmalen des Objekts ausgehen. Bei dem anderen, dem für die Empfindbarkeit offensichtlich relevanten, ist das Empfinden aus dem objektbezogenen „Missfallen an dem Gegenstand“ und dem subjektbezogenen „Wohlgefallen an der Vorstellung“ zusammengesetzt (S. 102 f.). Verwirrenderweise kommt Mendelssohn daher auch zu zwei verschiedenen Definitionen des Mitleidens: einer, die dem ersten Modell folgt und grundsätzlich schon bei Descartes zu finden ist (s. o.), und einer anderen, die dem zweiten Modell entspricht. Auf die Frage „Wie geht es aber zu, dass traurige Schauspiele gleichwohl sehr angenehm sein können?“ antwortet er, eigentlich nur wiederholend, was er schon vom Bösen gesagt hatte, mit dem Hinweis, daß der Zuschauer ungeachtet der Unlust, die vom Gegenstande ausgeht, „Lust und Wohlgefallen“ empfindet, weil im subjektiven Bezug die „Erkenntnis- und Begehrungskräfte der Seele beschäftigt [werden], d. h., ihre Realität vermehrt“ wird (S. 105).

Insgesamt hat der Autor einen Erkenntnisweg zurückgelegt, der ihn eine differenziertere und tiefere Ansicht vom Seelenleben hat gewinnen lassen, als er sie anfangs besaß. Er ist skeptisch geworden gegenüber einer bloß rationalistischen Betrachtung der komplexen seelischen Vorgänge: „Bei der erstaunlichen Vermischung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, die unendlich feiner durch einander verschlungen sind, als das zarteste Gewebe von Fa- sem im menschlichen Leibe, muss man sich billig über die Weltweisen wundern, welche die Summen der angenehmen und unangenehmen Empfindungen im menschlichen Leben haben berechnen und mit einander vergleichen wollen.“ (S. 117) Der Autor ist bereits an dem Punkt, wo er eingestehen könnte, daß die Logik der Empfindungen eine andere ist als die der Vernunft.

Mit der Lehre von den vermischten Empfindungen hat Mendelssohn die Tür zum genaueren Verständnis der Empfindbarkeit aufgestoßen. Jedoch liegt in der Komposition des Heterogenen nicht das eigentliche Wesensmerkmal des empfindsamen Fühlens. Auch nämlich das Gerührsein durch das Schöne wird von der empfindsamen Seele gesucht, wenngleich wohl nicht so begehrt wie die Rührung durch das Erhabene oder das Mitleiden. Beide Arten des Fühlens unterscheiden sich aber nur hinsichtlich des Gegenstandes, etwa in der Natur. So findet Kant, wie schon zitiert, daß der bedrohliche Anblick des Hochgebirges oder ein rasender Sturm erhaben wirken, während beispielsweise „die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Täler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von

weidenden Herden" das Gefühl des Schönen erregen.¹⁶ Hinsichtlich der psychologischen Struktur stimmen die beiden Arten dagegen überein. Ist zwar das Gefühl des Erhabenen eine heterogene Empfindung, weil hier Lust durch etwas Unangenehmes erzeugt wird, das Gefühl des Schönen demgegenüber eine homogene Empfindung, weil die Lust hier einen angenehmen Gegenstand hat, so ist dennoch der Abstand der empfindsamen Seele zur Natur prinzipiell der gleiche, ein Abstand, der zugleich einen Zwiespalt bedeutet. Die entscheidende Einsicht in diesen Sachverhalt verdanken wir Schillers epochaler Schrift *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795/96), die bekanntlich mit der poetologischen zugleich eine psychologische Antithese herausarbeitet. Wenn Schiller die in der Empfindbarkeit kulminierende Naturschwärmerei seiner Zeit unter die Lupe nimmt, so findet er, daß sie nicht, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte, auf der „naiven“ Einheit mit der Natur, sondern auf der Entfremdung von ihr beruht. Das zeitgenössische Naturgefühl ist seinem Wesen nach Sehnsucht und darum „sentimentalisch“, geboren aus der Empfindung des Verlustes und bestrebt, das Verlorene wiederzugewinnen. Offensichtlich läßt sich der Bruch der Einheit im Sinne Mendelssohns deuten: als Auseinanderfallen der einfachen und unmittelbaren Beziehung zwischen Objekt und Subjekt in eine doppelte und vermittelte (s. o.). Und dies ist in der Tat das, was das Gefühl des Schönen und das des Erhabenen, aber auch alle anderen Varianten des empfindsamen Gefühls, vor allem die Lust am Leiden und am Mitleiden, gemeinsam haben.

Wie aber vollzieht sich dieser Bruch der Einheit genau, wie die Aufhebung naiver Gefühlsunmittelbarkeit gegenüber der Natur, im weiteren Sinne gegenüber der Welt? Die Antwort geben schon die den psychologischen Sachverhalt so treffenden Formeln „Lust am Leiden“, „Lust an der Angst“, „Lust am Wohlgefallen“ (in bezug auf das Schöne) etc., die auf nichts anderes als das Merkmal der Reflexion deuten. Denn als Quintessenz drücken sie ein „Fühlen des Fühlens“ aus. Reflexion in diesem Sinne ist Selbstreflexion oder wie Friedrich Schlegel einmal gesagt hat: „Reflexion ist soviel als Zurückbringung der Aufmerksamkeit auf uns selbst.“¹⁷ Ist nun das Gefühl Akteur der Reflexion, so handelt es sich um die Zurückbringung der Aufmerksamkeit des Gefühls auf sich selbst – und damit um die Selbsterfahrung des Gefühls in seiner ureigensten Wesenheit, in seiner, wie Mendelssohn einmal bemerkt, „Realität“ (s. o.). Und diese Selbsterfahrung kann nicht anders als lustvoll sein, auch wenn der objektive Erreger die Schärfe des Unangenehmen hat, – ja gerade dann, weil die Intensität der auf das Gemüt wirkenden Unlust die Lust der Selbsterfahrung

¹⁶ Kant, Werke (wie Anm. 13), 826.

¹⁷ Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hg. von Ernst Behler, Paderborn, München, Wien 1958 ff., Bd. 13, 235.

steigert. Begründet wird damit zugleich, was schon immer als Merkmal der Empfindbarkeit beobachtet worden ist: „Innerlichkeit“, Einkehr in sich selbst. Wobei die Kehrseite dieser Haltung in der Abkehr von der Welt besteht, deren objektive Phänomene nur als Auslöser des subjektzentrierten Gefühls genommen werden.

Es konnte auch Schiller nicht entgehen, daß das, was das sentimentalische Gemüt von der Wirklichkeit trennt, die Reflexion ist und daß eben diese den Unterschied zur naiven Gefühlserfahrung begründet:

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser *reflektiert* über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen.¹⁸

Sehr leicht ist hier überdies Mendelssohns Bestimmung wiederzuerkennen, daß jede Vorstellung in einer doppelten Beziehung stehe, nämlich einmal auf die objektive Sache, von der sie ein Abdruck ist, zum anderen auf das erlebende Subjekt, das auch dann Lust empfindet, wenn der objektive Eindruck mit Unlust verbunden ist (s. o.). Ein spezifischer Gedanke Schillers ist, daß die gerührte Seele ihre Lust als Idee reflektiert, und zwar als Unendliches, weil die verlorene Einheit mit der Welt nur noch als fernes, nie erreichbares, aber durchaus erstrebenswertes Ziel zu denken ist.

Registriert hat Schiller sodann, daß das Gemüt in der Reflexion zum Zuschauer seiner selbst wird und sein Empfinden der Natur als Gegenstand sich gegenüberstellt: „Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen.“ Und „selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektiert, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat.“¹⁹

Es ist nun zugleich zu konstatieren, daß der Durchgang durch die Reflexion und der Effekt der Vergegenständlichung das Empfinden zu einem Bewußtseinsakt machen. Ins Bewußtsein gehoben aber, bleibt es nicht reines Empfinden, sondern assoziiert sich dem Denken, womöglich so sehr, daß uns der sentimentalische Dichter als Resultat „nicht eigentlich seine Empfindungen, son-

¹⁸ Nationalausgabe (wie Anm. 15), 441.

¹⁹ Ebd., 452.

dem seine Gedanken darüber mittheilt.“²⁰ Er bezeugt damit, daß sich vom „Erlebens-Ich“ ein denkendes und redendes „Vernunft-Ich“ (besser: ein Reflexions-Ich) abspaltet, welches mit seinem Bedenken und Bereden der Empfindung diese bis zu einem gewissen Grade zerdenkt und zerredet.

Andererseits hat man darin, daß das Gefühl zum Gegenstand seiner selbst und seiner selbst bewußt wird, einen Akt der Emanzipation und Autonomisierung zu sehen. Insofern vollzieht sich in der Empfindsamkeit ein Vorgang, welcher der Emanzipation und Autonomisierung des Verstandes, wie er in der Aufklärung Kantischer Observanz zu verstehen ist, genau parallel läuft. Kants Einsicht in die gesetzgebende Autorität des denkenden Bewußtseins beruht darauf, daß dieses Bewußtsein selbstreflexiv seine Macht und Möglichkeiten bedenkt und somit seiner Unabhängigkeit inne wird. Nicht weniger als das Kantische Denken des Denkens eine Selbstbesinnung des Verstandes bedeutet das empfindsame Fühlen des Fühlens eine Selbstbesinnung des Gefühls auf seine Eigenheit und Selbstständigkeit, so daß es erlaubt ist, in Analogie zu der berühmten Antwort Kants auf die Frage „Was ist Aufklärung?“ auf die Frage „Was ist Empfindsamkeit?“ zu antworten: Empfindsamkeit ist der Ausgang des fühlenden Herzens aus seiner Unmündigkeit. Daß diese Selbstverschuldet sei, wie Kant dies im Hinblick auf den traditionellen Gebrauch des Verstandes behauptet, wird man freilich nicht sagen können. Die Unmündigkeit des Gefühls war aufgezwungen und daher „unverschuldet“, weil es traditionell der Affektkontrolle durch die Ratio unterstand, weil auch die traditionelle Philosophie ihm, wie gesehen, keine Eigenständigkeit zubilligte.

Ungeschmälerte Selbstfindung war dieser Akt der Emanzipation gleichwohl nicht. Als Problem ebenso wie als Paradox mutet der nochmals zu erwähnende Umstand an, daß das Gefühl, um seiner selbst inne zu werden, den Weg über die Reflexion nehmen muß. Es assoziiert sich, wie schon betont, somit dem, von dem es sich gerade unterscheiden will, dem Denken. Wie Erinnerung hatte der junge Euphrator in Mendelssohns *Briefen über die Empfindungen* darauf hingewiesen, daß Denken und Fühlen sich nicht gut vertragen, wenn das Denken das Fühlen zergliedert. Die Folge sei eine Austrocknung der Empfindungen. Hellsichtig benennt Mendelssohn damit den Preis der Mündigkeit. Etwas überspitzt ausgedrückt: die Selbstfindung des Gefühls wird auf seiner Kehrseite mit Selbstentfremdung bezahlt. Indem das Gefühl seine eigentliche Natur erkennt, blüht es diese Natur auch wieder ein. Im Akt des Bewußtwerdens nimmt es unwillkürlich die Blasse des Gedankens an. Das wird in der Frühphase der Bewegung allerdings noch kaum thematisiert; hier überwiegt das wohnvolle „Sichfühlen“ als Erlebnis einer neuerkannten Menschlichkeit. Erst in der Späthase legen Texte wie Tiecks *William Lovell* und Figuren wie der

²⁰ Ebd., 453.

gleichnamige Romanheld das Dilemma einer sich selbst durchschauenden und zerschauenden Gefühlseligkeit schonungslos offen. „Hellschauen noch durch den Tränenschleier des Gefühls hindurch“, so wird einmal ein anderer, noch entfernter Spätling der Empfindsamkeit, Thomas Manns Tonio Kröger, dieses Dilemma benennen. Die hiermit diagnostizierte seelische Anämie, eine an Überwachtheit krankende Unfähigkeit, sich gänzlich dem Empfinden hinzugeben, ist jedoch von vornherein im empfindsamen Gefühlskult angelegt. Der Empfindsame ist ein Hamlet-Typus, und wenn auch die paradoxe Gemeinsamkeit von Erlebnis und Erkenntnis dem Fühlen damals im wahrsten Sinne die Schleusen öffnet (man denke an das Weinen), so muß man andererseits in der Empfindsamkeit eine Krise des Fühlens sehen.

Das somit teuer erkaupte Mündigwerden des Herzens – was bedeutet es eigentlich? Zum einen praktisch den Mut und das Bekenntnis zum Gefühl (sentire aude!), zum anderen theoretisch eine Zuweisung von Kompetenz. Solche Kompetenzzuweisung findet man bekanntlich auch bei Kant, dessen Philosophie damit nur beweist, daß sie mehr ist als bloße Philosophie der Aufklärung im Sinne ausgesprochener Verstandes- und Vernunftkultur. Und hat Kant das Gefühl als wesentlich zuständig im Bereich der Ästhetik ausgemacht, wo es „Urteilkraft“ bewährt, so kommt er, wie seine drei *Kritiken* zeigen, auf drei ursprüngliche psychische Vermögen. „Denn alle Seelenvermögen, oder Fähigkeiten, können auf die drei zurück geführt werden, welche sich nicht ferner aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten lassen: das Erkenntnisvermögen, das Gefühl der Lust und Unlust, und das Begehrungsvermögen.“ Gesetzgebend für das Erkenntnisvermögen ist allein der Verstand, gesetzgebend für das Begehrungsvermögen allein die Vernunft, und auch die Urteilkraft enthält sich, „wenn gleich nicht eine eigene Gesetzgebung, doch ein ihr eigenes Prinzip, nach Gesetzen zu suchen, allenfalls ein bloß subjektives a priori.“²¹

Emanzipation des Gefühls bedeutet des weiteren, daß es sich nicht nur nach ‘oben’, zur Ratio hin, sondern auch nach ‘unten’, gegenüber dem Sinnesreiz, abgrenzt. Der Begriff des „Affekts“ in der traditionellen Affektenlehre weist noch deutlich auf die Undifferenziertheit zwischen Sensus und Emotion hin, denn er setzt das Affiziertsein von außen und die Bewegung der Seele durch die Erregung des Sinnes voraus. Diese Undifferenziertheit findet sich im 18. Jahrhundert noch weithin im Gebrauch des Begriffs „Empfindung“, und noch Schillers Verwendung dieses Begriffs in seinen theoretischen Schriften läßt mehrfach den fließenden Übergang zwischen dem Sinnlichen und dem Seelischen erkennen. Dagegen leistet wiederum Kant in dieser Hinsicht eine Differenzierung, wenn er im § 3 der *Kritik der Urteilkraft* schreibt:

²¹ Kant, Werke (wie Anm. 13), Bd. 8, 249 f.

Wenn eine Bestimmung des Gefühls der Lust oder Unlust Empfindung genannt wird, so bedeutet dieser Ausdruck etwas ganz anderes, als wenn ich die Vorstellung einer Sache (durch Sinne, als eine zum Erkenntnisvermögen gehörige Rezeptivität) Empfindung nenne. Denn im letztem Falle wird die Vorstellung auf das Objekt, im erstem aber lediglich auf das Subjekt bezogen, und dient zu gar keinem Erkenntnis, auch nicht zu demjenigen, wodurch sich das Subjekt selbst *erkennt*.

Wir verstehen aber in der obigen Erklärung unter dem Worte Empfindung eine objektive Vorstellung der Sinne; und, um nicht immer Gefahr zu laufen, mißgedeutet zu werden, wollen wir das, was jederzeit bloß subjektiv bleiben muß und schlechterdings keine Vorstellung eines Gegenstandes ausmachen kann, mit dem sonst üblichen Namen des Gefühls benennen. Die grüne Farbe der Wiesen gehört zur *objektiven* Empfindung, als Wahrnehmung eines Gegenstandes des Sinnes; die Annehmlichkeit derselben aber zur *subjektiven* Empfindung, wodurch kein Gegenstand vorgestellt wird: d. i. zum Gefühl, wodurch der Gegenstand als Objekt des Wohlgefallens (welches kein Erkenntnis desselben ist) betrachtet wird.²²

Bezeichnend für die Abgrenzung des „Gefühls“ als subjektbezogene seelische Kategorie von der „Empfindung“ als objektbezogener sinnlicher Kategorie ist der Umstand, daß sich bei Kant, aber auch sonst in der psychologischen Diskussion des 18. Jahrhunderts die Tendenz durchsetzt, die Klassifikation der Gefühle im Prinzip auf die bloße Unterscheidung von „Lust“ und „Unlust“ zu beschränken. Auch Descartes hatte die Klasse der Leidenschaften auf nur sechs „ursprüngliche“ Affekte reduziert, nämlich Verwunderung, Liebe, Haß, Begehren, Freude und Traurigkeit (Artikel 69), aber immerhin impliziert diese unterschiedliche Benennung noch einen jeweils bestimmten und direkten Objektbezug: Bei Verwunderung denkt man unwillkürlich an einen Gegenstand, der Verwunderung auslöst; bei Liebe und Haß an Personen, die dergleichen erregen, beim Begehren an etwas, das begehrt wird usw. „Lust“ und „Unlust“ hingegen sind relativ abstrakte Bezeichnungen ohne Assoziation an ein objektives Korrelat, und ihre Abstraktheit deutet auf die relative Unabhängigkeit von der Qualität der Objekte, eine Unabhängigkeit, die sich gerade beim gemischten Gefühl erweist, wenn ein negativer Affekt wie Trauer oder Angst subjektiv in positive Lust umgemünzt wird.

Die Unabhängigkeit des Seelischen vom Sinnlichen ist indessen nur dann gewährleistet, wenn das Subjekt der Affizierung durch den Gegenstand nicht unmittelbar ausgesetzt ist. Ein Leid, das mich selbst und hier und jetzt trifft, ist schwerlich im selben Moment durch den Bewußtseinsakt der Reflexion in Lust zu konvertieren, zumal nicht, wenn es sich um körperlichen Schmerz handelt. Deshalb spielt in der einschlägigen psychologischen Diskussion des 18. Jahrhunderts über Gründe und Bedingungen des „Vergnügens an tragischen Gegenständen“ die Frage eine Rolle, wie die fühlende Seele der Unmittelbar-

²² Ebd., 282 f.

keit des Affekts enthoben werden kann. Mehrere Lösungen bieten sich an: die Entrealisierung, die zeitliche und räumliche Entfernung und die Ästhetisierung. Die Entrealisierung, wenn das Leid nur eingebildet wird; die zeitliche und räumliche Entfernung, wenn es nicht im Hier und Jetzt erlebt wird, sondern aus dem Abstand der Erinnerung und des Hörsagens; die Ästhetisierung, wenn es nur in der Kunst vorgeführt wird. Die zuletztgenannte, die ästhetische Lösung sollte sich als die wirksamste und wichtigste erweisen. Die Empfindbarkeit ist darum in wesentlichem Maße auch eine ästhetische Bewegung, expandierend und reüssierend vor allem in der lyrischen und erzählenden Literatur, auf der Bühne des Theaters und in der Musik.

Zumal die vielzitierte „Theaterleidenschaft“ des 18. Jahrhunderts leitet sich unter anderem aus der Möglichkeit her, den Zuschauer Rührung durch Leid (diesen Begriff im weitesten Sinne genommen: als jede Form persönlicher Einbuße) erleben zu lassen, ohne selber betroffen zu sein. Dieses „Mit-Leiden“, das nun eine wahre Hochkonjunktur erfährt, ist ein seelisches Mitschwingen des Zuschauers mit der Bühnenfigur, ohne die Kosten für den seelischen Nutzen zahlen zu müssen. Niemand hat dies klarer erkannt als Lessing, der bedeutendste der damaligen Theoretiker des Mitleidens, in seinem berühmten Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai. Auf die Frage eingehend, warum uns alle unangenehme Affekte in der Nachahmung gefallen, erklärt er:

Es ist bekannt, daß, wenn man zwey Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu seyn. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede *Bebung*, aber nicht eine jede *Berührung* angenehm seyn mag, sondern nur diejenigen Berührung, die eine gewisse Bebung in ihnen hervorbringt. Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andere, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bey mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabey zu denken.²³

Wie Lessing als bedeutendster Theoretiker des Mitleidens, so weiß Schiller als neben Kant bedeutendster Theoretiker des Erhabenen, daß dieser Affekt den Menschen schlechthin sinnlich fortreißt und überwältigt, wenn die Unmittelbarkeit nicht durch ästhetische Distanz aufgehoben und die Seele vom äußeren Eindruck unabhängig genug bleibt, um sich einem innerlichen Wohlgefallen hingeben zu können:

²³ Brief an Mendelssohn vom 2. Februar 1757. Gotthold Ephraim Lessing, *Sämtliche Schriften*, hg. von Karl Lachmann, 3. Aufl. durch Franz Muncker, Stuttgart 1886 ff., Bd. 17, 91 f.

Innere Gemütsfreiheit gehört schlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden, und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben seyn, daß es unsre Unabhängigkeit, unsre Gemütsfreiheit zu empfinden giebt. Nun hebt aber die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemütsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß also zwar furchtbar seyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des *Leidens* und der *Gewalt*; das Erhabene kann allein in der freyen Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Objekt seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dieß geschieht, so muß unser Geist frey bleiben, indem unsere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser letztere Fall ist aber höchst selten und erfordert eine *Erhebung* der menschlichen Natur, die kaum in einem Subjekt als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer feindseligen Naturmacht sind, da ist es um die aesthetische Beurtheilung geschehen. So erhaben ein Meeresturm, vom Ufer aus betrachtet, seyn mag, so wenig mögen die, welche sich auf dem Schiff befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt seyn, dieses aesthetische Urtheil darüber zu fällen.²⁴

Die Möglichkeit des „ästhetischen Urteils“ ist gegeben, wenn das Erhabene bloß im ästhetischen Medium begegnet: auf dem Theater als Darstellung des Leidens, in der Naturdichtung als Darstellung des Wildromantischen, im zeitgenössischen, damals aufkommenden Schauerroman als Darstellung des Unheimlichen. Hierbei erfährt der Rezipient Wohlgefallen, weil das Gefühl vom sinnlichen Eindruck relativ unabhängig ist. Es ist außerdem bedeutsam, daß diese Unabhängigkeit nicht nur die Bedingung des Wohlgefallens ist, sondern umgekehrt auch das Wohlgefallen das Erlebnis dieser Unabhängigkeit bedingt. Das Erhabene entfaltet seine lustvolle Wirkung nur unter der Voraussetzung der „Gemütsfreiheit“. Schiller sagt aber auch, daß es „unsre Gemütsfreiheit zu empfinden giebt“. Deshalb gilt einerseits, daß das Gemüt das Erhabene genießt, wenn es innerlich frei ist, und andererseits, daß es den Genuß des Erhabenen sucht, um sich innerlich als frei zu erleben.

Freiheit ist das, was für Schiller die Würde des Menschen ausmacht, hier im besonderen: die innere Freiheit von der äußeren Sinnlichkeit. Wie man weiß, verdankt Schiller die Überzeugung von diesem hohen Wert zu einem guten Teil seinem Kant-Studium. Nicht ohne Grund fügt er dem Titel seiner Schrift *Vom Erhabenen* den Hinweis „(Zur weitem Ausführung einiger Kantischer Ideen.)“ hinzu. Schillers Anschauungen gründen jedoch ebensosehr, richtiger gesagt: primär, in der Zeit seiner Jugend, in der er unübersehbar an der Gefühlseligkeit seiner Generation teilhat. In einer inspirierten Studie über Schillers enge Beziehung zur Empfindsamkeit hat Elisabeth Blochmann bereits vor Jahren darauf hingewiesen, daß sich in Schillers Dichtung – und man darf hinzufügen: auch in seinen theoretischen Schriften – „ein Freiheitsbegriff [findet], der

²⁴ Aus der Schrift *Vom Erhabenen*. Nationalausgabe (wie Ann. 15), 178 f.

unabhängig ist vom Kantischen Dualismus, ein Begriff, der aus den frühesten Schichten von Schillers Denken und Empfinden stammt und an dem er festhält“²⁵. Überhaupt spricht einiges für die Annahme, daß generell das Freiheitspathos der zweiten Jahrhunderthälfte ebenso eine Frucht der Gefühls- wie der Vernunftemanzipation war. Gemeint war in Deutschland von vielen ja nicht so sehr die politische Freiheit, sondern – mit Schillers Wort – die Gemütsfreiheit, umfassend die innere Unabhängigkeit nicht nur als etwas Gedachtes, als Idee, sondern auch als etwas Erlebtes, als seelische Gewißheit. Höchstens wurde geglaubt, das Problem der politischen Befreiung über jene ästhetisch und als seelisches Erlebnis vermittelte Freiheit des Gemüts lösen zu können. So schreibt Schiller im zweiten seiner Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, „daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert.“²⁶

Es geht auch der Gedanke von der Bestimmung und Verpflichtung des Menschen zur Moralität nicht ausschließlich auf Kant und die Aufklärung zurück. Wenn Kantisch-aufklärerisch der Garant sittlichen Verhaltens die Vernunft ist, so bringt die Empfindsamkeit das „Herz“ als moralische Instanz ins Spiel. Den Ursprung der spezifisch empfindsamen Moralität, sogar der gesamten Empfindsamkeit, hat Gerhard Sauder „ideengeschichtlich“ in der Theorie des „Moral Sense“, namentlich aus der Feder Shaftesburys, gesehen.²⁷ Diese auch von anderen vertretene These hat Walter Göbel mit dem Hinweis enkräftet, daß die neue Ethik des Herzens lange vor der Wirksamkeit von Shaftesburys Einfluß im frühen englischen Rührstück, vor allem in der Figur des „man of feeling“, propagiert wird.²⁸ Für die Erklärung der Empfindsamkeit in Deutschland ist es unerlässlich, sich wieder auf die Bedeutung zu besinnen, welche die religiöse Gefühlsschwärmerei des Pietismus als Vorstufe für den empfindsamen Gefühlskult besitzt. In einem pietistischen Elternhaus ist vielen Autoren des 18. Jahrhunderts – übrigens auch Kant! – zum ersten Mal der Sinn für die seelische Innenwelt aufgegangen, eine Mitgift, die auch dann noch in ihnen wirksam bleibt, wenn sie später eine intellektuell bestimmte Entwicklung nehmen. Der Pietismus jedenfalls ist im Anschluß an die Mystik die erste Bewegung der Neuzeit, die das Herz als spezifische Quelle höherer Eingebung entdeckt, und wie der Pietist in seinem Innersten die Offenbarung Gottes erlebt, so der Empfindsamen den Antrieb zum Guten.

²⁵ Elisabeth Blochmann, Schiller und die Empfindsamkeit, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 24 (1950), 483–499, hier 495.

²⁶ Nationalausgabe (wie Ann. 15), 312.

²⁷ So noch in dem Artikel *Empfindsamkeit des Lexikons der Aufklärung* (vgl. Ann. 1).

²⁸ Walter Göbel, Der Shaftesbury-Mythos. Zum Verhältnis von Philosophie und Empfindsamkeit in England, in: Anglia 110 (1992), 100–118.

Diese Nobilitierung des Herzens zum sittlichen Organ konnte jedoch nur erfolgen, weil sich das Herz in dem oben beschriebenen Differenzierungs- und Emanzipationsprozeß von dem Verdacht reinigt, nur den sinnlichen Trieben zu dienen. Allein die Abgrenzung des inneren Gefühls von dem von außen beeinflussten und beeinflussbaren „Affekt“, das Herausgehoben sein der seelischen Innerlichkeit über die gemeine Sinnlichkeit erklärt die revolutionäre Tatsache, daß diese Dimension des inneren Menschen, häufig auch in Konkurrenz zur Vernunft, die Würde der Moralität gewinnt. Selbst in Liebesdingen darf man sich nun auf die „Reinheit“ oder gar „Heiligkeit“ des Herzens berufen.²⁹ Der Bürger freilich, bei dem der alte Verdacht rege bleibt, begnügt das platonisch sich gebende Seelengedankel mit Argwohn. Einfallt und Dummheit sind es für den alten Miller in *Kabale und Liebe* bloß, wenn seine Frau über die innigen „Billetts“, die Ferdinand an Luise schreibt, meint: „Da sieht mans ja sonnenklar, wie es ihm pur um die schöne Seele zu tun ist.“ Worauf er poltert: „Das ist die rechte Höhle! Auf den Sack schlägt man; den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen.“ (I,1)

Ganz anders denkt ein empfindsamer Vater wie Sir William in Lessings *Miß Sara Sampson*. Wenn er seiner gefallen und geflohenen Tochter Sara verzeiht, dann nicht nur weil er den nach bürgerlichen Maßstäben höchst strafbaren Verlust der Tugend zum bloßen „Fehler“ herabstufte, sondern Saras Fall auch als Folge eines „zärtlichen“, will sagen: guten und edlen Herzens, wertet. „Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen sind besser, als erzwungene Tugenden“ (I,1) – eine geradezu sensationell neuartige Anschauung, da sie die Ethik des Herzens ungeachtet des erfolgten Fiascos über den bürgerlichen Tugendzwang stellt.

Daß der fühlende Mensch schlechthin immer der gute Mensch sei, konnte jedoch nicht zum unbezweifelten Glaubenssatz werden. Zwischen seelischem Erlebnis (in dem empfindsamen Zuschnitt einer Selbsterfahrung des Gefühls) und der sittlichen Tat besteht ein Abstand, welcher jedem bewußt werden mußte, der psychologisch tiefer in die Natur dieses Erlebens eindrang. Das empfindsame Mit-Leiden, scheinbar eine Haltung der Caritas, ist primär ein passives Lusterlebnis. Wenn auch Lessing im Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn der Jahre 1756/57 behauptet, daß der „mitleidigste Mensch [...] der beste Mensch“ sei,³⁰ so ist er sich offenbar doch dessen bewußt gewesen, daß zum ethischen Handeln noch ein besonderer Schritt vollzogen werden

²⁹ Bezeichnend die zunehmende Programmatik der Liebesheirat. Vgl. dazu Günter Saße, Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert, Darmstadt 1996.

³⁰ Brief an Nicolai vom 13. November 1756. Schriften (wie Anm. 23), Bd. 17, 66.

muß, wenn das Mitleid nicht im reinen Seelengenuß verbleiben soll. Anders wäre nicht recht zu verstehen, warum er im 78. Stück der *Hamiburgischen Dramaturgie* dem Trauerspiel als Endzweck eine „Reinigung“ des Mitleids im Sinne einer Verwandlung in „Tugend“, „tugendhafte Fertigkeit“ verordnet. Er hätte diese neue Deutung der Aristotelischen Katharsis nicht ins Spiel zu bringen brauchen, wenn das Mitleid als von der tragischen Handlung eregtes Gefühl bereits sui generis eine Tugend wäre. Auch Schiller, in dessen Dichtung das Wort „Herz“ so häufig wie bei kaum einem anderen Autor der Zeit als Leitvokabel auftaucht,³¹ sieht die moralische Kompetenz des Gefühls nur gerantert, wo es aus dem kleinlich-egozentrischen Versunkensein in sich selbst herausfindet in die Offenheit und Größe ideeller Projekte. Das demonstriert er etwa an dem Verhältnis zwischen Don Carlos auf der einen und Marquis Posa und der Königin auf der anderen Seite.³²

An der Figur des Max Piccolomini zeigt Schiller sodann, daß das Vertrauen in das eigene Herz keine moralische Sicherheit verbürgt. In dem Konflikt Wallensteins mit dem Kaiser gerät Max zwischen die Fronten. Als der Verrat des väterlichen Freundes ruchbar wird, bringt die Stimme des Herzens ihn ins Dilemma, da sie sowohl für das Festhalten am Kaiser wie für die Treue zu Wallenstein spricht.

Das Herz in mir empört sich, es erheben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust,
In mir ist Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl hast du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut ich auf das eigne Herz,
Ich stehe wankend, weiß nicht, was ich soll.

(Wallensteins Tod, V. 2279–2284)

Was hier zum Ausdruck kommt, so bemerkt Klaus Köhnke, „ist das Dilemma des modernen Menschen, dessen Subjektivismus an der Aufgabe scheitert, objektiv gültige Maßstäbe für das sittliche Handeln zu finden.“³³

Die Erfahrung des 18. Jahrhunderts mit dem autonom gewordenen Gefühl ist insgesamt ambivalent (und ist dies nicht auch die spätere Erfahrung mit der

³¹ Vgl. etwa Knut Lohmann, Die Bedeutungssphäre des Wortes „Herz“ im dramatischen und philosophischen Werke Friedrich Schillers, Diss. Münster/Westf. 1959; Joachim Müller, Der Begriff des Herzens in Schillers *Kabale und Liebe*, in: Germanisch-Romanische Monatszeitschrift 12 (1934), 429–437; o. J. Matthijs Jolles, Das Bild des Weges und die Sprache des Herzens. Zur strukturellen Funktion der sprachlichen Bilder in Schillers *Wallenstein*, in: Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung 5 (1965), 109–142; Klaus Köhnke, Max Piccolomini und die Ethik des Herzens, in: Acta Germanica 11 (1979), 97–112; ferner die in Anm. 25 genannte Arbeit von Elisabeth Blochmann.

³² Vgl. dazu auch Blochmann, Schiller (wie Anm. 25).

³³ Köhnke, Max Piccolomini (wie Anm. 31), 109.

autonom gewordenen Vernunft?): Der Einsicht, daß es Vergnügen, Freiheit, Tugend, Kreativität schenkt, steht die andere gegenüber, daß es als Wegweiser im Leben nur bedingt tauglich ist. Auch ob das Herz die Probe der „Reinheit“ immer besteht, wird, zumal in der Liebe, nicht selten in Frage gestellt. Paradigmatisch ist das Fazit, das der Titelheld in Friedrich Heinrich Jacobis *Woldemar* am Schluß des Romans (in der umgearbeiteten Fassung) zieht:

Er durchforschte jede Falte seines Wesens, und entdeckte bald, mit zerknirschender Beschämung, daß er auch an der Stelle, wo er sich ganz rein genchtet hatte, nicht mehr sich rein achten durfte. Ihm schauderte vor dem Abgrunde – an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens.³⁴

Die Empfindsamkeit ist reich an selbstkritischen Einsichten, abgesehen von der vehementen Kritik, die ihr auch von außen, besonders von bürgerlicher Seite, entgegentrat.³⁵ Dem Bürger kam allerdings entgegen, daß der Gefühlskult gegen Ende der Periode zur äußerlichen Mode degenerierte. Dem gefährlich „freischwebenden“ Gefühl war hier der existentielle Stachel genommen, und es konnte als oberflächliche Sentimentalität in den bürgerlichen Seelenhaushalt reintegriert werden.³⁶ Gleichwohl blieben die Meinungen über den Wert der neuen Bewegung geteilt.

Ob aber unter positivem oder negativem Vorzeichen: Das neue Erleben und Begreifen des Gefühls in der Empfindsamkeit führte in vielen Bereichen (Liebe, Freundschaft, Familie, Moral, Kunst, Kunsttheorie, Naturempfinden, Gartengestaltung, Psychologie) zu Umwälzungen, die für die Moderne genauso prägend wurden wie die Innovationen der Aufklärung und die in ihrer Besonderheit verkannt werden, wenn man sie einfach als Subphänomen der Aufklärung versteht. Richtiger gesehen, haben wir es mit zwei Parallelströmungen zu tun. Wie die Aufklärung eine Kultur der „subjektzentrierten Vernunft“ (J. Habermas) ist die Empfindsamkeit eine Kultur der „subjektzentrierten Vernunft“ (J. Habermas).

Es ist wahr, daß Vernunftkultur und Gefühlskultur des 18. Jahrhunderts vielfach miteinander verwoben sind. Sie überschneiden, überlagern, durchkreuzen sich – oft in ein und demselben Autor. Das kann aber nicht davon abhalten zu versuchen, die Fäden zu entwirren. Kaum ein bedeutender Autor des Zeitalters, der nicht von der Empfindsamkeit berührt und beeinflusst worden wäre. Lessing, Wieland, Klopstock, Goethe, Schiller, Jean Paul, sie alle partizipieren in unterschiedlichem Maße, länger oder kürzer, nachhaltig oder abgeschwächt, an den neuen seelischen Erfahrungen. Ihre Werke sind gewiß schwerer zu begreifen und schwieriger zu interpretieren, wenn man die Mehrpoligkeit ihres We-

³⁴ Friedrich Heinrich Jacobi, Werke, hg. von Friedrich Roth und Friedrich Köppen, Darmstadt 1980 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1820), Bd. 5, 481.

³⁵ Vgl. Wolfgang Iser, Die Kritik der Empfindsamkeit, Bern, Frankfurt am Main 1975.

³⁶ Vgl. Pikulik, Leistungsethik (wie Anm. 4), 306 ff.

sens berücksichtigt, als wenn man sie eindimensional nur als aufklärerisch einstuft, aber sie werden damit auch interessanter.

Mehr noch als die Empfindsamkeit, die eine gemäßigte Form der Gefühlskultur ist, sträubt sich der Sturm und Drang gegen eine Subsumierung unter die Aufklärung. Die Botschaft des Herzens weitertragend, aber nachdrücklicher betonend, teilweise auch verabsolutierend, ist diese erste Jugendbewegung der deutschen Kulturgeschichte sowohl Steigerung der Empfindsamkeit wie der Versuch ihrer Überwindung. Nicht nur wächst sich das von den Empfindsamen privilegierte stille, sanfte Gefühl nunmehr zur lauten, heftigen Leidenschaft aus. Zugleich ist, so etwa in dem wild entschlossenen Aktionismus der Sturm- und Drang-Dramatik, das Streben nach einer neuen Unmittelbarkeit und, beispielsweise in der Vorliebe für die Poesie des einfachen Volkes, das Streben nach einer neuen Ursprünglichkeit erkennbar. Lebenshungrig, wie die jungen Dichter der Epoche sich gebärden, zeigen sie sich auch sinnefreudig, und ein kühner Geist wie Jakob Michael Reinhold Lenz wagt gar ein unkonventionelles Plädoyer für die Sexualität.³⁷

Das alles aber ist nicht mehr Thema dieser Studie. Deren Absicht ist es, dazu anzuregen, die enorme Bedeutung, die der Empfindsamkeit für die moderne Geistes- und Seelengeschichte zukommt, neu zu entdecken. Mit Differenzierungen, nicht mit Vereinheitlichungen, ist der Erkenntnis geholfen.

Gegen die Tendenz der neueren Forschung und Literaturgeschichtsschreibung, die Empfindsamkeit der Aufklärung zu subsumieren, behauptet der Beitrag deren Eigenständigkeit. Der empfindsame Kult des Gefühls ist, wie zunächst gezeigt wird, nicht als „Aufklärung der Empfindungen“ im rationalistischen Sinne, etwa gemäß Descartes' „Les Passions de l'Âme“, zu verstehen, sondern als Bewegung, welche die Sphäre des Gefühls gegenüber der Ratio als Alterität bewußt macht. Emanzipation und Autonomisierung des Gefühls lassen sich an der Theorie der „vermischten Empfindungen“ ableiten, so an Mendelssohns „Briefen über die Empfindungen“ nebst angehängter „Rhapsodie“ oder Schillers Ausführungen über das Sentimentalische, über das Erhabene, über das Vergnügen an tragischen Gegenständen. Erweist sich hierbei, daß „Lust“ und „Unlust“ nicht in ein additives, sondern reflexives Verhältnis treten, wird Empfindsamkeit als Selbsterfahrung des Gefühls so wie Aufklärung als Selbsterfahrung der Vernunft deutlich. Wie zur Vernunft grenzt sich die Empfindsamkeit auch gegen die Sinnlichkeit ab; sie scheut deshalb die unmittelbare Affizierung durch das Objekt und privilegiert die ästhetische Vermittlung. Generell unterstreicht der Beitrag somit, daß das 18. Jahrhundert eine Differenzierung nicht nur der Wertesphären, sondern auch der Gemütsphären leistet.

³⁷ Jakob Michael Reinhold Lenz, Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen, Faksimiledruck der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1780, mit einem Nachwort hg. von Christoph Weiß, St. Ingbert 1994. Siehe besonders das Kapitel „Unverschämte Sachen“, §1 ff.

Despite the tendency in recent research and literary history to subsume Sensibility under Enlightenment, this essay argues in favour of its independence. First of all, it demonstrates that Sensibility's cult of feeling is to be understood not as 'enlightenment of feeling' in the rationalistic sense, according, for example, with Descartes' "Les Passions de l'Âme", but rather as a movement which clearly pushes forward the sphere of feeling as an alternative to reason. The emancipation and independence of feeling can be seen in the theory of 'vermischten Empfindungen'; for example in Mendelssohn's letters on sensibility together with the attached rhapsody, or in Schiller's observations on the sentimental, on the sublime, and on the enjoyment of tragic subjects. If it should prove that 'Pleasure' and 'Lack of Pleasure' form not a cumulative relationship to each other, but a reflexive one, it will become clear that Sensibility is the self-experience of feeling and that Enlightenment is the self-experience of reason. Sensibility is distinct from both reason and sensuality; it cannot therefore be directly affected by the object, rather it favours being conveyed aesthetically. In this way this essay stresses in general that the eighteenth century differentiates not only between the spheres of values, but also between the spheres of the mind.

Prof. Dr. Lothar Pikulik, Universität Trier, Fachbereich II, 54286 Trier, pikulik@uni-trier.de

LUTZ DANNEBERG, FRIEDRICH VOLLHARDT

Sinn und Unsinn literaturwissenschaftlicher Innovation

Mit Beispielen aus der neueren Forschung zu G. E. Lessing
und zur „Empfindsamkeit“

In memoriam Ulrich Schulz-Buschhaus

Auf einer Buchmesse in den 1970er Jahren warb der Metzler-Verlag (Stuttgart) für eine unter dem Titel *Deutsche Revolutionäre Demokraten* konzipierte Buchreihe mit einem Accessoire, das Assoziationen wecken sollte: einem Streichholzbriefchen.¹ Aus der auf zunächst zwanzig Bände angelegten Quellenedition ist, wie bekannt, nichts geworden. Das lag weniger an der Reklame, die man nach den Kaufhausbränden in deutschen Städten als problematisch empfinden konnte, als an der simplen Tatsache, daß sich in den deutschen Territorien zu wenige 'Jakobiner' fanden, der Gegenstand sich kaum genauer abzugrenzen ließ und der Versuch scheiterte, das imaginierte Forschungsfeld durch die Eingemeindung kanonischer Autoren aufzuwerten. Die Germanisten zeigten sich durch den Einspruch der Fachhistoriker zunächst wenig beeindruckt. Bis zum Ende der siebziger Jahre gab es einen kräftigen Anstieg einschlägiger Publikationen,² erst danach bricht das Forschungsprogramm still in

¹ Auskunft von Bernd Lutz (Verlag Metzler) in einem von Michael Schlott am 27. Juni 1994 geführten Interview. Das Gespräch gehört zu einer Serie von Interviews, die in einer von M. Schlott gemeinsam mit Lutz Danneberg, Jörg Schöner und Friedrich Vollhardt vorbereiteten fachgeschichtlichen Publikation veröffentlicht wird (Heidelberg: Synchro Wissenschaftsverlag der Autoren i. V.).

² Eine ca. 1.600 Titel umfassende Bibliographie ist im Rahmen des Hamburger Projekts zum Schwerpunktprogramm *Wissenschaftsforschung* der DFG erstellt worden (eine Veröffentlichung des bibliographischen Materials sowie bibliometrischer Untersuchungen im Internet wird vorbereitet); zu diesem Projekt vgl. Michael Schlott, Germanistische Aufklärungsforschung. Fallstudien zur Entwicklung der Literaturwissenschaft seit den 1960er Jahren in Deutschland, in: Aufklärung – Vormärz – Revolution 13/14/15 (1993/95), 181–189, und die Beiträge von Jörg Schöner, Friedrich Vollhardt und Michael Schlott in: Holger Dainat, Wilhelm Voßkamp (Hg.), Aufklärungsforschung in Deutschland, Heidelberg 1999 (Beihefte zum Euphorion 32), 39–48, 49–78, 79–98.

Rausch in der Romantik

Rausch um 1900

Rausch im 20. Jahrhundert:
Ernst Jünger: In Stahlgewittern

Rausch im 20. Jahrhundert:
Gottfried Benn: Gedichte

KARYATIDE

Entrücke dich dem Stein! Zerbirst
die Höhle, die dich knechtet! Rausche
doch in die Flur! Verhöhe die Gesimse –
sieh: durch den Bart des trunkenen Silen
5 aus einem ewig überraschten
lauten einmaligen durchdröhnten Blut
träuft Wein in seine Scham!

Bespei die Säulensucht: toderschlagene
greisige Hände beben sie
10 verhangenen Himmeln zu. Stürze
die Tempel vor die Sehnsucht deines Knies,
in dem der Tanz begehrt!

Breite dich hin, zerblühe dich, oh, blute
dein weiches Beet aus großen Wunden hin:
15 sieh, Venus mit den Tauben gürtet
sich Rosen um der Hüften Liebestor –
sieh dieses Sommers letzten blauen Hauch
auf Astermeeren an die fernen
baumbraunen Ufer treiben; tagen
20 sieh diese letzte Glück-Lügenstunde
unserer Südllichkeit
hochgewölbt.

KOKAIN

Den Ich-Zerfall, den süßen, tiefersehten,
den gibst du mir: schon ist die Kehle rau,
schon ist der fremde Klang an unerwählten
Gebilden meines Ichs am Unterbau.

5 Nicht mehr am Schwerte, das der Mutter Scheide
entsprang, um da und dort ein Werk zu tun,
und stählern schlägt -: gesunken in die Heide,
wo Hügel kaum enthüllter Formen ruhn!

10 Ein laues Glatt, ein kleines Etwas, Eben -
und nun entsteht für Hauche eines Wehns
das Ur, geballt, Nicht-seine beben
Hirnschauer mürbesten Vorübergehns.

15 Zersprengtes Ich - o aufgetrunkene Schwäre -
verwehte Fieber - süß zerborstene Wehr -:
verströme, o verströme du - gebäre
blutbäuchig das Entformte her.

O NACHT -:

O Nacht! Ich nahm schon Kokain,
und Blutverteilung ist im Gange,
das Haar wird grau, die Jahre fliehn,
ich muß, ich muß im Überschwange
5 noch einmal vorm Vergängnis blühn.

O Nacht! Ich will ja nicht so viel,
ein kleines Stück Zusammenballung,
ein Abendnebel, eine Wallung
von Raumverdrang, von Ichgefühl.

10 Tastkörperchen, Rotzellensaum,
ein Hin und Her und mit Gerüchen,
zerfetzt von Worte-Wolkenbrüchen -:
zu tief im Hirn, zu schmal im Traum.

Die Steine flügel'n an die Erde,
15 nach kleinen Schatten schnappt der Fisch,
nur tückisch durch das Ding-Gewerde
taumelt der Schädel-Flederwisch.

O Nacht! Ich mag dich kaum bemühn!
Ein kleines Stück nur, eine Spange
20 von Ichgefühl - im Überschwange
noch einmal vorm Vergängnis blühn!

O Nacht, o leih mir Stirn und Haar,
verfließ dich um das Tag-verblühte;
sei, die mich aus der Nervenmythe
25 zu Kelch und Krone heimgeliebt.

O still! Ich spüre kleines Rammeln:
Es sternt mich an - es ist kein Spott -:
Gesicht, ich: mich, einsamen Gott,
sich groß um einen Donner sammeln.

TRUNKENE FLUT

Trunkene Flut,
trance- und traumgefleckt,
o Absolut,
das meine Stirne deckt,
um das ich ringe,
aus dem der Preis
der tiefen Dinge,
die die Seele weiß.

In Sternenfieber,
das nie ein Auge maß,
Nächte, Lieber,
daß man des Tods vergaß,
im Zeiten-Einen,
im Schöpfungsschrei
kommt das Vereinen,
nimmt hin – vorbei.

Dann du alleine
nach großer Nacht,
Korn und Weine
dargebracht,
die Wälder nieder,
die Hörner leer,
zu Gräbern wieder
steigt Demeter,

dir noch im Rücken,
im Knochenbau,
dann ein Entzücken,
ein Golf aus Blau,

von Tränen alt,
aus Not und Gebrest
eine Schöpfungsgestalt,
die uns leben läßt,

die viel gelitten,
die vieles sah,
immer in Schritten
dem Ufer nah
der trunkenen Flut,
die die Seele deckt
groß wie der Fingerhut
sommers die Berge fleckt.

ENTSTEHUNG Bis Mai 1916

ÜBERLIEFERUNG

E Lyrik (Ikarus I-III. Reise). Die Aktion. Berlin-Wilmersdorf. 6. Jg. Nr. 20/21 vom 20. Mai 1916 Sp. 277-279, hier Sp. 279 D¹ Fleisch S. 80 D² Geschr¹ S. 39 D³ GesG 1927 S. 75 D⁴ TrF¹ S. 36 D⁵ GesG 1956 S. 53

LESARTEN

REISE/DER PSYCHIATER *Zyklus* 11. REISE D¹ FLEISCH *Zyklus* 11. REISE D² 1 O J O, ED¹²³ 2 sternblaues Wasser/ Sternblaue Wasser ED¹ sternblaue Wasser D²³ her/ her. D¹² 3 am/ Am ED¹² 4 und/ Und ED¹ 5/ keine neue Strophe ED¹² zueinander/ zu einander ED¹ hin/ hin ED¹² 6 die/ Die ED¹² 7 erfüllen/ erfüllen ED¹ 8 im/ Im ED¹ nichts/ Nichts ED¹ 9/ keine neue Strophe ED¹² 12 der/ Der ED¹ 13/ keine neue Strophe ED¹² Verknüpfungsdrang/ Verknüpfungsdrang. ED¹² 14 schon/ Schon ED¹² Bezugssystem/ Bezugssystem. ED¹² 15 und/ Und ED¹²³⁴ Hautgesang/ Haut-Gesang ED¹²³ 16 erhebt/ Erhebt ED¹

HINWEIS

E steht die redaktionelle Notiz voran: »Aus »Der Psychiater«, dem Bande Lyrik, der in der Sammlung AKTIONSBÜCHER DER ATERNISTEN erscheinen wird« (Sp. 277)

ENTSTEHUNG Bis Dezember 1920

ÜBERLIEFERUNG

E Gedichte (Bolschewik Strand). Die Neue Rundschau. Berlin. 31. Jg. Heft 12 vom Dezember 1920 S. 1443f. D¹ Geschr¹ S. 39f. D² FLuud S. 66 D³ GesG 1956 S. 54

LESARTEN

STRAND/ FLEISCH *Zyklus* 11. STRAND D¹ 2 im/ In E 3 fruchtloser/ Frostloser E 4 durch/ Durch E Raub-/ Raub. E 5 immer/ Immer ED¹ 6 und/ Und E 7 die/ Die E 8 einäugig/ Einäugig E Unaufhörlichkeiten -/ Unaufhörlichkeiten E 9 oh./ Satzfehler Ob E Oh D¹ 10 des/ Des E 12 das/ Das E 13 du./ Du ED¹² 14 du./ Du, E du D¹² 15 nur/ Nur E 16 aus/ Aus E

ENTSTEHUNG Bis Ende Februar 1916

ÜBERLIEFERUNG

E Die weißen Blätter. Leipzig. 3. Jg. Heft 3 vom März 1916 S. 370 D¹ Die Aktion. Berlin-Wilmersdorf. 6. Jg. Nr. 41/42 vom 14. Oktober 1916 Sp. 569 D² Fleisch S. 47f. D³ Geschr¹ S. 20f. D⁴ GesG 1927 S. 76f. D⁵ AG¹ S. 9 D⁶ TrF¹ S. 7 D⁷ GesG 1956 S. 55

LESARTEN

KARYATIDE/ zugleich *Zyklus* 11. D³ 2 die/ Die ED¹² 3 doch/ Doch ED¹² die Flur/ Satzfehler dir Flur! D⁴ Gesimse-/ Gesimse -/- E Gesimse -/- D¹⁻⁴ Gesimse, D⁵ 4 sieh: durch/ Sieh: durch ED¹² sieh: durch D⁷ 5 aus/ Aus ED¹² 6 lauten/ Lauten ED¹² 7 trüff/ trüff ED¹² Scham!/ Scham. ED¹²⁴ 8 toderschlagene/ Toderschlagene D⁷ 9 greisige/ Greisige ED¹² 10 verhangenen/ Verhangenen E Verhangenen D¹² 11 die/ Die ED¹² 12 in/ In ED¹² begehrt!/ begehrt ED¹⁻⁴ 13 hin, zerblühe dich, oh, blute/ hin. Zerblühe dich. O, blute ED³⁴ hin. Zerblühe dich. Oh, blute D¹²³ 14 dein/ Dein ED¹² 15 sieh./ Sieh, ED¹²⁷ 16 sich/ Sich ED¹² 17 sieh/ Sieh' E Sieh', D¹² Satzfehler Sich D³ 18 auf/ Auf ED¹² 19 baumbraunen/ Baumbraunen ED¹ treiben;/ treiben, E 20 sieh/ Sieh' ED¹² 21 unserer Südllichkeit/ Unserer Südllichkeit, ED¹² 22 hochgewölbt./ Hochgewölbt. ED¹² Hochgewölbt D³⁴⁶ hochgewölbt! D⁵

HINWEIS

GB erinnerte sich 1934 im Lebensweg eines Intellektualisten: Ein Septembertag (1915), ich war Oberarzt am Gouvernement (in Brüssel) und mit einem Auftrag zu einer anderen Behörde geschickt. Die Straße zu gehen war zu kurz, doch von den Horizonten brach das Dionysische, die Stunde war zerstückt und bronzen. Verbranntes überall, auf ihrer Kuppe hatte ein Feuer gewütet, Jahr und Leben hinüber, das Vorspiel war aus, das Ende nahte, das Opfer, aber man mußte sich fassen -/: nur einen Blick noch aus diesem Licht, einen Atem noch aus dieser Stunde - und: Sieh dieses Sommers letzten blauen Hauch...

IKARUS I-III

ENTSTEHUNG Bis Ende April 1915

LESARTEN

O GEIST/ DER PSYCHIATER *Zyklus* 14. RÜCKFALL *E*
FLEISCH *Zyklus* 1 O GEIST *D*¹ 1 o/ O *ED*¹² entfremdetest/
entfremdest *E* 2 ein/ Ein *E* 3 aus/ Aus *E* 4 nicht/ Nicht *E* 5 o/
O *E* 6 dich/ Dich *E* 7 in/ In *ED*¹ im *D*² 9 aus/ Aus *E* 12
der/ Glieder, *D*² 10 vergessen/ Vergessen, *E* 11 und/ Und *E* 12
ich/ Ich *ED*¹ 15 ich/ ich *E* 16 zum/ Zum *E* 18 verpantarteiten
Kohlrabistauden -/ Verpantarteiten Kohlrabistauden -/ *E* ver-
pantarteiten Kohlrabistauden - *D*² 19 O/ O *D*² 21 aus/ Aus *E*
22 jenseitige/ Jenseitige *ED*¹ sterne-stet...! / Sterne-stet...! - *ED*¹²
24 einmal/ Einmal *E* Rosenmöwenlied! / Rosenmöwenlied! *E*

44 BOLSCHEWIK

ENTSTEHUNG *Bis Dezember 1920*

ÜBERLIEFERUNG

E Gedichte (Bolschewik. Strand). Die Neue Rundschau. Berlin.
31. Jg. Heft 12 vom Dezember 1920 S. 1442f. *D*¹ GesSchr¹ S. 45
*D*² GesG 1927 S. 91f. *D*³ FLuD S. 73 *D*⁴ GesG 1956 S. 61

LESARTEN

BOLSCHEWIK/ DER SPÄTE MENSCH *Zyklus* 1 BOLSCHEWIK
*D*¹ 2 der/ Der *E* 3 schleudernd/ Schleudernd *E* 4 des/ Des *E*
5 in/ In *E* Meer -/ Meer *ED*¹ 7 rund/ Rund *E* 8 aus/ Aus *E* 9
und/ Und *E* 10 mit/ Mit *E* Drohnenflur -/ Drohnenflur *ED*¹
Drohnenflur. *D*² 11 Das/ Das *D*¹ Entwicklungshohn/ Entwick-
lungshohn. *D*² 12 ins/ Ins *ED*² und/ Und *E* 13 die/ Die *E*
Schalaputenleiche/ Schalaputenleiche *ED*¹³ 14 die/ Die *E* Som-
merteiche/ Sommerteiche *ED*¹ 15 die/ Die *E* 16 Good bye./
anderer Schriftgrad *E* Miropas Neophytenschwemme/ Satzfehler
Miropas Neophyten-schwemme *E* 17 vom/ Vom *E* 18 höhen/
Höhen *E* 19 in/ In *E* 20 Plejadenlümmelei -/ Plejadenlümmelei
E Plejadenlümmelei, *D*² 21 Hinab/ Hinab *D*¹²³ 22 wenden/
Wenden *E* Drohnenflur/ Drohnenflur *E* 23 dunkelnd/ Dunkelnd,
E 24 und/ Und *E* Weltverbene, / Weltverbene *E* 25 nachts/
Nachts *ED*¹ nevermore/ anderer Schriftgrad *E*

45 KOKAIN

ENTSTEHUNG *Bis März 1917*

ÜBERLIEFERUNG

E Fleisch S. 76 *D*¹ GesSchr¹ S. 36f. *D*² GesG 1927 S. 93 *D*³
FLuD S. 63 *D*⁴ GesG 1956 S. 62

LESARTEN

KOKAIN/ DER PSYCHIATER *Zyklus* 9. COCAIN *E* FLEISCH
Zyklus 1 KOKAIN *D*¹ 1 Ich-Zerfall/ Ich-Zerfall *ED*¹²³ 2 den/
Den *E* du/ Du *E* schon/ Schon *D*⁴ 3 schon/ Schon *E* 6 ent-
sprang./ Entsprang, *E* zu tun./ zu tun *E* 7 und stählern schlägt -/
Und stählern schlägt - : *ED*¹ 8 wo/ Wo *E* 10 und/ Und *E* 11
das/ Das *E* 14 verwehte/ Verwehte *E* 15 du -/ Du - *E* du -, *D*²
16 blutbäuchig/ Blutbäuchig *E*

O NACHT -:

ENTSTEHUNG *Bis Ende August 1916*

ÜBERLIEFERUNG

*E Die Aktion. Berlin-Wilmersdorf. 6. Jg. Nr. 39/40 vom 30. Septem-
ber 1916 Sp. 544 D*¹ *Fleisch* S. 75 *D*² GesSchr¹ S. 35f. *D*³
GesG 1927 S. 94f. *D*⁴ AG¹ S. 28f. *D*⁵ TrF¹ S. 21f. *D*⁶ GesG
1956 S. 63f.

LESARTEN

O NACHT -:/ O, NACHT -:/ *ED*³ DER PSYCHIATER *Zyklus* 8.
O, NACHT -:/ *D*¹ FLEISCH *Zyklus* 1 O, NACHT -:/ *D*² 1 O
Nacht!/ O, Nacht! *ED*¹²³ 2 und/ Und *ED*¹ im Gange./ im Gange.
*ED*¹² 3 das/ Das *E*¹² fliehn./ fliehn, *ED*¹ 4 ich/ Ich *ED*¹ 5
noch/ Noch *D*¹ Vergängnis/ Satzfehler Verhängnis *D*³ 6 O
Nacht!/ O, Nacht! *ED*¹²³ viel./ viel. *ED*¹² 7 ein/ Ein *ED*¹² 8 ein/
Ein *ED*¹ 9 von/ Von *ED*¹ 10 Rotzellensaum./ Rotzellensaum *ED*¹²
11 ein/ Ein *ED*¹² Her/ Her, *ED*¹² Gerüchten./ Gerüchten; *ED*¹²
12 zerfetzt/ Zerfetzt *ED*¹ 13 zu tief/ Zu tief *ED*¹ 14 Erde./ Erde.
*ED*¹² 15 nach/ Nach *ED*¹² Fisch./ Fisch. *ED*¹² 16 nur/ Nur *ED*¹²
17 taumelt/ Taumelt *ED*¹ 18 O Nacht!/ O, Nacht! *ED*¹²³ dich/
Dich *ED*¹ 20 von/ Von *ED*¹ Ichgefühl-/ Ichgefühl-, *D*⁴ 21 noch/
Noch *ED*¹ 22 O Nacht./ O, Nacht, *ED*¹²³ 23 verfließ dich/ Verfließ
Dich *ED*¹ Tag-verbühte./ Tag-verbühte! *ED*¹² 24 sei./ Sei, *ED*¹²
25 zu/ Zu *ED*¹ 26 O still!/ O, still! *ED*¹²³ 27 es/ Es *ED*¹² 29 sich/
Sich *ED*¹²

HINWEIS

Vgl. BLUMEN I SW II S. 34

55 DER SÄNGER

ENTSTEHUNG Bis November 1925

ÜBERLIEFERUNG

E Spaltung S. 5 *D*¹ *GesG* 1927 S. 103 f. *D*² *TrF*¹ S. 13 *D*³ *GesG* 1956 S. 71

LESARTEN

2 Azimut/ Azimuth *ED*¹² 9 Neurogene/ neurogene *ED*¹ 12 Koffein/ Coffein *ED*¹² 17 Wenn es einst der Sänger/ einstmals sang der Sänger *E* 18 dualistisch trieb/ über die Lerchen lieb *E*

56 TRUNKENE FLUT

ENTSTEHUNG Bis Mai 1927

ÜBERLIEFERUNG

E GesG 1927 S. 107 f. *D*¹ *AG*¹ S. 10 f. *D*² *TrF*¹ S. 5 f. *D*³ *GesG* 1956 S. 72 f.

LESARTEN

9 In/ in *E* 16 nimmt hin -/ nimmt hin -, *D*¹ 17 Dann/ dann *E*

HINWEIS

Das Gedicht zitiert zu Beginn aus Annette von Droste-Hülshoff's ›Im Grase‹ und Zeile 13-16 die Schlußstrophe von Stunden-Anthropophagen (vgl. SW II S. 100)

58 PALAU

ENTSTEHUNG Bis April 1922

ÜBERLIEFERUNG

E Schutt (Spuk -, Rot -). *Der neue Merkur. München. 6. Jg. Heft 1 April 1922* S. 51-53 *D*¹ *GesSchr*² S. 49 f. *D*² *Schutt* S. 3 f. *D*³ *Spaltung* S. 16-18 *D*⁴ *GesG* 1927 S. 109-III *D*⁵ *AG*¹ S. 31 f. *D*⁶ *TrF*¹ S. 8 f. *D*⁷ *GesG* 1956 S. 74 f.

LESARTEN

PALAU/ SCHUTT *Zyklistitel* ROT - *ED*² SCHUTT *Zyklistitel* II ROT - *D*¹ 2 und/ Und *ED*¹² 3 singe,/ Singe, *ED*¹² singe *D*³ 4 läßt/ Läßt *ED*¹ 5 schrein/ schrein' n *E* 6 und/ Und *ED*¹² 7 pochen/ Pochen *ED*¹² 11 was/ Was *ED*¹² 12 will/ Will *ED*¹² 13 bis/ Bis *ED*¹² Gliederlos,/ Gliederlos *ED*¹² 14 bis/ Bis *ED*¹² Leere,/ Leere *ED*¹² 15 tief/ Tief *ED*¹ 16 dämmernder Meere,/ Dämmernder Meere - *E* Dämmernder Meere. *D*¹² 18 und/ Und *ED*¹² 19 hebt/ Hebt *ED*¹² 20 »niemals und immer«,/ »Niemals und Immer«, *ED*¹² »niemals und immer«; *D*³ 21 alle/ Alle *ED*¹² 22 sind/ Sind *ED*¹² Furten,/ Furten *ED*¹² 23 und/ Und *ED*¹² 24 auch/ Auch *ED*¹² Geburten -/ Geburten -, *D*⁴ 26 auf/ Auf *ED*¹² 27 trägt/ Trägt *ED*¹² 28 wie/ Wie *ED*¹² 29 zuhauf/ zu Hauf *E* 30 und/ Und *ED*¹² 31 Thor/ Tor *ED*¹ 32 zerfallen -/ zerfallen -, *D*⁴ 33 vergehn/ vergehn' n *E* 34 und/ Und *ED*¹² 35 von/ Von *ED*¹² 36 emporgefahren -/ Emporgefahren, *ED*¹² emporgefahren -, *D*⁴ 37 singe/ Singe *ED*¹² 38 schon/ Schon *ED*¹² 39 schmeckt/ Schmeckt *ED*¹² 40 längst/ Längst *ED*¹² Zunge,/ Zunge - *ED*¹² 41 Zunge *D*⁴ 42 Korallen,/ Korallen *ED*¹² 43 was/ Was *ED*¹² hebt,/ schwebt *ED*¹² 44 will/ Will *ED*¹² 45 rot/ Rot *ED*¹² 47 hebt/ Hebt *ED*¹² 48 niemals und immer/ Niemals und Immer *ED*¹²

SCHUTT

ENTSTEHUNG Bis April 1922

ÜBERLIEFERUNG

E Schutt (Spuk -, Rot -). *Der neue Merkur. München. 6. Jg. Heft 1 April 1922* S. 51-53 *D*¹ *GesSchr*² S. 47 f. *D*² *Schutt* S. 1 f. *D*³ *Spaltung* S. 15 f. *D*⁴ *GesG* 1927 S. 105 f. *D*⁵ *TrF*¹ S. 38 f. *D*⁶ *GesG* 1956 S. 76 f.

LESARTEN

SCHUTT/ SCHUTT *Zyklistitel* SPUK - *E* SCHUTT *Zyklistitel* I SPUK - *D*¹² 2 toset/ Toset *ED*¹² Nacht,/ Nacht *ED*¹² 6 alle/ Alle *ED*¹² Flor,/ Flor *ED*¹² 7 Lüge -/ Lüge *ED*¹² 8 never, o/ Never -, o *ED*¹⁻⁵ 9 Schutt, alle Trümmer/ Schutt. Alle Trümmer *ED*¹² 10 liegen/ Liegen *ED*¹² 11 wahr/ Wahr *ED*¹² 12 du/ Du *ED*¹² Grenzenlos -/ Grenzenlos. *ED*¹² 13 trinke/ Trinke *ED*¹² 14 hängen/ Hängen *ED*¹² 15 füttert/ Füttert *ED*¹² 16 laß/ Laß *ED*¹ Lass *D*² 17 Schamloses/ schamloses *D*³ 18 Gral/ Gral *ED*¹ 20 katadyomenal,/ Katadyomenal. *ED*¹² katadyomenal. *D*³

Rausch im 20. Jahrhundert:
Gottfried Benn: Garten von Arles

GOTTFRIED BENN
SÄMTLICHE WERKE

STUTTGARTER AUSGABE
IN VERBINDUNG MIT ILSE BENN
HERAUSGEGEBEN
VON GERHARD SCHUSTER

KLETT-COTTA

GOTTFRIED BENN
SÄMTLICHE WERKE

BAND III
PROSA 1

KLETT-COTTA

Ruhr-Universität Bochum
Germanistisches Institut

DER GARTEN VON ARLES

»Das ist reines Gelb. Das löst wie
Zuckerei. Da kann Gott nicht weit
sein. Was heutzutage Gott ist:
Tablette oder die Originalstaude
mit Pottasche oder Coquero.«

In seiner Wohnung in Berlin saß ein Privatdozent der Philosophie und schrieb: man kann die ganze Menschheit einteilen in deskriptiv oder metaphysisch Gerichtetete, Homer oder Simmel, uralte Wirbel – jetzt auf welcher Flut?

Drei Vasen voll Herz des Gartens schleiernd den Herbst vor seine Stirn: man kann die ganze Menschheit einteilen in jene mit dem Zug zur Singularität und jene mit dem Zug zur Universalität, ist, was ich sehe, jetzt die Synopsie?

Es war Nachmittag, er sah auf. Auf der Straße gingen die Menschen, darunter ein Rechtsanwalt, den er kannte, der war klein, flink, grau und gut angezogen und stäubte sich den Rock ab.

Es stäubten sich in diesem Augenblick viele Herren den Rock ab, erhob sich der am Schreibtisch, es ist kein nur dem Rechtsanwalt zugehöriges Geschehen. Schon wieder betreibt er Simultanes, man braucht nur aufzusehen, sofort ist der einestützpunkt da dieser ungeheuren Spannung von der Stabilisation zu dem fraglos Weiten, grauvoll immer diese tödliche Antinomie des Drangs zum Ansatz und des Rücklaufs zum Absoluten.

Zurückgelehnt im Sessel dachte er an Ephesos. Plötzlich war dies Tal des Kaystros da, durch das die Königstraße der Perser ging – nun war das Meer gewichen aus der Bucht, das einst das Artemision bespülte, nun war zwischen Trümmern die Zypresse und in den Lagunen in Binsengeflechten eine Herde von Fischern, die nach Muscheln ging.

Hier war es gewesen, daß das Ich begann, in dessen letzten

Der Garten von Arles

Flammen jetzt die Blumen um ihn trieben. Hier war der Rauch entstieg, zwischen diesen Quadern, vielleicht, wo jetzt die Pferdeköpfe langsam sich verwuschen, die aus dem matten Marmor, die aus der kleinen Rasse, die auf dem Parthenon unsterblich standen.

Oder war es in Tyrria gewesen, das in Oliven ganz versank? Vielleicht hier, entwichen aus der Stadt, wo jeder gleich war und ein Mitmensch herrschte, ein Demokrat, ein völkischer Tribun, vielleicht hier zwischen Rosen und schweigendem Wein schrieb er, daß es dieselben Flüsse nicht mehr sind, auch wenn wir in dieselben Flüsse steigen: εἰμὲν τε καὶ οὐκ εἰμὲν.

Merkwürdiges chaotisches Jahrhundert, dem ähnlich es nur noch zwei gegeben hatte bis in diese Zeit. Ein Schwung von Schlachten über Asien und dem Ägäischen Meer, ein Schauern in den Hirnen und Gebärden zwischen Ionien und der mütterlichen Stadt, ein Flammen aus Zahlen und aus Kurven an Vasen und Triangeln zu Erstgeburten jenes anderen Reichs.

Aber nun entwickeln, was in ihm selber nur Schatten war, nun darstellen in der einzigen Stunde, die ihm morgen blieb, die Geschichte dieses abendländischen Ich in einer Weise, daß seine Hörer es sahen, wie unausweichlich, wie bedingungslos, wie von völliger Gültigkeit sich heute diese Wendung vollzog, die er zur Stunde nicht anders bezeichnen konnte, als zur hyperämischen Metaphysik:

Meine Herren, würde er sagen, wenn Sie morgen früh erwachen, ist, der vor Ihnen spricht, auf dem Wege nach Batavia. Er verläßt Europa, er umsegelt Ihren Kontinent, er streift entlang noch einmal die Maschen des weit auseinandergeschlagenen Schleiers seiner Sensationen und Produkte, ihn rührt noch einmal der Saum seiner fächerhaft weit entfalteten Zivilisation, deren Spangen zeitlich rückwärts sich schneiden auf einer Insel südlich des Ionischen Meers.

Durchfährt er die Levantische See, streift er die Syrthen,

sieht er ein flaches, ausdruckloses Land. Da ist Sandbank voll Melone, da ist Palme, die die Menschenhand bestäubt, da bäckt vor Hütte aus Flußschlamm nebst zerhacktem Schiff Fellachefrau das Durrabrot, doch das ist kein Flußschlamm, das ist Nilschlamm, das ist Eierstockschlamm von Ur-Europa, da fahren sie an, die ersten Occidentalen mit Bäumen des Libanon für die Pharaonenhäfen und brachten die Zeichen des Opferkruges, der Bienen und des Palastes aus dem Niltal mit nach Hause.

Er hielt inne, vor diesem Minoischen Reich: um riesige Binnenhöfe Kriegspaläste labyrinthisch getürmt, im Fächern warmer Winde Fresken, Feste und Fayencen, aus Spielen, Aufzügen, Wettkämpfen ein jagender Traum – verweht, zerstreut von den thrazischen Kohorten – auf geschnittenen Steinen und Sarkophagen noch eine letzte feierliche Liturgie – ja, er entsann sich einer bemalten Vase oder einer Art Öbölhalter aus jener Zeit, weißgelb auf einem rötlichen Grund eine Gauklerin, die auf den Armen ging, ihre Brüste trug sie in den Händen, mit den Füßen schoß sie vom Bogen einen Pfeil – und nun erschien es ihm merkwürdig, daß dieses sich gerettet hatte, durch so viel Jahrtausende, gewissermaßen das Sinnlose, die Pflanzenranke und die Gauklerin.

Drang zum Sinn oder Drang zum Ding, wiederholte er, uralte Wirbel, jetzt auf welcher Flut? Auf dieser, sah er auf und erblickte seine Zuhörer vor sich, die morgen vor ihm sitzen würden, in alten Uniformstücken die meisten, dürr, hungrig, unelegant, Söhne von Bauern, Söhne von kleinen Beamten, Söhne dieses mühseligen Volks, das der große abendländische Rausch des 19. Jahrhunderts verführt hatte zu jenem Traum von Macht, zu jenem Traum eines Glückes, das Mill, der Engländer, verkündet hatte »Dasein soweit als möglich frei von Leid und so reich als möglich an Genüssen, nach Quantität und Qualität zugleich –« verführte und nun geschlagene Söhne, Treber essend, in totem Land.

Aber er wollte sie erwecken, er wollte sie verachten lehren

dies Jahrhundert der abgestandenen Kategorien, er wollte die Woge sein, die sie trug an die fernen tragischen Gestade mit den schweigenden Altären und der Tempel fallendem Fries.

»Fühlen Sie nicht, meine Herren, wie die Stunde glüht, spüren Sie sich nicht wie in der Flamme eines Mittags, durch den die Pollen treiben und das Südmeer zieht, spüren Sie nicht in Ihrem Hirn, in Ihrem Blut oder in dem Schwanken Ihrer Vertikalen es wie den Anrausch eines großen Traums?

Könnte ich ihn über Sie legen, könnte ich Sie bannen in die Vision des einzigen, durch die ganze Geschichte der Menschheit immer wieder nur einzig kosmisch-repräsentativen Ich, könnte ich Sie bannen in die Vision seiner großen schmerzlichen und tiefen Glücke wie in eine Rosenstunde, wie in eine Blüte des Narziss, es naht sich wieder aus den Reichen, wo das Schicksal gilt.«

War es die Fülle des Stoffes, die ihn erregte, oder der Sommerausgang, das Tief-Herbstliche der Blumen, das ihn trieb, ganz von ihm gewichen war jener mörderische Drang, sein Denken zur Fixierung zu resultieren, die Materie zu annullieren zugunsten der einheitsleitenden Idee, mitten um ihn war der Strom der Stunde, das Unabsehbare der Zeit, von der jeder wußte, daß sie zu Ende war, und keiner, wohin sie sich wandte, mitten um ihn das Chaos seiner eigenen Disziplin, die Erfolglosigkeit ihrer Geschichte, die Sinnlosigkeit dieses Schlachtfelds um den Sinn.

Heraklit, schrieb er, erster einsamer Schöpfer, es ziehen Wolken aus deiner Wüste, aus deinem trümmervollen Land. Dunkler, wie war dein Tal begrünt und voll Lärm der Quelle: das Absolute ist der Traum.

Es schabt, es fegt, es rüsselt wie ein Maulwurf durch die Erde, Haufen werfend aus irgendeinem verletzten Trieb; es schnaubt, es spreizt, es schminkt sich die Lippen im Reiz eines Gegners, im Sturz auf ein zu packendes Geblüt.

Neunzehntes Jahrhundert, schrieb er, Beutezug durch die

Singularitäten, Konkretismus triumphal, gebrochen nun wie keines unter das Gesetz der Stilisierung und der synthetischen Funktion – Gesetz, Gültigkeit, Wahrheit, Geschrei aus tausend Pilatusschnauzen, doch es schweift, es schweifert, es wächst, es weibert, es ist flach und steil und beides zugleich, das Ich ist außerhalb des Logos und die Krankheit über der Welt.

Unverlöschbar durch System, nicht abregbar durch Material beherrschendes Gesetz, ja die Oberlippe, nein nein die Unterlippe: Wort ungesund, travaux forcés auf dem Arm, aus dem Bagno von Toul, lebenslänglich, mit der grünen Mütze, unentrinnbar, bis zur Katakomba –

Durchbruch aus der Zone des Gedankens in die des Seins, letzte Dränge des Zeitlich-Gültigen in das Unendlich-Zeitlose, fiebernde Jaktationen des Individuums in das Unbedingte – jawohl, zwei Sonnen waren auf dem Bild, gewirbelt zwischen die Zypressen, und ein Kornfeld, auf das der Himmel schrie –: eine flache Stirn, eine fliehende Stirn, eine Verbreherstirn: der Idiot von Arles.

Wenn er bloß durch Marseille ging und Marseille ist eine sonderbare Stadt. Da will jeder eine Bastide haben, ein kleines Landhaus, weiß, besonders gegen das Wüstenfahl der Crau. Französische Sahara genannt, dem gegenüber er sich immer dunkel trug, dunkler Kittel, das war Mittelpunkt, das war abheberisch, das war Konzentrationsmittelpunkt, Rotation um den vom Drentischen Bach.

Wenn er bloß durch Marseille ging, Kalades die kleinen Stufenstraßen; lauter, ja zahllose flache weiße Häuser, ohne Stadtmauer, ohne Maximaldosis, in unbegrenzter Zahl – eine ganz ausschweifende Stadt.

Und Sonnenblumen, natürlich immer Sonnenblumen, das kann jeden reizen, erstens steht es immer an der Bahn und dann schlurft es, schlurft es, ölt es, bebaumölt es direkt mit Hellgelb. –

Er wußte es, stand er auf, er wußte es, der in der Provence

malte unter jenem Himmel, einem Himmel über Oliven und Wein. Er malte, er war besessen von der Unerinnerlichkeit; er war purpurn von der Blindheit, er schlug es hin und er vergaß und schuf so das Erträgliche.

Und auch der in Algier wußte davon. Aus dem vollkommen Vergessenen des Gestern schaffe ich die Neuheit jener Stunde – »ach, Michel, das Glück gleicht dem Wasser der Quelle Ameles, das sich, wie Plato erzählt, in keinem Gefäß bewahren ließ.« – – zwischen Granat und Oleander, im Glanz der Wüste, auf einem Kabylenfels schrieb er es an Daniel und Dionysos – doch aus dem Norden mußte er kommen, der dies zerbrach.

Kant, dachte er, Kreuzspinne, Unzüchtiger des Geltungswerts, Sklavenmarkt, martiniquisch, schematisierbarer Verdächtigungen, Drahtsträhniger, Vernetzer aller Fisch- und Fluchtwerte in die Schädelreusen –

Kant, dachte er, Manufakturist in goldenen Schnitten, großer Einkurver der Materie, Beziehungsbalanceur, Drängler – auf Systemwegen – zu Kosmos triumphal –

Kant, dachte er, behagliche Affäre, Gelehrtenstübchen, Schattenriß des 18. Jahrhunderts, gestürter Himmel über dem Jabot – versackender Kontinent, Brühe aus Rattenschwänzen, die das Wrack verpeilen, koppheister – flüchtig – transatlantisch.

Die Wüste wächst, dachte er, weh dem, der Wüsten birgt. Ägyptisch abgesprungen, Nil-Ich, mehrtausendjährige Klambusterbeere, satt der Einerseits- und Andererseitsbalance, mit Europas Imperien vereint emporgeschwindelt, gemeinsam in die Brüche – verdufte dein Gesetzaroma, verblute deine Gültigkeitszypresse.

Hoch der Palmwein, an dem die Palme stirbt! Hoch das Beduinen-Ich in der Gegend etwas des Wendekreises, betrachten wir diese einfachen Mahlzeiten aus Sorghummehl, aus Mais im Delta, ich meine das *Frontal-Ich*, das gegenüber steht und sich nichts bei denkt.

Betrachten wir das Fellachen-Ich: Saubohnen spielen da eine Hauptrolle, ich meine das Lattich-, Rettich-, Huflattich-Ich, bei Ortsvorsteher kommt Fleischkost-Ich dazu.

Meine Herren, muß ich sagen, Sie sind einem ganz subtilen Schwindel zum Opfer gefallen, einem Gesetzsschwindel, einem Konklusionsschwindel, einem Abrundungsschwindel – hoch paraboloid!

Er stand am Fenster und sah die Straße entlang, die stand so sauber da, mit Häuserfront, mit Gaslaternen, mit Abzugsrohr, mit Lüftungsklappe, geschniegelt, gefettet, geklebt, gescheitelt auf dem Kahlkopf des Substantiviers – dahinter fühlte er dumpf das Land, die weite Brotfrucht, das Bebaue-rische –, dies Weltbild bestimmt durch Gruppenbildung und Veränderungsfolge, diesen viertausendjährigen Schwindel des angeblich kontinuierlichen Ich – Eisenklammer rief er aus, Eisenklammer, nördlich angesiedelt, Kantkronen, wer schlägt den Reif aus deiner Stirn – zwei Sonnen waren auf dem Bild gewirbelt zwischen die Zypressen und ein Kornfeld, auf das der Himmel schrie – es ist ein Garten in der Ferne, Sprunggarten und Lemuren-Ich.

Olive sanfte, Agave ranfte, die Grüne und das Felsenfahl; aus Trümmer-Glücken, aus Herzens-Stücken, dein Trunk, dein Mahl. Olive glühe, Agave sprühe, doch hin das Licht des anderen Raums, schon rundet sichs am Giebel meiner Augen und ist mit Tauben an der Lider Klang, am frühen Tag schon und mit Schilf in Blüte – baumlose Insel meines Traums.

Antinomien, bräunlich hingesprenkelt, einst vorgestreckt ins Nördlich-Diskursive, hier weiden sie sich matt in fallend Blut. An Laub entlang, an dem versiechten, aus Schwaden, Gräbern allem Glück, aus Himmeln, tödlich hingestürzten, gehn Lachen Herbst, gehn Weiher des Vergangs.

Aus Antithesen-Spalt, aus Hirn-Riß, aus Monistisch-auf-gesprungenem: Lemuren-Ich, gesalbt vom Rauch der Her-den, Brotbaumtitanen, Affentranszendenzen, ein violetter Zion.

Der Himmel ist die Flut, das Land die Flamme, wo seine Golfe brennend niedergehn; es ist Gemisch, es ist auf einem Kamme, rechts Yegdrasil und links die Pinien stehn – es ist Ort, wo das Auge schuf.

Frei-Auge. Algier-Auge. Süße Unerinnerlichkeitsbraue. Vogel-Schau.

Polyphemblick zwischen all den Hirtenschläfen, taub dem Taumel, zischend in das Ich – über Tyrriha, durch die Eleaten, durch Hegels Identität und Troeltschs Dynamik angetreten zur Querschnittskurve, Dynamo schräggestellt zum Wind der Dinge – zum Diagonalmotiv in den Garten von Arles:

Da kann sich matt schöpfen an den Wiesen, an der Barre von Iris, die die Stadt bespangt. Schon soll Gemäh werden, gegen Löwenzahn, gegen Taraxakum, als Tee, als Kaffeesurrogat, nun muß sich eilen, Sommer wird zu Laub, bald kann Vergehen kommen, was Verschleierung bringt.

Irrsinnig diese Doldensteppe, ganz irrsinnig diese Hälse oder auch Keulen, dieser Wasserkopf von Gelb, diese Sultanzelbahn einheitlicher Farbengebung, dieses Elephantendickhäutrige – kurz das ist *reines* Gelb.

Das löst wie Zuckerei. Da kann Gott nicht weit sein. Was heutzutage Gott ist: Tablette oder die Originalstauende mit Pottasche für den Coquero (Koks).

Mein Bethelgott, mein bittres Brennen am Gaumen, mein kleiner Durststiller, welch ein Garten! Gegärte vielmehr, ein ganz nüffiges Geständer, Geträcht der Erde, Wirrwarr mit Rohrtendenz, Farbe Zick-Zack.

Nun Weide da, die soll es speilen: nein, Zypresse, von Tränen wund. Nein Baum, Baumiges, das Allgemeinste, das Allumfassendste, das Gierigste: von Lappenföhre bis zur Arokarie, das Zersprengerichste, der Inbegriff.

Und immer ohne Haus! Was soll Haus da? Störte Haus. Trautes Haus, Tisch- und Bethaus, Heim-Haus, rauschloses Begriffs-Haus – doch die weiße, weiße Wand: Samum des Lichts, zerspellt in Sprühweiß, in Orinokobreitweiß,

Entgegenwurf von Materiellem zwecks Raketisierung von
Funkweiß, *geplatztes* chromatisches System mit Weißge-
ser –

O, Briefträger zwischen Hebephrenie-Valeurs! Achtbare
Tasche am Bauchgurt, Inhalt sachlicher Postwert und in den
Vollbart gerollt Gummizelle; noch Blick, starr aus Tierge-
sicht, an den Rand des Seins, von Ephesos bis Einstein diese
schwere Antinomie, der Jochbogen ganz Spinoza: determina-
tio est negatio – Doch Motiv der Sonnenblume, das ist Über-
gang, da ist sanftes Lied, ionische Tragödie, am Rantf des
Abgrunds Falterschlag: Olive sanfte, Agave ranfte, die Grüne
und das Felsenfahl, aus Trümmer-Glücken, aus Herzens-
Stücken, dein Trunk, dein Mahl. Olive glühe, Agave sprühe,
doch hin das Licht des anderen Raums, Arlesergarten, Lemu-
renfahrten, baumlose Insel meines Traums.

*

Die Stadt zerfiel in Blöcke des Untergangs, ein Donner
schlug auf den Markt, das nackte Blut. Da stand der Wilderer,
der im Anschlag, der des Nachts, der Verströmte der Verderb-
nis.

Die Völker paarten sich, die Loden krachten; die Rudel gin-
gen hock mit Fellbiß, das Fleisch trieb blind und gäulig, wie
rosenpurpurn um den Schlaf. Mich schauert der Vergängnis,
mich bohrt dies Himmelhoch des Abfalls, des Verrats der
Schurzbedeckten – wo ist die Egge Gottes für die Saat der
Treu?

Überall, wohin ich sehe, ist Peru: mit den Dschungeln, die
dampfen, und mit dem größten Gummiwald der Welt; da sind
Wüsten, in die es alle neun Jahr einmal regnet, da ist Völker-
schaft, Inka oder aus Tahiti, verschollen, fortgewischt, ver-
trocknet oder ersoffen, in Tiahuanako am Titikakasee; da ist
der Tempel überlebensgroß, trümmernd, fladenhaft aus
einem Menschheitsteil verkrümelter Gehänge, mit Sinnbil-
dern unenträselbar an einem Tempeltor –: da ist kein Laut,

keine Sage, kein Klang, kein Zeichen – das ist der Tempel ein-
zig und verworren.

Das ist Arles. Überall ist Möwe des Meers, der Flucht. Über-
all wogt es wie um Stätten, die erlösen.

Da ist eine Insel dem Mond geweiht, doch Laub der Trauer
an den Strömen – Ende, Ende – – in Rosenkränzen, als Adonai
mit Thyrsosstab, in Fichtengrün, in Hügel und Halden: –
nevermore, nevermore.

Wo ist der Schädel von Hadrian, sein Fang war Städte,
Könige und Länder, wo ist der süße Hadriansschädel, über
den die Lust floß aus Eutern, wo ist der feiste, weiche Bade-
schädel – fort wie Ramsch, mit einem Schluck Fenchel unter
der Zunge.

Oder wo ist die Schlange – nach dem Meer hin, auf das die
Fenster gingen, soll eine Spur von ihrem Gang gewesen sein –
wo ist sonst die Schlange, die die Ägypterin zerstach, die
Enkelin so vieler Könige, die Venus von Asien, die zu Bacchus
kam?

Das ist Arles; Arles aus der Dorer Jauchzen, Quader der
Erde, Aue des Zeus – Wandel der Worte, Streuung der Werte –
Schatten und Asche – ποταμοί – ποταμοί.

DAS LETZTE ICH

»Blutäugige Nacht der wesenlosen
Flucht.«

Jetzt wird die Insel blühen, dachte er, nun liegt ein Glück im Meer, ein Rauch über einem Riff von Flammen. Sie steigt gesäugt von der erstandenen Flut in Rosenfalten, sie stößt ins Blau, sie hat Blüten wie Frucht und Blüten wie Stein, geädert oder marmorweiße.

Ich sehe es, sie liegt am Ende der Welt. Da ist Demetrios, der Spieler über der Erde, der Entfesselte von höchstem Rang; stürmisch und üppig, zwischen Reichen hin und her und Schlachten, nun eckelt ihn das Lager und die Gesichte der Asiaten, nun will er den Kopf der Pallas sehn. Wo er vom Wagen steigt, einen Altar dem niederblitzenden Dionysos und alle eleusinischen Weihen an einem Tag; eine Lampe der Kypris für Lamas Nacht, eine Chlamis, bestickt mit allen Welten und Sternenvelten –, eh' der Saum gesäumt, ein verworfener Gott, kehrt, fett, versoffen zwischen Roßzüchtern und Elefantenwärtern.

Da ist die Tulpe, gestürzt aus den heftigen Sommern Turkestans, die Lieblingsblume des Propheten, es ist ein heißes ewiges Licht auf der Heide, wo sie waltet, uralte ahnenhafte Tulpe.

So sank jeden Abend, wenn die Weite sich schloß und die Welt sich selber überhängte, wenn aus der sinnlosen Folge kausal subordinierter Konnexen der Spiegel trat, der sammelte und brach: vielleicht der Wasserspiegel, der die hohe Bläue tief trug zwischen Schilfrohr und Libellen, vielleicht die Lache, darin trauerte der Baum, so sank an seinen Holztisch Er, der über den Schnee kam, hell, wie aus den Häuptern der Narzissen.

Nichts Brütenderes, nichts Einäugig-Triefenderes, nichts Feucht-Gesäugteres als der Mitternachtssonne brandiges

120

Das letzte Ich

Mal: hier ist sie bei den Horden im Renttierfell, den Raidenpilgern, wenn das Gras verwelkt, den Wandernden zwischen Tau und Flechten.

In allen Erdteilen wirken Papuas, Indianer, Mongolenhorden, nur über Europas scharf gewordenen Breiten brennt der Aposterioristik tödliches Fanal. Hier ist Er bei seines Kontinents letzten Nomaden, den Ruhelosen zwischen Meer und Tau.

Da ist die Lappenföhre, sie hält Gerüche über den Schnee, eine Nadel verläßt sie in die stille Weite, sie ist umgangen von überall; letztes Land, geläutertes Organisch, fern der Völker Samenlied zum Gemurmel der Geschlechter, hier ist tote Haluzination, hier ist Problematik statt Synthese, Verlust von allem Drängen zu Profil, hier ist einheitliche Farbengebung unter Eis und Schweigen, Hyperboräerbaum unter Schöpfungsschnee; am Fuß das Stürmende-Erstarre, am Ast das wellig-ungeflossene Meer; Fjällenkuppen, Fjällentrücken: *im Sturz und traumbetäubt*.

Da ist der Gipfelkranz, die Weinhecke, gekeltert unter Nacht und Brand, mit Flut der neuen Lippe, voll Flut der letzten Götter, des Einsamen, der mit seinem Schatten sprach: O ewiges Überall, o ewiges Nirgendwo, o ewiges Umsonst; des Juden, der sich selbst sich übergab, das Weltall schweigt zu tief; und am Gipfel der weißen Treppe, umschwankt von Rosenketten, Mnais, den windigen Morgen auf ihren spiegelnden Hüften, hoch und allein.

Hier ist die letzte Rose, die Eis- und Edenrose, bereifte Röte und zerbranter Stern. Alle Kultur bisher eingestellt, bezogen, aufgestellt von dem Individual-Ich, in Kunst, Gesetz, Erkenntnis Geltung geschaffen der ersten Person, psychologisch typisiert; hier schwankte vor eine neue Form, ein Lin-sen-Ich, das sammelte und brach, aprioristische Ekthesen, Vulkanisch-Funktionelles, flatternd, eine Vorgeburt, wie am Ende tiefer Fluchten oder im Nebel über jenen Wassern, eh Jahve in den Garten ging.

121

Immer an der Wand lang, ruft nachts Europens Fernster,
nachts fahren alle Schlitten heftiger, die Hunde jagen vor
Frost und Wolf und Qualm der eigenen Brust – nun jage dich,
das Rauchholz ab, die Stangen; gordone dich, du Knote psy-
chophys!

Die Schaufeln runter, hoch den ganzen Möff: begreifen-
des Erkennen, Dahlem-Institute, – wer erinnerte sich nicht in
diesem Zusammenhange des Prinzessinnenkopfes aus der
Zeit Amenophis IV., der Nil trat über, zehntausend Fellachen
gingen an Mangel von Kiemen zugrunde, die Skythen feister-
ten sich in Arabien voll, die Sonne furchte sich durch die
Wüste und brannte Karnak aus: erledigt, schnuppe, total
passé, aber dieser kleine Pharaonenstengel, überlebt, müde,
zart, behaart, dieses rotbraune Sykomorenfellchen: intensiv
rotiert?

Letzten Endes, was ist es denn mit diesem sogenannten
Menschheitsgut, das in Gesetzen kondensiert? Der Aufstieg
war schwer, sie bluteten, das Feuer fraß sie, auch gaben sie
der Masse ein Gerüst, Syntax, Glauben, Gesangbücher, aber
was für eine überlebte Attitüde. Hin und her, zerebrale
Semele, mentale Mondsucht und Wrackigkeit der antitheti-
schen Struktur – abgeblendet, Stall und Krippe her, ein Mor-
genstern den Hirten auf dem Felde: – die Menschenlehre
Europas, als Fiktion individuell existenter Subjekte, hat nur
noch einen kommerziellen Hintergrund. Der als Persönlich-
keit bezeichneten räumlich betonten Stelle im wesentlichen
östlich von Greenwich wird als Waffenträger und Arbeitneh-
mer die Vorstellung der Einkörperung des Universalgeistes
in ihre somatische Gegebenheit mit den handlungsbestim-
menden Hauptworten der Verantwortlichkeit und Eigenge-
setzlichkeit durch eine über das ganze Land verteilte Macht
der Erziehung, Einrichtungen und öffentlichen Meinung
inflatiert unter besonderer Betonung des unersetzlichen Wer-
tes der einzelnen Leiblichkeit für den Fall politischer Malen-
contres. Das Eigenleben, bezogen aus den schofelsten Pres-

sephrasen, verklebt mit Zitaten aus den Œuvres von Villenbe-
sitzern, deren Innerlichkeit nach Ausdruck ringt in den Kate-
gorien der Popularität und der Tantieme, stellt sich dar als
Parthenogenesis innerhalb des industriellen Unternehmens,
das die moderne Nation bedeutet, mit Dividenden nach Ren-
tabilität der Frucht, als der Mutterkuchen, bei dem beide Kon-
trahenten partizipieren nach Maßgabe des Kurses der gel-
tenden Idole, zur Zeit ist es die charitative Wabe, deren
Seim sich kapitalisiert. An zweiter Stelle ist notiert Morgen-
land, Hegelsche Renaissance und Damenalmanache und in
immer gleichbleibender kräftiger Grundstimmung der Ent-
wicklungsgedanke, die proletischste Idee des Abendlands.

Ran die Fotografen, rechts rüber, die Herren Abendblattsal-
bader bitte links die Galerie, der neueste Start betreffend Gei-
stesgut, physikalisches Geschwöge, Formelfick mit Kosmik-
appretur: Relativitätstheorie:

Der Bürger will seinen großen Mann haben – Blende auf,
eine Seite Großoktav: – Newton glänzend, wenn er bis ins Mit-
telalter herabreicht – substantieller Lichtäther – enorm, das
brennt wohl? jedenfalls Beruhigung hinsichtlich geistiger
Entwicklung »in guten Händen«, er kann pennen gehen,
Schmunzel heißt das Vieh, gekalbt von Mutter Behaglichkeit,
geborenen Bildungsgut.

Ist in dieser Weise der Begriff des Individuums politisch
eine gesunde und konkrete Größe, verhält es sich anders hin-
sichtlich seiner philosophischen Struktur. Als zähe unaufhör-
liche Masse, als fadenziehende Nachgeburt aus Nilschlamm
und Pendschabgrütze ringt seit vier Jahrtausenden die
Menschheit um das sogenannte erkenntnistheoretische Pro-
blem. Erscheinung und Ding an sich, Brahman und Maja,
höchste Realität und Blendwerk der Gesichte, Substanz und
Individuation, überall die psychophysische Struktur, überall
das Röcheln nach dem absoluten Wort, und doch in allen Epo-
chen auf allen breiten Blutbächen der geistigen Existenz
schalappend, dreimasternd, über Topp geflaggt das todsi-

chere Wissen, daß die Welt systematisch einheitlich nicht
gedacht, daß sie begrifflich, diskursiv nur dualistisch oder
pluralistisch ergriffen werden kann.

Abendlanduntergänge, Kulturherbste, kommunistische
Regenerationen – es ist kein Untergang und kein Auferste-
hen, es ist kein Marmor und es ist kein Meißel, es ist nur das
Bewußtsein und das Nichts. Schwefel statt Weihrauch in die
Jahve-Türme, – dieser Gartengänger, dieser Lehmriester,
dieser Odembläser, und das Geblaste trabte über Feld und
Au, trabte um Baale und schabte um Sphinx, schwanger mit
Spreu und stäubend mit Stoppel – Geistesschätze und
Menschheitsgut – Schnee und Brache, die löschte Weite.

O Ich, kaudinisch einsam unter der Verneinung, blutäugige
Nacht der wesenlosen Flucht, nördlicher Zapfenstreich der
Inselräume, die Föhre bellt hyperboräer-tannig aus allen
Ästen hunde – hunde – nichts –

Dich öffnet nun nichts mehr, dir gibt nichts mehr die Dinge
heim so weichen Fells, kaninchensüß; die Straßen enden weit
von dir, Hütte Landlos, Zelt Finisterre –

O Rosen-Letztes und Levkoien-Welle, und Holz und Erde,
alles ist vertilgt, es schweigt um dich, wie nie es schwieg:
die Menschen, Götter und die Sterne, du bist dahin und von
dir abgetan wie hier der Hirten Hütte – ich will dir eine
Lösung sagen, laß alle Nächte dämmern, aus dunklen
Schluchten laugt die letzte Nacht, da bersten Früchte aus
Lavinias Körben, in Hesperidenblüten ruht dein Haar, ich
sehe es, das Bergfest, die Synthese, das Siegel auf dem däm-
mernden Altar –

In Dschungelluft, mephitisch stummer Nacht der Tiger-
inseln, Ganges-Holofernen, magischen Mahlen und sakralem
Akt, schwülend Kalkuttas Phallen Süd-Monsune, die Globen
glühn wie Erz die Steppe Flammen, asiatische Sunde, pulvri-
ges Astral –

Auf Pfauenthronen, auf Smaragdgefögel, lichtweißem
Marmor, fjordigem Gebiau, aus kleinem Vogel Salangane

baut Nest aus Gallert hochbewährt für Suppe, aus Mammut
reinem Fleisch aus Eis getaut von weißem Bär und Hunde
stumm verschlungen, aus Straßen, indischen, wie Tulpen-
beete: Schwertschlucker, Schlangenzauber, Haibeschwörer,
– Verwirrten, Grüblern, Irren, Katatonen –: gibt es ein Para-
dies auf Erden, so ist es hier – so ist es hier –

Es treten Blumen auf, armgroßes Grauen, jäh über Nacht
stielloos aus Baum gehockt, es gibt ein Institut in Gowindpure,
wo arme Leut von Floh, Gelaus, Gewanze sich quälen läßt vor
Geld von die Matros' –

Aspasien, Phrynen, tabische Hetären und die aus Glut aus
Golf gefällte Nacht – aus Onyxbrunnen, aus Sakjekrügen, aus
stüßen Wassern die Verworfenheit –

Auf Taubentürme sinkt der Palmenfittich, Schatten erbrau-
send vom Antillenmeer, die Baie blauen aus, die Gräber wan-
ken, Ustrinen stürzen und die Schlacken spein – die Ströme
höckern sich zu Gangesgondeln, zu Prunkfelukken der ver-
blaßte Nil: Austreibungsstunde, zuckendes Geschleuder zu
großem Sturz und Schlund und Endigkeit –

Der Herr der Welt, verwurmt Sarkophags, um dessen
Wände nicht der Lorbeer steht, geschminkter Krone, blecher-
ner Insignie, Räude vom Krebs zum letzten Föhrenflor – ver-
brannt zu Kalk, Ton, Wüste, Feuerländer, Weide für Strauße,
wo sein Brunnen stand, – das letzte Sinnklistier, der
Abschlußodem, aus Lungenkatalafalken angebohrt –

Hauswirte, Schieber, Buchverleger, Kausalgesindel, Norm-
geschmeiß: Mitropa-Neophyten-Schwemme, Aktivitäts-Mi-
nette banale –: verkehrten Lustrausch, Rattenhandel, Wurm,
Fosenschlack auf den Velours! – »der neue Mensch«, das
letzte Lügenfieber aus dem vom Abgang schon geschwol-
lenen Maul –: mein ist die Rache, stößt es von den Sternen, die
Wüste naht, der Gobicrack, der Saul:

Mäßigste Zone, bäuchlings abgefertigt Olivenländer und
Oasenflucht, die Steppe klirrt, die Dromedare heulen apoka-
lyptisch: du bist abgebucht –: Baumeister, Harnarzt, schofle

Geodäten, Hebammen zu dem powersten Alraun, dem tätig-
frei kausalen Alphabeten: in Wasserstiebeln, Faust, und Buh-
nen baun -

Zurück zum Karawanenschritt, zum Lorbeerbusch des
hagren Hesychasten, zu trockenem Fisch, gebrühter Pisang-
knolle und dünnem Wachs im alten Psalmenwehr, man
spricht von Fächern gleich Limonienwäldern, Zypressenstür-
zen, Oleanderdämmen bis an das dunkle Amaranthenmeer -:

Im Purpurbusch verlornen Alhoniten, Oszillativem des spi-
nalen Mark, Abgängern, Mastixräuschen, Brüchigkeiten,
Blutspalten, Schluchzen, hüpfendem Gehirn -: das letzte Ich,
Galopp final, malaiig, die Sirifrucht am abgeschliffenen
Zahn -: Osiris - Typhon, Gott der Staubgefilde und Gott
der Frucht; Adonis, Schattenhaar -: und Doppelblut, schon
färbst du ja die Erde, schon malnst du dich in Schatten und in
Glanz -: Schlange am Haupt der großen Pharaonen: Fichte in
der Mänaden stäubend Heer -: und Lotos Speichernes und
Traube Nabe: Sansaras Rad und Schatten-Wiederkehr.

EPILOG UND LYRISCHES ICH

„Das Leben währet vierundzwanzig
Stunden und, wenn es hoch kommt,
war es eine Kongestion.“

Geboren 1886 als Sohn eines evangelischen Pfarrers und
einer Französin aus der Gegend von Yverdon in einem Dorf
von dreihundert Einwohnern etwa in der Mitte zwischen Ber-
lin und Hamburg, aufgewachsen in einem Dorf derselben
Größe in der Mark. Kam aufs Gymnasium, dann auf die Uni-
versität, studierte zwei Jahre Philosophie und Theologie,
dann Medizin auf der Kaiser-Wilhelm-Akademie, war aktiver
Militärarzt in Provinzregimentern, bekam bald den Abschied,
da nach einem sechsstündigen Galopp bei einer Übung eine
Niere sich lockerte, bildete mich ärztlich weiter aus, fuhr nach
Amerika, impfte das Zwischendeck, zog in den Krieg, er-
stürmte Antwerpen, lebte in der Elappe einen guten Tag, war
lange in Brüssel, wo Sternheim, Flake, Einstein, Hausenstein
ihre Tage verbrachten, wohne jetzt in Berlin als Spezialarzt,
Sprechstunde abends fünf bis sieben.

Ich approbierte, promovierte, doktorierte, schrieb über
Zuckerkrankheit im Heer, Impfungen bei Tripper, Bauchfell-
lücken, Krebsstatistiken, erhielt die Goldene Medaille der
Universität Berlin für eine Arbeit über Epilepsie; was ich an
Literatur verfaßte, schrieb ich, mit Ausnahme der »Morgue«,
die 1912 bei A. R. Meyer erschien, im Frühjahr 1916 in Brüssel.
Ich war Arzt an einem Prostituiertenkrankenhaus, ein ganz
isolierter Posten, lebte in einem konfiszierten Haus, elf Zim-
mer, allein mit meinem Burschen, hatte wenig Dienst, durfte
in Zivil gehen, war mit nichts behaftet, hing an keinem, ver-
stand die Sprache kaum; strich durch die Straßen, fremdes
Volk; eigentümlicher Frühling, drei Monate ganz ohne Ver-
gleich, was war die Kanonade von der Yser, ohne die kein Tag
verging, das Leben schwang in einer Sphäre von Schweigen

„Im Sturz und traumbetäubt.“

Es ist Winter, starker Frost, morgens geradezu ein wenig dünn-
stig vor Kälte. Ein zarter blasser Dunst begleitet die Sonne in
dritter Distanz, – spricht sich der Geographieleitfaden aus –,
der sich auf große Entfernung hin in die Bahnen der nächsten
Planeten erstreckt: es ist das Tierkreis- oder Zodiakallicht,
wie ein Schimmer der Milchstraße erscheint es in pyramida-
ler Gestalt – von diesem zarten und blassen Dunst erscheint
des Morgens etwas in der Weite, besonders in den Vormit-
tagsstunden, wenn die Sonne brandrot und langsam über die
Gneisenastraße sich erhebt.

Es ist die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, etwas mit den
Wendekreisen geht vor. Man mag zu dem Entwicklungspro-
blem stehen, wie man will, ein gregorianisches Jahr steht
jedenfalls vor seinem Ende, man altert, die Schläfen werden
grau. Nichts Abnormes, kein spezifisches Phänomen, anatomi-
sch tritt Luft in die Haarschäfte, in manchen Familien
schon in den zwanziger Jahren, im vorliegenden Falle im
37. Jahre.

Es ist Weihnachtsabend; der Fall, um den es sich handelt,
ist allein, aber nicht ganz unbeschenkt. Ganz unerwartet über-
brachte ihm ein Bote ein kleines Paket, es schlug darin wie
Wasser, es ergab sich ein kleiner dreieckiger Karton, ein
phantastisches Glas, ein Name aus einem Märchen, will sagen
ein Parfüm wie aus dem Pendschab, asiatisches Raffinement,
Ortsbezeichnungen wie Champs Elysées enthielten Näheres,
und Mouchoir de Monsieur beeinflusste vollends aufs stärkste
das gesamte Milieu: durfte es nicht einen Augenblick die Vor-
stellung erwecken, durfte sich nicht der Empfänger einen
Moment in die Illusion verlieren, als sei er der gedanklich
bedachte Monsieur, ein Herr, eine Art Mitglied aus der Sphäre

der Gemeinschaft, das Batisttuch im Jacket, das er diskret,
fein abgestimmt und mit vollkommener Ruhe zu verwenden
sich erzogen hatte, nicht übertrieben: ein sonores Etwas, des-
sen Nahen und besonnenem Auftreten man entgegenseh, ein
nicht unbeträchtlicher Mittelpunkt, um den sich dies und das
grupperte, und um es zu vollenden, eine gesellschaftliche
Erscheinung, der der gesamte modern-zivilisatorische Kom-
plex ohne viel Aufhebens entströmte, ein Niederschlag der
Zeit und Reflex ihrer mannigfachen Phosphoreszenz –: wie
eine Blähung lag es über ihm, gerötete Gesicht- und Hals-
organe, und er lastete sich weiter durch dies und das.

Das ist Rönne, Arzt, mittelgroß, von gesunder Konstitution,
linkes Augenlid hängt leicht herunter, meistens mißvergnügt,
Dyspepsie im Gehirn, Neigung zu Fettsatz und Transpira-
tion; in seiner Jugend hatte er wohl mancherlei Eindrücke aus
sich gewonnen, auch verbunden mit Eröffnungsstimmungen,
Aufschwüngen, Verflüchtigungen, jetzt stellte sich das selte-
ner ein, woher Eindruck, wohin Öffnung, alles hatte den
Wurm im Bauch, war eine seiner Äußerungen; wohin man
blickte, alles ein öffentlicher Mißstand, Faust wurde Nebbich,
Don Juan Condomfabrikant, Ahasver lernte Rhönflüge, die
Mythe des Menschen schrie nach Exekution.

Früher hatte man auch wohl gelegentlich gewissermaßen
gedacht, aber man stieß dabei immer so schnell auf ein gewis-
ses Etwas. Begann man, wo man wollte, begann man mit dem
Geschäftsführer der Weltvernunft nach Hegel oder dem
Sichtbarwerden der kleinsten Veränderungen bei dem Reif-
werden der Umschichtung, war es die synoptische oder die
kausalgenetische Methode, galt es dem Individuellen oder
dem Katastrophen – schon über diese Vorfragen gab es nur
unentschiedenes Gelalle, doch seinetwegen Schwamm drü-
ber, kein Vorwurf, alles zugegeben, aber was so dicht dahinter
stand: diese Penelranz zur Amalgamierung, diese Tendenz
zum Resultat, die so fatal einen Drang nach Sicherung bedeu-
tete, die war es, die er nicht mehr teilen konnte.

Rönne hatte das letzte Jahr ziemlich eindrucklos verbracht. Nach einem Frühling, der keiner war, nach einem Sommer voll Exzessen war er allerdings im Späthjahr manchmal benommen gewesen, auch schwankend in der Struktur. Da stand dann wohl ein Herbsttag über Berlin, eine Weihe aus Blau, eine Klärung von Verdecktem, in die Blicke schlug sich, in die Nähe Fernher; man schlürfte sich durch das Licht, es war etwas hinten im Nacken, eine Art Vermischung, eine Nähe aus Fernher; auch war Geruchliches da, das ihn löste, und Geruchliches, das ihn schwächte: nach Süden hin, von Frucht-
märkten, schwer und doldentiefen.

Er hatte aber das letzte Jahr nicht nur eindrucklos, sondern auch völlig zurückgezogen verbracht. Die öffentlichen Menschen betrachtete er als den Abschaum von Lächerlichkeit und Gemeinheit, einem Ruhm nachjagend, den sie selber bezahlten, auf die Idiotie der Enkel spekulierend. Fuhr ein Tenor nach Riga, erschien ihm das ein weitverzweigter Skandal. Der Blätterwald rauschte, die Büros machten Dampf, Lichtbildhersteller hatten gute Tage, Träger nobler und distinkter Haltung, Einwohner, wurden in Angelegenheiten verwoben, die völlig unsolide waren: Aufstieg in Tönen, Schöpfung und die Welt noch einmal – ah! – die Welt noch einmal, das war es, mit dem der Naive und Haltungswahrende auf die Knie gezwungen werden sollte, das Schöpferische, dieser Mangel an Skepsis, dieses Surrogat für eine mürrische tödliche Erkenntnis, der letzte große Fetisch in den Klauen von Aasgeiern den leichenblauen Kontinenten vorgewedet – er, Rönne, hatte einen Patienten in der lettischen Stadt. einen Chemiker, wahrscheinlich Angestellten in einem Unternehmen, den er einmal behandelt hatte, seinem Eindruck nach ein ruhiger, mittelständiger, nobler Mann, das waren seine Beziehungen zu Riga und das erschien ihm weit billiger, weit eindeutiger als das Gewölke dieser gefirnigten Buffowanzan.

Oder fuhr ein Politiker auf die Dörfer, gab es so viel Schamlosigkeit sonst noch irgendwo unter einer Haut? Ewig

diese entscheidenden Augenblicke und welthistorischen Momente, vormittags schon und wenn sie ein Pissoireinweihen, diese kommunale Prophetie, diese Latrinendämonie – daß ein Schädeldach eine solche Unsumme zerebralen Unrats zielgetrieben gegen Witterungseinflüsse abdeckte – ein Naturwunder, wahrhaftig ein Naturwunder bei der sonst so kühlen Reserve des Anorganischen gegen das organische Juchhu, ja nach Säuberung schrie es geradezu in ihm und er bewegte sich etwas voluminös zum Fenster: da war Schnee, süßer Schlaf der Farben, tiefe Unbesambarkeit der Weiße, Schnee und Sterne, Leere des All.

Oder wenn das Leben verlangte sich mit einem Ingenieur zu unterhalten, wo die Fortschritte der Ölfeuerung oder irgend etwas mit Umdrehung und Nabe im Vordergrund stand, gewiß, zugegeben, allerlei – aber was drängte denn schließlich so, großes Schlafmotiv der Verbesserung, großes Beischlafsmotiv von der Profilierung der Kultur – aber womit befaßte er sich denn überhaupt, das waren ja schon mehr Gedankengänge, und dabei fröstelte ihn, geradezu zusammengezogen fühlte er sich, keine halluzinatorische Wärme, keine Hyperämie, dunkel war das Zimmer, kühl die Nacht um das Haus im Schnee, einen dieser Blicke, die sich nicht rührten, führte er stumm in die Weite, an das Auge voll Tränen, an das Antlitz des Lebens, dunkel und wundenvoll.

War denn überhaupt, seit die Welt stand, irgend etwas geschehen? Er war in der Stimmung, es zu bezweifeln, zum Beispiel der Alexanderzug, war der denn geschehen? Tausend Wurfgeschosse und die Tragödie mit den Sturmböcken, gewiß allerlei, aber hier stand er, kleiner Mann, mittelständig, ohne viel Anhang und von geringer Wirkung, existierte denn irgend etwas aus diesen Zusammenhängen für ihn, trug es ihn, belebte es seine Flächen oder selbst die Patienten, die Kunden von gestern, was war damit, wo waren sie, erhoben sie sich irgendwo – keine Ahnung, leer abgefallen, absolut fortgewischt – wie sollte da auch ein Austausch stattfinden:

Rönne, der in die Nacht sah und völlig ohne Wallungen und diese Spurlosigkeiten, sogenannte Persönlichkeiten, Spasmen der Leere, Keuchhusten des Nichts –: das Leben war eine Angelegenheit von Stunden, von leeren und von angefüllten, das war die ganze Psychologie. Der institutionell strukturierten, vom Gedächtnis accouchierten, der sozialen Personalität, dem empirischen Phänotyp mit der ausgeglichenen Blutfülle stand der andere gegenüber: Stakkatotyp, Manometer auf Bruch, akute Hyperämie, Schwelltyp mit der Simultan-Vision, der Halluzinatorische mit dem schiefen Blick –: Kain und Abel, Klante und Zoroaster, lächerliche Nuancen dergleichen Clownerie, aber einmal muß es sich entscheiden, rief Rönne, umfassende Ideen, Perspektiven von Dimensionen treten mir nahe, auf, wir wollen die Welt erobern, Alexanderzüge mittels Wallungen, da ist Balern, die Sarazenenstadt, die Flocke auf dem weißen Felsen mit Arabesken sinnlos und bedrängt, da ist das Berberblut, die Gobimöve, im Sturz und traumbetäubt.

PARIS

Nordfrankreich, durch das man von Berlin nach Paris fährt, ist flaches Land, es könnte Ostfriesland oder Jütland sein; Tiefebene der Seine, nirgends durch höhere Gebirge gegürtet. Es trägt die Orte, die man lieber vergäße: Maubeuge, Charleville, Lâon, Compiègne; in St. Quentin die Kathedrale sieht groß und in gewisser Weise schamlos aus; sie steht mit hohen, graublauen, unbedeckten Schenkeln in dem abrasierten Land. Dann die Champagne, sehr dürrig, kein Wald, kein Feld, nur zu Weidegang benutzt und ohne Dörfer; aber an den Abhängen auf dem Kalkboden unter einer Pflege ohnegleichen der weltberühmte Mousseux.

Zwischen den Pyrenäen und Ardennen liegt die große Weinebene Europas; der jährliche Ertrag ist 270 Millionen Francs; man unterscheidet 250 Sorten; an Gesamtmenge liefert Frankreich 40 Millionen Eimer im Jahr, während Deutschland $4\frac{1}{2}$, Spanien $8\frac{1}{2}$ Millionen liefert; in Paris kommen jährlich auf den Kopf bzw. die Gurgel der Bevölkerung 112 Liter Wein. Außerdem ist Frankreich das pompöseste Obstland des Erdteils, und zwischen Cannes und Grasse werden Blumen in weiten Feldern gebaut wie andernorts Rüben und Getreide. Im Jahr werden 2 Millionen Pfund Orangenblüten, 1500 000 Millionen Pfund Rosen, 75 000 Pfund Veilchen gewonnen, Lavendel und Rosmarin sind so häufig, wie bei uns Klee und Gras, – hier sind die kleinen Orte, die starke Gerüche kilometerweit in ihre Umgebung treiben, die Fabriken der illustren Firmen, die in der Rue de la Paix ihre Niederlage haben.

Nimmt man von Berlin den Kurfürstendamm und die Linden zusammen, multipliziert es mit 10, dann hat man 20 solcher Straßen, wenn man vor der Madeleine steht. Rechts ist ein Haus, das führt nur blaue Straußenfächer, links das führt nur Perlen. Strümpfe, dreifarbig in der Längsrichtung, regen-

Straßen zu schlafen; die Frauen schlafen auf den flachen Dächern.
In solchen Ländern lebt man unter freiem Himmel.« (vgl. Untergang
des Privatlebens? 339, 20 f.) – S. 92 f. nach Thukydides: »der
eine, ernährt in einer dicken Luft auf fetten Ebenen, an feiste Nah-
rung und an die Aale des Kopaisee's gewöhnt, war ein geistig
schwerfälliger Esser und Trinker; der andere, auf dem schlechte-
sten Boden Griechenlands geboren, mit einem Fischkopf, einer
Zwiebel und einigen Oliven zufriedengestellt, aufgewachsen in
einer leichten, durchsichtigen, leuchtenden Luft, zeigte von seiner
Geburt an eine eigentümliche Feinheit und Lebhaftigkeit des Gei-
stes...« – S. 119 (Fußnote) nach Ernest Renan: »Nachts in Gärten
lustwandeln, den Zikaden lauschen, im Mondschein niedersitzen
und Flöte spielen, aus Bergquellen trinken gehen, ein kleines Brot,
einen Fisch und einen Weinkrug mitbringen, den man unter Gesän-
gen leert, an Familienfesten einen Laubkranz über seine Thüre hän-
gen, Blumengeflechte auf dem Haupte tragen, an öffentlichen Fest-
tagen laubumwundene Thyrsusstäbe in den Händen halten, den Tag
mit Gesang verbringen und mit gezähmten Ziegen spielen, das sind
die griechischen Lustbarkeiten, Lustbarkeiten einer armen, spar-
samen, ewig jungen Rasse, welche ein wunderbares Land bewohnt,
ihr Gut in sich selber erblickt und in den Gaben, die ihr die Götter
geschenkt haben.« – S. 121 nach Ernest Renan: »Unter den Händen
des Griechen werden die ernstesten Begriffe und Einrichtungen
lachend; seine Götter sind: »die glückseligen Götter, welche nicht
sterben«; sie leben auf den Gipfeln des Olymp »die Winde nicht
erschüttern, die der Regen niemals durchnäßt, denen der Schnee
nicht naht, wo wolkenlos der Äther sich öffnet und das weiße Licht
leichtfüßig läuft.« 106, 15–26] montiert aus Passagen in Erwin
Rohdes »Psyche. Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Grie-
chen« (zuerst 1893), wie Wodtke S. 39–49 im Einzelnen nachgewie-
sen hat 451, 27 Lesart zu 99, 14 f. sagt Hertwig] wörtlich nach
Oscar Hertwig: »Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politi-
schen Darwinismus« (Jena: Gustav Fischer 1918) S. 2 451, 34
Lesart zu 99, 14 f. Aussprüche allgemeiner Natur] von GB angestri-
chen sowohl bei Norman Angell S. 190 wie bei Oscar Hertwig S. 99 f.
452, 4 Lesart zu 99, 14 f. Horner Lea] wörtliche Übernahme aus
Angell S. 188 452, 21–28 Lesart zu 99, 14 f. »Man behauptet...«]
nach Norman Angell S. 186 f.

SCHÖPFERISCHE KONFESSION

ENTSTEHUNG Wohl Sommer 1919

ÜBERLIEFERUNG

E Schöpferische Konfession. Hrsg. von Kasimir Edschmid. Berlin:
5 Erich Reiss 1920 (»Gedruckt im Herbst 1919«). Tribüne der Kunst
und Zeit. Eine Schriftensammlung. Hrsg. von Kasimir Edschmid.
Band XIII. Mit einer Vorbemerkung. Beiträge von René Schickele,
Max Pechstein, Fritz von Unruh, Rudolf Großmann, Paul Klee, Ernst
10 Toller, Gottfried Benn (S. 49–51), Bernhard Hoelzer, Max Beck-
mann, Edwin Scharff, Johannes R. Becher, Arnold Schönberg,
Georg Kaiser, Felixmüller, Carl Sternheim, Adolf Hölzel, Franz
Marc, Theodor Däubler

HINWEISE

Kasimir Edschmid hatte GB am 21. Mai 1919 den Eingang seines
15 Manuskripts Das moderne Ich bestätigt und einen weiteren Beitrag
für die geplante Sammlung »Schöpferische Konfession« erbeten:
»Nebenbei hätte ich gern eine Seite, wo Sie (neben den wenigen radi-
kalen sprachkünstlerischen Köpfen) mehr sagen über Ihre Kunst.«
(Katalog S. 78) Dem Band steht als Vorbemerkung voraus: »Es reden
20 hier eine Anzahl der schärfsten künstlerischen Profile, die unse-
rer Epoche Gestalt geben, über sich selbst: das Werk, die Zeit, die
Welt.« Ein Exemplar des Bandes schenkte GB am 27. August 1949
FWOelze mit der Widmung: Die Seite 49–51 übersendet dies kleine
Buch, – die Hälfte tot, die Hälfte unruhvoll am Leben (Briefe II/1
25 S. 237) 108, 7 f. »da geschah ihm die Olive-«] vgl. Der Geburtstag
60, 6 108, 14 f. »groß glühte heran der Hafenkomplex-«] vgl. 59, 26
108, 19 in einer anderen Novelle] vgl. Querschnitt 82, 5–11

DER GARTEN VON ARLES

ENTSTEHUNG

30 Wie Das moderne Ich von 1919 geht auch dieser Text von der
Wunschorstellung einer Privatdozentur für Philosophie aus. Er
basiert auf den Briefen Vincent van Goghs, die GB im September
1918 erwarb (»Briefe. Besorgt von M. Mauthner«. Berlin: Bruno Cas-
sirer [1918] 10.–14. Tausend) und die sich in seiner Nachlaßbiblio-
35 thek erhalten haben. Einer Notiz darin ist zu entnehmen, daß
ursprünglich die Bemerkung gegenüber Emile Bernard »Ach wir

Hirnverbrannten, was wir so durch die Augen für Genüsse haben« als Motto vorgesehen war (vgl. Hinweis zu 117, 34–118, 3) Der Garten von Arles dürfte im Anschluß an Das moderne Ich entstanden und spätestens bis zum Sommer 1920 abgeschlossen gewesen sein. Eine Erinnerung an die Niederschrift enthält der Brief an FW Oetzel vom 5. Juli 1942, an Tage, namentlich Sonntage in der Bellealliancestrasse, an denen ich mit Hilfe einiger Tassen den ganzen Tag verbrachte u. die Sätze und Träume des »Garten von Arles« u. des »Modernen Ich« u. des »Letzten Ich« mir aus den coffeinerweiterten Gefässen des Hirns u der Haut spielend herauszauberte – Erinnerung an Schöneres – aber eine Hoffnung auf Zukünftiges allerdings nicht. (Briefe I S. 317) Während der Vorbereitung des Neudrucks in den Essays heißt es am 19. März 1950: Wer hat etwas davon, wenn ich jetzt Stücke wie »Garten von Arles«, »Das letzte Ich«, »Querschnitt« neu erscheinen lasse, das Höchste wäre, dass jemand konstatierte, dass einiges von dem, was dann später als Surrealismus, Joyce, auch Existentialismus in die Öffentlichkeit drang, schon Anfang der 20. Jahre bei mir in Andeutungen u Bruchstücken vorhanden war. Ich mache mir nichts daraus. (Briefe III/2 S. 21)

ÜBERLIEFERUNG

E Die Dichtung. Hrsg. von Wolf Przygode. II. Folge, I. Buch. München: Roland (Herbst) 1920 S. 154–162 D¹ GesSchr¹² S. 102–113 D³ GesPr S. 61–77 D³ FPrU R S. 102–115

LESARTEN

Datiert (1920) D³ Motto D²³ vgl. 117, 21–23 In D¹ gegliedert durch I. und II. vor 110, 1 und 118, 16, in ED³ vor 118, 16 nur Leerzeile, in D² Leerzeile mit Stern 110, 15 Geschehen / Geschehn E 110, 21 Sessel / Sessel, E 110, 27 letzten / Satzfehler letzte ED¹ 111, 24 Gültigkeit / Gültigkeit E 111, 26 hyperämischen Metaphysik: / syn- thetischen Metaphysik. ED¹ 111, 34 Ionischen / ionischen E 112, 16 ja, / ja E 112, 31 hatte / Satzfehler hatte. D³ 113, 14 in eine / Satzfehler eine D³ 113, 20 zur Fixierung / zu begrifflicher Fixierung ED¹ 113, 26 / folgt ED¹ mit neuem Absatz: Wer zum Beispiel im Hinblick auf die heutige Situation und sich erinnernd der Ausführungen Macaulays, daß es schwer gewesen sein würde, Seneca davon zu überzeugen, daß die Erfindung einer Sicherheitslampe keine eines Philosophen unwürdige Beschäftigung sei, gedächte nicht der merkwürdigen Tatsache, daß Nernst heute diese Lampe konstruiert hatte und als Ordinarius über Atomistik las, ein kosmologisches Kolleg? Noch war die Zeit pragmatisch, Erkenntnis galt motorisch subliert,

noch war Comte der Brave, der sich repräsentativ erinnerte in bezug auf seine wichtigsten Erkenntnisse nacheinander ein Gläubiger als Kind, ein Metaphysiker als Jüngling, ein naturwissenschaftlich For- schender als Mann gewesen zu sein, noch arbeitete der Drang nach dem äußersten Begriff, denökonomisch orientiert, mit maschinellen Analysen, mit atomisierten Empirien, aber die Syzygologie tritt auf als neues Wort, die Zusammenhangslehre, und zwar dies in der Medizin, als personale Synopsie. / Noch herrschten die voluntaristi- schen Systeme; noch hieß es, das phrasenhafte Phantom eines irgendein hedonistisches Sollen verwirklichenden Geistes an die Stelle zu setzen, die das Erkenntnis fordernde und Erkenntnis sel- zende Ich gegen solche Art »Phalanx gottesstaatlich gewillter« Män- nern bisher im Lauf seiner Geschichte allerdings noch nicht zu vertei- digen die Notwendigkeit gesehen hatte; noch durften die Utilitarier, davon schmarotzend, daß das Milieu médiocre wurde, sich selbst für Philosophen erklären und eine Verkomfortabelung der Menschheit ausrufen, um ihre Platitude in Pentateuche zu verstauen – aber wer sollte ihnen auch entgegenreten, da die Erkenntnistheorie nichts war als eine Philologie der Antinomien und in der Geschichte des Ich die Erstarkung des Gefühls der Selbstständigkeit des individuellen Subjekts nach des Physikers Relativierung von Raum und Zeit, des Positivisten reiner Erfahrung, des Expressionisten glühenden und tragischen Farben um des Philosophen längst erlittenes »als ob« hi- storisch, erledigte Manifestation des supremen menschlichen Inge- niums. 114, 3 Gültigkeit / Gültigkeit E 114, 10 / das Wort, unge- sund, T. f., travaux forcés ED¹ 114, 14 -Gültigen / -Gültigen E 114, 17 Zypressen / Satzfehler Zypresse ED³ 114, 18 f / Verbrecher- stirn: kotz – kotz – kotz auf alle Um- und Abwelt: der Idiot von Arles. ED¹ 114, 20 eine / Satzfehler seine E 114, 30 / kein Absatz (Satz- fehler) D²³ 115, 2 Unerinnerlichkeit: / Unerinnerlichkeit, E 115, 16 Schädelreusen – / folgt ED¹: Kreuzzug gegen die Kreuzspinne. 115, 19 triumphal – / folgt ED¹: – auf, Diadochen, zu des Mazedoniens Dionysie. / Kant, dachte er, logischer Verkünder des Rechtsanwalts, des Faktum, des Stabli-Bourgeois, da Begriff verdankt sich Majori- tät – Kant, Marburger Schule, Stürmer nicht empirischer Transzen- denzen, Wogenvoller, Symbol des blütenfeuchten Fieri. 115, 25 birgt, / folgt ED¹: Gazelle hellgelb, Kameel, Halbbruder Strauß; Sand- welle ockergelb, ganz allgemeiner Herbst – nun spannt das Renntier in die Flechtenwälder, Skorpion, Orion, helles Südgestirn – Asche und Nebel: Felsenfarben. 115, 26 Nil-Ich / Nil-Ich E 115, 30 Gültig- keitszypresse / Gültigkeitszypresse E 115, 34 Frontal-Ich / Satzfeh- ler Frontal-Ich D³ 115, 35 bei / Satzfehler dabei D³ 116, 4 muß

ich/ Satzfehler ich muß D³ 116,11 dem/ Satzfehler den E Substantiviers -/ folgt ED¹: - was dulden Sie nur, was dulden Sie nur, meine Herren: zwei Greise im Café, die sich anuffeln und Pfefferkuch verzehren. Bitte bedenken Sie: verzehren: abknabbern, abknuspem; klein, kleiner, krümelig (krümelich E), minimalerisch - Befassung mit Fixationsmethoden, orientiert zur hypothetischen Idee -: ich danke, sagt das Absolut! / Aber dahinter fühlte er dumpf das Land, die ganze Brotfrucht, das Bebauersche, die reine Sonntagsschürze, die sanfte Stuhlgangskurve - dies Weltbild 116,12f. Bebauersche/ Satzfehler Bauersche ED²³ emendiert nach GBs Handexemplar von D² (DLA) 116,32 Hirn-Riß/Hirn-riß E 117,3 stehn/ stehen ED¹ 117,22 ist:/ folgt ED¹: überall, wo Tablette ist oder die Originalstaude mit Pottasche für den Coquero. 117,32 Und immer ohne Haus./ fehlt ED¹ 118,4 Achtbare/Noch Achtbare ED¹ 118,5 Inhalt sachlicher/Inhalt: sachlicher ED¹ 118,6 gerollt Gummizelle/ gerollt: Gummizelle ED¹ 118,12f. Trümmer-Glücken/ Trümmer-glückten E Herzens-Stücken/ Herzens-stücken E 118,24 der/ Satzfehler des ED² 118,26 Überall,/ Ueberall E 119,11 feiste,/ feiste E

HINWEISE

110,11-20/ vgl. die Parallelstelle in Epilog und Lyrisches Ich (130,19-23) 112,31-33 »Dasein soweit als möglich frei von Leid...«/ GB zitiert die sprichwörtliche Sentenz aus »Utilitarianism« (1861) auch in den Essays Zur Problematik des Dichterischen (240,27-29) (vgl. Hinweis) und Nach dem Nihilismus (397,19f.) (dort irrtümlich auf Comte bezogen) 114,16 zwei Sonnen/ vielmehr Sonne und Mond auf van Goghs im Mai 1890 entstandenen Bild »La Route aux Cyprès«. GB dürfte das Werk nur als schwarzweiße Reproduktion gekannt haben, was den Irrtum erklärte. Vgl. die Parallelstelle 116,17-19 114,18 eine flache Stirn/ ein Selbstbildnis van Goghs noch aus der Pariser Zeit steht den »Briefen« (vgl. Entstehung) als Frontispiz voran 114,22f. das Wüstenfahl der Crau/ Dazu eine Briefäußerung gegenüber Emile Bernard in GBs Ausgabe: »Ich schicke Dir heute ein paar Skizzen nach Östudien; auf diese Weise lernst du Motive kennen aus der Natur, welche den alten Cézanne begeistert hat. Denn die Crau, bei Aix, ist ungefähr dasselbe, wie die Umgebungen von Tarascon und die hiesige Crau. Die Camargue ist noch einfacher, denn da sind weite Strecken schlechten Bodens mit nichts anderem als Tamarindensträuchern und harten Gräsern bewachsen, die für diese mageren Weiden dasselbe sind, wie das Spartograss für die Wüste« (S. 78) 114,26 um den vom Drentischen

Bach/ van Gogh malte 1883 im Heide- und Moorgebiet der niederländischen Provinz Drente 115,5 der in Algier/ diese auf Michel bezogenen Stelle bleibt dunkel. Van Goghs Malerfreund Emile Bernard lebte zur Zeit ihres Briefwechsels einige Monate in Kairo 115,25 Die Wüste wächst/ mit Anspielung auf »Also sprach Zarathustra IV« / »Unter Töchtern der Wüste 2« 116,34f. ein violetter Zion/ dazu die Briefstellen an Emile Bernard S. 71-76, insbesondere S. 75f.: »Ach, das schöne Bild von Eugene Delacroix, die Barke Christi auf dem See Genezareth! Er, mit seiner blaßgelben Aureole schlafend, leuchtend, in einem Fleck von dramatischem Violett, dunklem Blau, von Blaurot, die Gruppe der erschreckten Jünger auf dem furchtbaren smaragdgrünen Meer, welches steigt und steigt bis oben an den Rahmen. Welch genialer Entwurf!« Auch an van Goghs eigene Christus-Studien ist zu denken 117,6 Vogel-Schau/ mit Bezug auf einen Brief an Emile Bernard S. 89: »Mir steht heute auch wenig der Kopf zu Diskussionen, ich stecke bis über die Ohren in Arbeit. Ich habe nämlich zwei große Federzeichnungen gemacht, ein endloses flaches Land, von der Höhe eines Hügels in der Vogelperspektive gesehen: Weinberge, abgeerntete Getreidefelder, die sich bis ins Unendliche verlieren, und sich wie Meeresoberfläche bis an den Horizont ausdehnen, der von den Hügeln der Crau begrenzt wird« 117,12f. an der Barre von Iris/ Mit Bezug auf eine in GBs Exemplar angestrichene Briefstelle an Emile Bernard: »Die Stadt ist von vielen Wiesen umgeben, die mit Löwenzahn übersät sind, ein gelbes Meer. Diese Wiesen werden, ganz vorn, durch einen Graben abgeschnitten, der ganz mit violetter Iris gefüllt ist. Während ich daran malte, wurde gerade das Gras gemäht, daher ist es nur eine Studie und kein fertiges Bild, wie ich es beabsichtigt hatte. Aber was für ein Motiv, wie! Ein Meer von gelben Blumen, mit der Barre von violetter Iris, und im Hintergrunde die kokette, kleine Stadt mit ihren schönen Frauen!« 117,20 reines Gelb/ vgl. eine Briefstelle an Emile Bernard S. 118: »Hast Du eine Studie von mir gesehen mit einem kleinen Schnitter, einem gelben Getreidefeld und gelber Sonne? Obwohl nicht gelöst - habe ich darin wenigstens die Teufelsfrage des Gelb angegriffen. ... Ich wollte das in reinem Schwefelgelb malen« 117,34-118,3 Samum des Lichts/ vgl. die Briefstelle an Emile Bernard: »Ich denke daran, mein Atelier mit einem halben Dutzend Sonnenblumen zu schmücken; das wird eine Dekoration, bei der die gebrochenen Töne des Chrom auf einen Hintergrund von verschiedenem Blau platzen werden, vom zartesten Veronesegrün bis zum Königsblau, mit dünnen Latten eingefasst, die mit Goldgelb gemalt sind; es soll so eine Art Effekt wie gotische Kirchenfenster

haben. – Ach, wir Hirnverbrannten, was wir so durch die Augen für Genüsse haben, nicht wahr? Aber die Natur rächt sich dafür am Tier in uns, und unser Körper ist jämmerlich und oft eine schreckliche Last« (S. 91) 118, 4 Briefträger zwischen Hebephrenie-Valeurs] mit Bezug auf eine Serie von Porträts des Arleser »Facteur« Joseph Roulin zwischen August 1888 und Februar/März 1889. In GBs Briefausgabe die Bemerkung an Theodor van Gogh: »Jetzt bin ich dabei, einen Briefträger zu malen in blauer Uniform, die mit Gold besetzt ist; er ist enträgelter Republikaner wie der alte T., und ein viel interessanter Mensch wie die meisten Leute.« (S. 148) Zur Verwendung des psychiatrischen Terminus Hebephrenie vgl. auch SW II 99 118, 26–119, 2 Überall... ist Peru! Auf den Sonnentempel und sein reliefgeschmücktes Tor bezieht sich auch der von GB (wie das Exemplar ausweist mehrfach) gelesene Reisebericht von Geraldine Guinness: »Das Wunderland Peru, sein Reichtum und seine Armut« (Calw und Stuttgart: Verlag der Vereinsbuchhandlung 1911) S. 9 f. 119, 8 nevermore, nevermore] Anspielung auf den Refrain aus Edgar Allan Poes Gedicht »The Raven« (1844) 119, 17 die Venus von Asien] vgl. das Gedicht Widmung: von 1924 SW I 118.

120 DAS LETZTE ICH

ENTSTEHUNG

Nach D³ schon 1920. Eine Erinnerung an die Niederschrift enthält ein Brief an F.W.Oelze vom 5. Juli 1942, an Tage, namentlich Sonntage in der Bellealliancestrasse, an denen ich mit Hilfe einiger Tassen den ganzen Tag verbrachte u. die Sätze und Träume des »Garten von Arles« u. des »Modernen Ich« u. des »Letzten Ich« mir aus den colfinerweiterten Gefässen des Hirns u. der Haut spielend herauszuberte – Erinnerung an Schöneres – aber eine Hoffnung auf Zukünftiges allerdings nicht. (Briefe I S. 317) Während der Vorbereitung des Neudrucks in D³ heißt es am 19. März 1950: Wer hat etwas davon, wenn ich jetzt Stücke wie »Garten von Arles«, »Das letzte Ich«, »Querschnitt« neu erscheinen lasse, das Höchste wäre, dass jemand konstatierte, dass einiges von dem, was dann später als Surrealismus, Joyce, auch Existentialismus in die Öffentlichkeit drang, schon Anfang der 20. Jahre bei mir in Andeutungen u. Bruchstücken vorhanden war. Ich mache mir nichts daraus. (Briefe III/2 S. 21)

ÜBERLIEFERUNG

E Der Anbruch. Eine Zeitschrift für moderne Literatur und Kunst.

Hrsg. von Otto Schneider und J.B. Baumann. Berlin: Erich Reiss. 4. Jg. Nr. 3 vom Herbst 1921 [S. 7–9] D¹ Geschr¹² S. 114–120 D² GesPr S. 122–133 D³ FPrU S. 132–140

LESARTEN

- 5 Datiert (1920) D³ Motto D²³ vgl. 124, 13 f. 120, 10 sehn.] danach Absatz E 120, 27 Er] er ED¹ 121, 6 Er] er ED¹ 121, 10 von] Satzfehler vor ED¹² 121, 17 f.] ohne Hervorhebung ED¹ 121, 22 O] o E 121, 24 tief:] tief, E 122, 9 Amenophis] Amenophobis ED¹² 122, 22 ein] einen ED¹ 123, 12 proletischste] proletigste E 123, 18 Großoktav:] Satzfehler Großoktav; E 123, 20 wohl?] wohl?, E 124, 10 Sphinx] Sphinx ED¹² 124, 23 Hütte –] danach Absatz E 124, 31 Süd-Monsune] Süd-Monsune ED¹² 125, 6 hier –] hier –, E kein Absatz (Satzfehler) E 125, 25 Abschlusßodem,] Abschlusßodem E 125, 29 den Velours! –] die Velours! (kein Absatz) D³ 125, 31 f. die Wüste] der Lude ED¹ 126, 7 gleich] wie ED¹ emendiert aus 15 gleich wie D²³ 126, 11 Gehirn –:] das] Gehirn –:] Absatz Das ED¹

HINWEISE

- 120, 6–16 Da ist Demetrios] Gestützt auf die Erwähnung der Lektüre Plutarchs im Modernen Ich (97, 34 f.) greift F.W.Oelze für eine mögliche Quelle GBs direkt auf die »Vitae Parallelae« zurück. (»Die Antike im Werk GBs. Wiesbaden: Limes 1963 S. 49–52) Eine Sekundärquelle ist wahrscheinlicher 121, 24–26 und am Gipfel der weißen Treppe] Anspielung auf Heinrich Manns Novelle »Mnais« (Erstdruck in: »Mnais und Ginevra. München: Piper 1906), die GB auch in der Totenrede für Klabund 196 (Motto), 200, 8 f. und am Schluß des Aufsatzes über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit (224, 2–4) zitiert: »So stand ich nun, auf der Seite, wo das ruhelose Meer sie bespült, am Gipfel der weißen Treppen, umschwankt von Rosenketten, umwirbelt von Weihrauch und umdunstet von Wein, Gewürzen und gesalbten Knabenleibern. Aglaë, eine Flötenspielerin, die ich Lebende gekannt und wegen ihrer Feilheit beschimpft hatte, lehnte sich an mich, an diesen jungfräulichen Leib, und ließ sich von Trunkenen küssen. Nur wenn am fahlen Morgen alle im Schlafe röchelten, konnte Timander, ein Freigelassener, der die Freiheit fürchtete, über sie fort bis vor meine Knie kriechen. Eine Dirne riß ihn um, dem die Lider sanken; – und über dem üblen Atem jeder sterbenden Orgie verharrte Mnais, den windigen Morgen auf ihren spiegelnden Hüften, hoch und allein.« (Novellen 2. Düsseldorf 1982 S. 525) 122, 7 Dahlem-Institute] vgl. die Parallelstelle in 40 Urgesicht (203, 19–21) 124, 20 O Rosenletzes und Levkoien-Welle]

vgl. Zeile 1–8 von Das späte Ich, die als erster Teil des Zyklus 'Der späte Mensch in der auf E folgenden Nummer des Anbruch' publiziert wurden (SW I 48 und 373 f.). 125, 7–10] noch während der Vorbereitung des Neudrucks in D³ wies GB den Procuristen F.W. Oelze am 13. August 1950 auf die Intention dieses Satzes hin: bitte nicht jene Stelle aus dem »letzten Ich« verändern...: »– für die Matros« u.s.w. – das ist ein Zeichen dafür, wie meine Sprache in dem Augenblick, wo sie sich einem bestimmten Milieu nähert, in diesem Fall einem ordinären, sofort in den Argot-Rotwelsch-Cockney-Jargon übergeht, automatisch, dem sie gerecht werden will. Gehört in das Thema vom Übergang des Sachverhalts in den Ausdruck! (Briefe II/2 S. 57)

127 EPILOG UND LYRISCHES ICH

ENTSTEHUNG

Die erste Hälfte des Essays, entstanden bis Mitte August 1921, erschien als Selbstanzeige der »Gesammelten Schriften« in der (ebenfalls von Erich Reiss verlegten) »Zukunft« vom 8. Oktober 1921. Maximilian Harden hatte, wie aus einem Brief GBs an den Redakteur der Zeitschrift, Max Krell, hervorgeht (Den Traum alleine tragen S. 33 f.) eigenmächtig in Orthographie und Interpunktion eingegriffen (vgl. Lesarten; die Veränderung bloßer Schreibungen blieb hier unberücksichtigt) Da sich die Ausgabe des Sammelbandes bis zum Februar 1922 verzögerte, konnte der Verlag den Text, der im Inhaltsverzeichnis des Buches nicht erscheint, am Schluß noch aufnehmen. Die Weiterführung ab 131, 7 datiert in das Frühjahr 1927. GB las seine veränderte Arbeit erstmals als Einführung in einen Vortragabend. »Aufklang: Ein Essay, »Das lyrische Ich«, halb medizinisches Kolleg, halb mystischer Dilhyrambus. Eigentümliches Thema des Abends: Größtenteils noch unveröffentlichte Gedichte...« (Th. Lücke in »Die Literarische Welt«, Berlin. 3. Jg. Nr. 11 vom 18. März 1927 S. 2) Zitiert und erläutert wird die Arbeit im Lebensweg eines Intellektualisten, Abschnitt II c) das lyrische Ich von 1934 (SW IV) und im Marburger Vortrag Probleme der Lyrik von 1951 (SW V)

ÜBERLIEFERUNG

T überschrieben Lebenslauf von Gottfried Benn, datiert und signiert Berlin 19. VIII. 1921. Gottfried Benn. DLA E Die Zukunft. Hrsg. von Maximilian Harden. Berlin. 30. Jg. Nr. 2 vom 8. Oktober 1921 S. 57–61 D¹ GesSchr²³ S. 210–214 D² GesPr S. 216–228

LESARTEN

EPILOG UND LYRISCHES ICH / LEBENS LAUF VON GOTTFRIED BENN T EPILOG ED¹ Motto] D² vgl. 133, 15–17 Satzfehler hochkommt D² 127, 3 Einwohnern/Einwohnern, T 127, 4 derselben/der gleichen T 127, 5 Mark. Kam aufs/Mark [-...] m[-M]it elf Jahren kam ich aufs T 127, 5 f. dann auf die Universität/mit 17 auf die Universität T 127, 7 Kaiser-Wilhelm-Akademie/Kaiser-Wilhelms-Akademie TE 127, 8 in/bei T 127, 9 eine/meine eine T 127, 14 Spezialarzt, Spezialarzt für Geschlechtskrankheiten, T ... Geschlechtskrankheiten; ED¹ 127, 19 Epilepsie; Epilepsie, T ich, ich T 127, 21 bei A. R. Meyer erschien/erschien E 127, 21 f. Brüssel. Ich/Brüssel -: ich T Brüssel. Da war ich E 127, 22 an einem/am T 127, 25 keinem/nieemandem T Keinem E 127, 26 kaum;/ kaum, TE 127, 26 f./ Straßen. Fremdes Volk. Eigentümlicher Frühling; E 127, 27 f. Vergleich, was/ Vergleich. Was E 127, 29 verging, das/ Verging? Das E Sphäre/ Atmosphäre E 128, 2 beginnt. Ich/beginnt, ich T sie/ hervorgehoben T 128, 10/ zentripetal - Buddhisten, spekulative Systematiker, Expressionisten T ... Introvertierte: Expressionisten E 128, 13 muskelbepackt;/ unsere Langeweile, es wird nichts T 128, 19 Halluzination/Stagnation TED¹ 128, 20 f. Jahrhundert; Jahrhundert, T 128, 23 keines/keins E 128, 24 Funktion, /Function - T 128, 25 Persiflage; /Persiflage, T 128, 27 gewesen, /folgt: bis zum sechsundzwanzigsten Jahre war ich Assistent an einer Irrenanstalt gewesen, T 128, 29 und darauf/und das kurz gesagt darauf T 128, 29 nicht mehr/nicht nur T 128, 34 f. Die Frage nach der Vorgeschichte ihres Leidens/ Die Vorgeschichte ihres Leidens T 129, 1 einzelnen/ Einzelnen TE 129, 8 versuchte, /versuchte T 129, 11 Schule; / Schule, TE 129, 12 des Zustandes/ jenes Zustands T 129, 14 begann, /began T 129, 16 Zustände/ Zustand T 129, 17 von dem/ von Dem E 129, 19 alles/ Alles E 129, 21 Psychasthenie, / Psychasthenie TE 129, 24 Beruf;/ Beruf, T 129, 27 Antinomien ... Ich/ Antinomien - - ich T 129, 31 feierten; und/ feierten und T 129, 33 war, /war T 129, 34 war. Dies/ war -: Absatz Dies T 129, 35 denken/immer denken T 130, 3 Figur. Es/ Figur; es TE die Einerseits- und Andererseitsstruktur T 130, 5 Geschlechts/ Geschlechts E 130, 7 gezwungen/ gezwungen, T 130, 9 Latenz. / danach T Absatz. Folgt: Ich bin demnach jetzt 35 Jahre und total erledigt. Ich schreibe nichts mehr, [für wen denn,] man müsste mit Spulwürmern schreiben und Koprolalien; ich lese nichts mehr, wen denn [?] - die alten ehrlichen Tilaniden mit dem Ikaridenflügel im Stullenpapier? Ich denke keinen

tiert höchst ungegenständlich; er zeichnet unter dem Zwang einer bestimmten und ganz abstrakten Logik des Formens.« Vgl. die Selbstdeutung des Begriffs in der Akademie-Rede von 1932 (392,16 ff.) 133,35 »Niemand und immer«] die Schlußzeile des Gedichts Palau (SW I 58 f.)

134 ALEXANDERZÜGE MITTELS WALLUNGEN

ENTSTEHUNG

Die experimentelle Studie (388,7 f.) entstand vermutlich um die Jahreswende 1923/24

ÜBERLIEFERUNG

E Der Querschnitt. Hrsg. von H. von Wedderkop. Berlin. 4. Jg. Heft 4 vom Herbst 1924 S. 185–188 (mit drei nicht textbezogenen Zeichnungen von Manolo, Kamelhard und Maurice Sterne) *D¹ GesPr* S. 114–121 *D² FPruR* S. 95–101

LESARTEN

Datiert (1923) *D²* Motto] *D¹²* vgl. 138,17; auch in Das letzte Ich, vgl. 121,17 f. 134,2 Ein zarter blasser Dunst] Ein zartes blasses Licht *E* 134,4 der sich] das sich *E* Satzfehler, weil bezogen auf *Dunst D¹* 135,23 auch wohl] wohl auch *E* 135,29 f. galt es dem Individuellen oder dem Katastrophalen] galt es dem Individuellen oder dem Kollektiven, dem Einheitlichen oder dem Katastrophalen *E* 136,28 letztischen Stadt] Stadt *E* 136,29 Chemiker] Ingenieur *ED¹²*, emendiert nach GBs Handexemplar von *D¹* (DLA); vgl. 137,12 137,35] ohne Hervorhebung *E* stattfinden:] stattfinden, *E* 138,16 bedrängt] Satzfehler gedrängt *E*

HINWEISE

134,9 f. über die Gneisenaustraße] im Berliner Südwesten; sie kreuzt die Belle-Alliance-Str., wo GB damals wohnte (Nr. 12, Ecke Yorckstraße, heute Mehringdamm 38) 136,16] vgl. Gewisse Lebensabende I (SW I 230,30 f.)

139 PARIS

ENTSTEHUNG

Niedergeschrieben als Auftragsarbeit Paul Landaus bis spätestens Anfang Mai 1925. Der Essay fußt auf den Eindrücken der – vielleicht

ersten – Paris-Reise GBs. Sie könnte, wie seine Erwähnung von Cape und Hermelin (140,2 f.) nahelegt, im Frühjahr stattgefunden haben. Der benutzte Führer L. Teubners »Eine Woche in Paris« (Berlin: Georg Stilke 1907) mit abgehakten Sehenswürdigkeiten und den im Stadtplan eingzeichneten Rundgängen befindet sich in GBs nachgelassener Bibliothek (DLA)

ÜBERLIEFERUNG

E Faust. Eine Monatschrift für Kunst, Literatur und Musik. Hrsg. von Paul Landau. Berlin: Erich Reiss. 3. Jg. Heft 11/12 vom Juni 1925 S. 1–5. Themenheft mit Städteporträts von Paul Cohen-Portheim über London, Friedrich Freksa über Berlin, Max Pries über Wien, Helmuth Merleker über New York, Max Fischer über Rom, A. H. Zeitz über Madrid, Bruno Schröder über Konstantinopel, Walter Unus über Stockholm, Theodor Däubler über Athen. Das in GW I S. 609 erwähnte Handexemplar GBs war nicht mehr zu ermitteln

HINWEISE

139,4 Orte, die man lieber vergäße] Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs 141,22 f. berauschender... als in New York] vgl. Epilog und Lyrisches Ich 127,10 f. 141,25 f. in der Taubentzenstraße] sie kreuzt im Berliner Westen zwischen Bahnhof Zoo und Wittenbergplatz den Kurfürstendamm 142,12 f. wieder vor ihrem Land] Johanna in I/3 der »Jungfrau von Orleans«: »Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms, / Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht / In ihrem Lauf, das Paradies der Länder, / Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges, / Die Fesseln tragen eines fremden Volks!« 142,32 f. von Schiller bestätigen] gegen Ende des Ersten Buches seiner »Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung« 144,12 eine begeisterte Kritik] der bisher nicht identifizierte Aufsatz ermöglichte die genaue Datierung von GBs Aufenthalt 144,21 Hedda Gabler] Henrik Ibsens Schauspiel von 1891 144,29 Zwei Pirandellos] »Cosi è« (1917) und »Sei personaggi in cerca d'autore« (1921) 145,17 f. Ausstellung für... Kunst und Kunstgewerbe] vgl. den Bericht von C. Fries »Von der Pariser Kunstgewerbe-Ausstellung« in *E* S. 13–15 145,31–35] motugleich in Ostafrika von 1925: ach Ost und West in Wogen, / Paris, la Grande, glüh / die Genien auf dem Bogen, / das Herz des Inconnu (SW I 90,13–16) Einen Hinweis von Raymond-Raoul Lambert auf diesen Essay (L'Attrait de Paris. In: L'Opinion Républicaine. Paris. Deuxième Année No. 49, 27. Février 1926 p. 12) schickte GB am 13. März 1926 an den befreundeten Verleger mit dem Vermerk: Bitte, Herr

Rausch im 20. Jahrhundert:
Thomas Mann: Der Zauberberg (Schnee)

Thomas Mann

DER ZAUBERBERG

Roman

Herausgegeben und textkritisch durchgesehen

von Michael Neumann

Thomas Mann

Große kommentierte Frankfurter Ausgabe

Werke – Briefe – Tagebücher

Herausgegeben von

Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurze,

Terence J. Reed, Thomas Sprecher, Hans R. Vaget,

Ruprecht Wimmer in Zusammenarbeit mit dem

Thomas-Mann-Archiv der ETH,

Zürich

S. FISCHER VERLAG

Frankfurt a. M.

Band 5.1

DER ZAUBERBERG

© 2002 S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main

Ausstattung: Jost Hochuli, St. Gallen

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Gutmann GmbH, Talheim

Einband: G. Lachenmaier, Reutlingen

Printed in Germany

ISBN 3-10-048322-7

Jerusalem und Babylon vorrückend unter den dos banderas zu konfusum Schlachtgetümmel zusammentrafen.

Schnee

Fünfnal täglich kam an den sieben Tischen einhellige Unzufriedenheit zum Ausdruck mit dem Witterungscharakter des diesjährigen Winters. Man urteilte, daß er seine Verpflichtungen als Hochgebirgswinter sehr mangelhaft erfülle, daß er die meteorologischen Kurmittel, denen die Sphäre ihren Ruf verdanke, durchaus nicht in dem Umfange bereitstelle, wie der Prospekt es verheiß, wie Langjährige es gewohnt waren und Neulinge es sich ausgemalt hatten. Gewaltige Ausfälle an Sonne waren zu verzeichnen, an Sonnenstrahlung, diesem wichtigen Heilfaktor, ohne dessen Mithilfe die Genesung sich zweifellos verzögerte ... Und wie nun Herr Settembrini auch über die Aufrichtigkeit denken mochte, mit der die Berggäste ihre Genesung und ihre Rückkehr aus der »Heimat« ins Flachland betrieben: jedenfalls verlangten sie ihr Recht, jedenfalls wollten sie auf ihre Kosten kommen, auf diejenigen, die ihre Eltern, ihre Gatten für sie bestritten, und so murrten sie in ihren Gesprächen bei Tisch, im Lift und in der Halle. Auch zeigte die Oberleitung ein volles Einsichen in ihre Verpflichtung zu Aushilfe und Schadenersatz. Ein neuer Apparat für »künstliche Höhensonne« wurde angeschafft, da die beiden schon vorhandenen der Nachfrage derer nicht genügten, die sich auf elektrischem Wege braun brennen lassen wollten, was die jungen Mädchen und Frauen gut kleidete und der Männerwelt trotz horizontaler Lebensweise ein prächtig sportliches und eroberrerhaftes Ansehen verlieh. Ja, dies Ansehen trug Früchte im Wirklichen; die Frauen, obwohl völlig im klaren über die technisch-kosmetische Herkunft dieser Männlichkeit, waren dumm oder ausgespicht genug, auf Sinnentrug hinlänglich ver-

essen, um sich von der Illusion berauschen und weiblich hinnehmen zu lassen. »Mein Gott!« sagte Frau Schönfeld, eine rothaarige und rotäugige Kranke aus Berlin, abends in der Halle zu einem Kavalier mit langen Beinen und eingefallener Brust, der sich auf seiner Karte als »Aviateur diplômé et Enseigne de la Marine allemande« bezeichnete und mit dem Pneumothorax versehen war, übrigens zum Mittagessen im Smoking erschien und dies Kleidungsstück abends wieder ablegte, behauptend, bei der Marine sei das so Vorschrift, – »mein Gott!« sagte sie, indem sie den Enseigne gierig betrachtete, »wie herrlich braun er ist von Höhensonne! Wie ein Adlerjäger sieht er aus, dieser Teufel!« – »Wart, Nixe!« flüsterte er im Lift an ihrem Ohr, so daß eine Gänsehaut sie überlief, »Sie werden mir büßen müssen für Ihr verderbliches Augenspiel!« Und über die Balkons, an den gläsernen Scheidewänden vorbei, fand der Teufel und Adlerjäger den Weg zur Nixe ...

Dennoch fehlte viel, daß die künstliche Höhensonne als wirklicher Ausgleich für den diesjährigen Fehlbetrag an echtem Himmelslicht empfunden worden wäre. Zwei oder drei reine Sonnentage im Monat – Tage, die freilich mit tief-tiefer Sammetbläue hinter den weißen Gipfeln, mit Diamantenglitzer und köstlich heißem Brande in den Nacken und die Gesichter der Menschen besonders herrlich aus verschwimmendem Nebelgrau und dicker Verhüllung hervorstrahlten – zwei oder drei solcher Tage im Laufe von Wochen, das war zu wenig für das Gemüt von Leuten, deren Schicksal außerordentliche Tröstungsansprüche rechtfertigte, und die innerlich auf einen Pakt pochten, welcher ihnen gegen Verzicht auf die Freuden und Plagen des Flachland-Menschentums ein zwar loses, aber ganz leichtes und vergnügliches Leben verbriefte, – sorglos bis zur Aufhebung der Zeit und vollkommen günstig. Es half dem Hofrat wenig, wenn er daran erinnerte, wie wenig auch unter diesen Umständen noch das Berghof-Dasein dem

Aufenthalt in einem Bagno oder einem sibirischen Bergwerk gleiche, und welche Vorzüge die hiesige Luft, dünn und leicht wie sie war, leerer Äther des Alls beinahe, arm an irdischen Zusätzen, an Gutem wie Bösem, auch ohne Sonne doch immer noch vor dem Qualm und Brodem der Ebene bewahre: Verdüsterung und Protest griffen um sich, Drohungen mit wilder Abreise waren an der Tagesordnung, und es kam vor, daß sie ausgeführt wurden, trotz solcher Exempel, wie der jüngst erfolgten traurigen Rückkehr Frau Salomons, deren Fall nicht schwer, wenn auch langwierig gewesen war, durch ihren eingenmächtigen Aufenthalt in dem nassen und zugigen Ansterdam aber lebenslänglichen Charakter gewonnen hatte...

Statt der Sonne jedoch gab es Schnee, Schnee in Massen, so kolossal viel Schnee, wie Hans Castorp in seinem Leben noch nicht gesehen. Der vorige Winter hatte es in dieser Richtung wahrhaftig nicht fehlen lassen, doch waren seine Leistungen schwächlich gewesen im Vergleich mit denen des diesjährigen. Sie waren monströs und maßlos, erfüllten das Gemüt mit dem Bewußtsein der Abenteuerlichkeit und Exzentrizität dieser Sphäre. Es schneite Tag für Tag und die Nächte hindurch, dünn oder in dichtem Gestöber, aber es schneite. Die wenigen gangbar gehaltenen Wege erschienen hohlwegartig, mit übermannshohen Schneewänden zu beiden Seiten, alabasternen Tafelflächen, die in ihrem körnig kristallischen Geflimmer angenehm zu sehen waren und den Berggästen zum Schreiben und Zeichnen dienten, zur Übermittlung von allerlei Nachrichten, Scherzworten und Anzüglichkeiten. Aber auch zwischen den Wänden noch trat man stark aufgehöhnten Grund, so tief auch geschaufelt war, das merkte man an lockeren Stellen und Löchern, wo plötzlich der Fuß einsank, tiefhinab, wohl bis zum Knie: man hatte gut acht zu geben, daß man nicht unversehens das Bein brach. Die Ruhebänke waren verschwunden, versunken; ein Stück Lehne etwa ragte noch aus ihrem

weißen Begräbnis hervor. Drunten im Ort war das Straßenniveau so seltsam verlegt, daß die Läden im Erdgeschoß der Häuser zu Kellern geworden waren, in die man auf Schneestufen von der Höhe des Bürgersteiges hinabstieg.

Und auf die liegenden Massen schneite es weiter, tagaus, tagein, still niedersinkend bei mäßigem Frost, zehn, fünfzehn Kältegraden, die nicht eben ans Mark gingen, – man spürte sie wenig, es hätten auch fünf oder zwei sein können, Windstille und Lufttrockenheit nahmen ihnen den Stachel. Es war sehr dunkel am Morgen; man frühstückte beim künstlichen Schein der Lüstermonde im Saal mit den lustig schablonierten Gewölbegurten. Draußen war das trübe Nichts, die Welt in grauweißer Watte, die gegen die Scheiben drängte, in Schneequalm und Nebeldunst dicht verpackt. Unsichtbar das Gebirge; vom nächsten Nadelholz allenfalls mit der Zeit ein wenig zu sehen: beladen stand es, verlor sich rasch im Gebirg, und dann und wann entlud eine Fichte sich ihrer Überlast, schüttelte stäubendes Weiß ins Grau. Um zehn Uhr kam die Sonne als schwach erleuchteter Rauch über ihren Berg, ein matt gespenstisches Leben, einen fahlen Schein von Sinnlichkeit in die nichtig-unkenntliche Landschaft zu bringen. Doch blieb alles gelöst in geisterhafter Zartheit und Blässe, bar jeder Linie, die das Auge mit Sicherheit hätte nachziehen können. Gipfelkonturen verschwammen, vernebelten, verrauchten. Bleich beschienene Schneeflächen, die hinter- und übereinander aufstiegen, leiteten den Blick ins Wesenlose. Dann schwebte wohl eine erleuchtete Wolke, rauchartig, lange, ohne ihre Form zu verändern, vor einer Felswand.

Um Mittag zeigte die Sonne, halb durchbrechend, das Bestreben, den Nebel in Bläue zu lösen. Ihr Versuch blieb fern vom Gelingen; doch eine Ahnung von Himmelsblau war augenblicksweise zu erfassen, und das wenige Licht reichte hin, die durch das Schneeaubenteuer wunderbar entstellte Gegend

weithin diamanten aufglitzern zu lassen. Gewöhnlich hörte es auf zu schneien um diese Stunde, gleichsam um einen Überblick über das Erreichte zu gewähren, ja, diesem Zweck schienen auch die wenigen eingestreuten Sonnentage zu dienen, an denen das Gestöber ruhte und der unvermittelte Himmelsbrand die köstlich reine Oberfläche der Massen von Neuschnee anzuschmelzen suchte. Das Bild der Welt war märchenhaft, kindlich und komisch. Die dicken, lockeren, wie aufgeschüttelten Kissen auf den Zweigen der Bäume, die Buckel des Bodens, unter denen sich kriechendes Holz oder Felsvorsprünge verbargen, das Hockende, Versunkene, possierlich Vermummte der Landschaft, das ergab eine Gnomenwelt, lächerlich anzusehn und wie aus dem Märchenbuch. Murete aber die nahe Szene, in der man sich mühselig bewegte, phantastisch-schalkhaft an, so waren es Empfindungen der Erhabenheit und des Heiligen, die der hereinschauende fernere Hintergrund, die getürmten Standbilder der verschnitten Alpen erweckten.

Nachmittags zwischen zwei und vier Uhr lag Hans Castorp in der Balkonloge und blickte wohlverpackt, den Kopf gestützt von der weder zu steil noch zu flach eingestellten Lehne seines vorzüglichen Liegestuhls, über die bepolserte Brüstung hin auf Wald und Gebirge. Der grünschwärze, mit Schnee besetzte Tannenforst stieg die Lehnen hinan, und zwischen den Bäumen war aller Boden kissenweich von Schnee. Darüber erhob sich das Felsgebirg ins Grauweiß, mit ungeheuren Schneeflächen, die von einzelnen, dunkler hervorragenden Felsnasen unterbrochen waren, und zart verdunstenden Kammlinien. Es schneite still. Alles verschwamm mehr und mehr. Der Blick, in ein wartiges Nichts gehend, brach sich leicht zum Schlummer. Ein Frösteln begleitete den Augenblick des Hinüberganges, doch gab es dann kein reineres Schlafen als dieses hier in der Eiseskälte, dessen Traumlosigkeit von keinem unbewußten Gefühl organischer Lebenslast berührt wurde, da

das Atmen der leeren, nichtig-dunstlosen Luft dem Organismus nicht schwerer fiel als das Nichtatmen den Toten. Beim Erwachen war das Gebirge völlig im Schneenebel verschwunden, und nur Stücke davon, eine Gipfelkuppe, eine Felsnase, traten wechselnd für einige Minuten hervor, um wieder verhüllt zu werden. Dies leise Geisterspiel war äußerst unterhaltend. Man mußte scharf achtgeben, um die Schleier-Phantasmagorie in ihren heimlichen Wandlungen zu belauschen. Wild und groß zeigte sich, frei im Dunste, eine Felsgebirgspartie, von der weder Gipfel noch Fuß zu sehen war. Aber da man sie nur eine Minute aus den Augen gelassen, war sie entschwinden.

Dann gab es Schneestürme, die den Aufenthalt in der Balkonlaube überhaupt verhinderten, da das stöbernde Weiß massenweise hereintrieb und alles, Boden und Möbel, dickaufbedeckte. Ja, es konnte auch stürmen in dem gefriedeten Hochtal. Die nichtige Atmosphäre geriet in Aufruhr, sie war so ausgefüllt von Flockengewimmel, daß man nicht einen Schritt weit sah. Böen von erstickender Stärke versetzten das Gestöber in wilde, treibende, seitliche Bewegung, sie wirbelten es von unten nach oben, von der Talsohle in die Lüfte empor, quirlten es in tollem Tanz durcheinander, – das war kein Schneefall mehr, es war ein Chaos von weißer Finsternis, ein Unwesen, die phänomenale Ausschreitung einer über das Gemäßigte hinausgehenden Region, worin nur der Schneefink, der plötzlich in Scharen zum Vorschein kam, sich heimatlich auskennen mochte.

Jedoch liebte Hans Castorp das Leben im Schnee. Er fand es demjenigen am Meeresstrande in mehrfacher Hinsicht verwandt: die Urmonotonie des Naturbildes war beiden Sphären gemeinsam; der Schnee, dieser tiefe, lockere, makellose Pulverschnee, spielte hier ganz die Rolle wie drunten der gelbe weiße Sand; gleich reinlich war die Berührung mit beiden, man schüttelte das frosttrockene Weiß von Schuhen und Kleidern

wie drunten das staubfreie Stein- und Muschelpulver des Meeresgrundes, ohne daß eine Spur hinterblieb, und auf ganz ähnliche Weise mühselig war das Marschieren im Schnee wie eine Dünenwanderung, es sei denn, daß die Flächen vom Sonnenbrand oberflächlich angeschmolzen, nachts aber hart gefroren waren: dann ging es sich leichter und angenehmer darauf, als auf Parkett, – genau so leicht und angenehm, wie auf dem glatten, festen, gespülten und federnden Sandboden am Saume des Meeres.

Nur waren das Schneefälle und lagernde Massen dies Jahr, die für jedermann, ausgenommen den Skiläufer, die Möglichkeit der Bewegung im Freien kärglich verengten. Die Schneepflüge arbeiteten; aber sie hatten Mühe, die allergebräuchlichsten Pfade und die Hauptstraße des Kurortes notdürftig frei zu halten, und die wenigen Wege, die offen standen und rasch ins Unzugängliche mündeten, waren dicht begangen, von Gesunden und Kranken, von Einheimischen und internationaler Hotelgesellschaft; den Fußgängern aber stolpten die Rodelfahrer an die Beine, Herren und Damen, welche, zurückgelehnt, die Füße voran, unter Warnungsrufen, deren Ton davon zeugte, wie sehr durchdrungen sie von der Wichtigkeit ihres Unternehmens waren, auf ihren Kinderschlittchen schlingend und kippend die Abhänge hinunterfegten, um, unten angekommen, ihr Modenspielzeug am Seile wieder bergan zu ziehen.

Dieser Promenaden war Hans Castorp nun übersatt. Er hegte zwei Wünsche: der stärkste davon war der, mit seinen Gedanken und Regierungsgeschäften allein zu sein, und diesen hätte seine Balkonloge ihm, wenn auch oberflächlich, gewährt. Der andere aber, verbunden mit jenem, galt lebhaft einer innigeren freien Berührung mit dem schneeverwüsteten Gebirge, für das er Teilnahme gefaßt hatte, und dieser Wunsch war unerfüllbar, solange ein unbewehrter und unbeschwingter Fuß-

gänger es war, der sich mit ihm trug; denn sofort hätte ein solcher bis über die Brust im Elemente gesteckt, wenn er versucht hätte, über das allorts rasch erreichte Ende der geschaufelten Verkehrspfade hinaus vorzudringen.

So beschloß Hans Castorp eines Tages, in diesem seinem zweiten Winter hier oben, sich Schneeschuhe zu kaufen und ihren Gebrauch zu erlernen, soweit sein sachliches Bedürfnis es eben erforderte. Er war kein Sportsmann; war, mangels körperlicher Gesinnung, nie einer gewesen; tat auch nicht, als ob er einer sei, wie manche Berghofgäste, die dem Ortsgeist und der Mode zu Gefallen sich geckigerweise so kostümierten, – Frauenzimmer zumal, Hermine Kleefeld zum Beispiel, die, obgleich unzureichende Atmung ihre Nasenspitze und Lippen beständig blau färbte, zum Lunch in wollener Hosentracht zu erscheinen liebte, darin sie sich nach dem Essen mit gespreizten Knien in einem Korbessel der Halle recht liederlich lümmelte. Hans Castorp wäre, wenn er nach des Hofrats Erlaubnis für sein ausschweifendes Vorhaben gefragt hätte, unbedingt abschlägig beschieden worden. Sportliche Betätigung war der Gemeinschaft Derer hier oben, im Berghof wie allwärts in ähnlichen Anstalten, unbedingt verwehrt; denn ohnehin stellte die scheinbar so leicht eingehende Atmosphäre strenge Anforderungen an den Herzmuskel, und was Hans Castorp persönlich betraf, so war sein aufgewecktes Wort von der »Gewöhnung« daran, daß er sich nicht gewöhnte, in voller Kraft geblieben, und seine Fieberneigung, die Radamanth von einer feuchten Stelle herleitete, bestand zähe fort. Was hätte er sonst auch hier oben zu suchen gehabt? So war sein Wunsch und Vorhaben widerspruchsvoll und unstatthaft. Nur mußte man ihn auch recht verstehen. Ihn stach nicht der Ehrgeiz, es den Freileutgecken und Schicksportlern gleichzutun, die, wäre es eben Pa-
role gewesen, mit ebenso wichtigem Eifer dem Kartenspiel im stickigen Zimmer obgelegen hätten. Durchaus fühlte er sich

einer anderen, gebundeneren Gemeinschaft zugehörig, als dem Touristenvölkchen, und unter einem weiteren und neueren Gesichtspunkt noch, auf Grund einer entfremdenden Würde und dämpfenden Verpflichtung war ihm zumute, als sei es nicht seine Sache, sich obenhin zu tummeln gleich jenen und sich im Schnee zu wälzen wie ein Narr. Er hatte keine Eskapaden im Sinn, wollte sich schon mäßig halten, und was er plante, hätte Radamanthys ihm recht wohl gestatten können. Da er's der Hausordnung halber dennoch verbieten würde, beschloß Hans Castorp, hinter seinem Rücken zu handeln.

Gelegentlich sprach er Herrn Settembrini von seinem Vorhaben. Herr Settembrini hätte ihn vor Freuden beinahe umarmt. »Aber ja, aber ja doch, Ingenieur, um Gottes willen, tun Sie das! Fragen Sie niemanden und tun Sie's, – Ihr guter Engel hat Ihnen das eingeflüstert! Tun Sie's sofort, bevor diese gute Lust Sie wieder verläßt! Ich gehe mit Ihnen, ich begleite Sie in das Geschäft, und stehenden Fußes erwerben wir miteinander diese gesegneten Utensilien! Auch in die Berge würde ich Sie begleiten, würde mit Ihnen fahren, Flügelschuhe an den Füßen, wie Mercurio, aber ich darf es nicht ... Eh, dürfen! Ich täte es schon, wenn ich es nur nicht dürfte, aber ich kann's nicht, ich bin ein verlorener Mann. Dagegen Sie ... es wird Ihnen nicht schaden, durchaus nicht, wenn Sie vernünftig sind und nichts übertreiben. Ach was, und schadete es Ihnen sogar ein wenig, so wird es immer noch Ihr guter Engel gewesen sein, welcher ... Ich sage nichts weiter. Was für ein exzellenter Plan! Zwei Jahre hier und noch dieses Einfalls fähig, – ah, nein, Ihr Kern ist gut, man hat keinen Grund, an Ihnen zu verzweifeln. Bravo, bravo! Sie drehen Ihrem Schattenfürsten dort oben eine Nase, Sie kaufen diese Schlittschuhe, Sie lassen sie zu mir schicken oder zu Lukaček, oder zu dem Gewürzkrämer drunten in unserem Häuschen. Sie holen sie von dort, um sich darauf zu üben, und Sie gleiten dahin ...«

Ganz so geschah es. Unter den Augen Herrn Settembrinis, der den kritischen Sachkenner spielte, obgleich er von Sport keine Ahnung hatte, erstand Hans Castorp in einem Spezialgeschäft der Hauptstraße ein Paar schmucker Ski, hellbraun lackiert, aus gutem Eschenholz, mit prächtigem Lederzeug und vorne spitz aufgebogen, kaufte auch die Stäbe mit Eisenspitze und Radscheibe dazu und ließ es sich nicht nehmen, alles selbst auf der Schulter davonzutragen bis zu Settembrinis Quartier, wo mit dem Krämer eine Übereinkunft wegen täglicher Untertstellung der Gerätschaften bald getroffen war. Durch vielfache Anschauung über die Art ihres Gebrauches unterrichtet, begann er auf eigene Hand, fern von dem Gewimmel der Übungsplätze, an einem fast baumfreien Abhang nicht weit hinter Sanatorium Berghof, alltäglich darauf herumzustümpfen, wobei das eine und andere Mal Herr Settembrini aus einiger Entfernung ihm zuschaute, auf seinen Stock gestützt, die Füße anmutig gekreuzt, Gewandtheitsfortschritte mit Bravourufen begrüßend. Es lief gut ab, als Hans Castorp eines Tages, die geschaufelte Wegschleife gegen »Dorf« hinuntersteuernd, im Begriffe, die Schneeschuhe zum Krämer zurückzubringen, dem Hofrat begegnete. Behrens erkannte ihn nicht, obgleich es heller Mittag war und der Anfänger fast mit ihm zusammengestoßen wäre. Er hüllte sich in eine Wolke Zigarrenrauchs und stapfte vorbei.

Hans Castorp erfuhr, daß man eine Fertigkeit rasch gewinnt, deren man innerlich bedürftig ist. Er erhob keine Ansprüche auf Virtuosität. Was er brauchte, war ohne Überhitzung und Atemlosigkeit in ein paar Tagen erlernt. Er hielt sich an, die Füße hübsch beieinander zu halten und gleichlaufende Spuren zu schaffen, probte aus, wie man sich bei der Abfahrt des Stockes zum Lenken bediente, lernte Hindernisse, kleine Bodenhebungen, die Arme ausgebreitet, im Schwunge nehmen, aufgehoben und abtauchend wie ein Schiff auf stürmischer See,

und fiel seit dem zwanzigsten Versuch nicht mehr um, wenn er in voller Fahrt mit Telemarschswung bremste, das eine Bein vorgeschoben, das andere ins Knie gebeugt. Allmählich erweiterte er den Umkreis seiner Übungen. Eines Tages sah Herr Settembrini ihn im weißlichen Nebel verschwinden, rief ihm durch die hohlen Hände eine Warnung nach und ging pädagogisch befriedigt nach Hause.

Es war schön im winterlichen Gebirge, – nicht schön auf gelinde und freundliche Weise, sondern so, wie die Nordseewildnis schön ist bei starkem West, – zwar ohne Donnerlärm, sondern in Totenstille, doch ganz verwandte Ehrfurchtsgefühle erweckend. Hans Castorps lange, biegsame Sohlen trugen ihn in allerlei Richtung: entlang der linken Lehne gegen Clavadel oder rechtshin an Frauenkirch und Glaris vorüber, hinter denen der Schatten des Amselfluhmassivs im Nebel spukte; auch in das Dischmatal oder hinter dem Berghof empor in Richtung auf das bewaldete Seehorn, von dem nur die schneeige Spitze über die Baumgrenze ragte, und den Drusatschwald, hinter dem man den bleichen Schattenriß der tief verschneiten Rhätikonkette erblickte. Er ließ sich auch mit seinen Hölzern von der Drahtseilbahn zur Schatzalp steil aufheben und trieb sich gemächlich dort oben, zweitausend Meter hoch entführt, auf schimmernden Schrägflächen von Puderschnee herum, die bei sichtigem Wetter einen hehren Weitblick über die Landschaft seiner Abenteurer boten.

Er freute sich seiner Errungenschaft, vor welcher die Unzugänglichkeit sich auftrat und Hindernisse fast zunichte wurden. Sie umgab ihn mit erwünschter Einsamkeit, der erdenklich tiefsten sogar, einer Einsamkeit, die das Herz mit Empfindungen des menschlich Wildfremden und Kritischen berührte. Da war wohl zu seiner einen Seite ein Tannenabsturz hinab in Schneedunst und andererseits ein Felsenaufstieg mit ungeheueren, zyklonischen, gewölbten und gebuckelten, Höhlen und

Kappen bildenden Schneemassen. Die Stille, wenn er regungslos stehen blieb, um sich selbst nicht zu hören, war unbedingt und vollkommen, eine wartierte Lautlosigkeit, unbekannt, nie vernommen, sonst nirgends vorkommend. Da war kein Windhauch, der die Bäume auch nur aufs leiseste gerührt hätte, kein Rauschen, nicht eine Vogelstimme. Es war das Urschweigen, das Hans Castorp belauschte, wenn er so stand, auf seinen Stock gestützt, den Kopf zur Schulter geneigt, mit offenem Munde; und still und unablässig schneite es weiter darin, ruhig hinsinkend, ohne einen Laut.

Nein, diese Welt in ihrem bodenlosen Schweigen hatte nichts Wirtliches, sie empfing den Besucher auf eigene Rechnung und Gefahr, sie nahm ihn nicht eigentlich an und auf, sie duldete sein Eindringen, seine Gegenwart auf eine nicht geheuere, für nichts gutstehende Weise, und Gefühle des still bedrohlich Elementaren, des nicht einmal Feindseligen, vielmehr des Gleichgültig-Tödlichen waren es, die von ihr ausgingen. Das Kind der Zivilisation, fern und fremd der wilden Natur von Hause aus, ist ihrer Größe viel zugänglicher als ihr rauher Sohn, der, von Kindesbeinen auf sie angewiesen, in nüchterner Vertraulichkeit mit ihr lebt. Dieser kennt kaum die religiöse Furcht, mit der jener, die Augenbrauen hochgezogen, vor sie tritt und die sein ganzes Empfindungsverhältnis zu ihr in der Tiefe bestimmt, eine beständige fromme Erschütterung und scheue Erregung in seiner Seele unterhält. Hans Castorp, in seiner langärmeligen Kamelhaarweste, seinen Wickelgamaschen und auf seinen Luxuski, kam sich im Grunde sehr keck vor im Belauschen der Urstille, der tödlich lautlosen Winterwildnis, und das Erleichterungsgefühl, das sich meldete, wenn auf dem Heimweg die ersten menschlichen Wohnstätten im Geschleier wieder auftauchten, machte ihm seinen vorherigen Zustand bewußt und lehrte ihn, daß stundenlang ein heimlich-heiliger Schrecken sein Gemüt beherrscht hatte. Auf Sylt

hatte er, in weißen Hosen, sicher, elegant und ehretriebig, am Rande der mächtigen Brandung gestanden wie vor einem Löwenkäfig, hinter dessen Gitter die Bestie ihren Rachen mit den fürchterlichen Reißzähnen schlundtief ergähnen läßt. Dann hatte er gebadet, während ein Strandwächter auf einem Hörnchen denjenigen Gefahr zublinies, die frecherweise versuchten, über die erste Welle hinauszudringen, dem herantreibenden Ungewitter auch nur zu nahe zu kommen, und noch der letzte Auslauf des Katarakts hatte den Nacken wie Prankenschlag getroffen. Von dorthier kannte der junge Mensch das Begeisterungsglück leichter Liebesberührungen mit Mächten, deren volle Umarmung vernichtend sein würde. Was er aber nicht gekannt hatte, war die Neigung, diese begeisternde Berührung mit der tödlichen Natur so weit zu verstärken, daß die volle Umarmung drohte, – als ein schwaches, wenn auch bewaffnetes und von der Zivilisation leidlich ausgestattetes Menschenkind, das er war, sich so weit ins Ungeheuerliche vorzuwagen, oder doch so lange nicht davor zu fliehen, bis der Verkehr das Kritische streifte und ihm kaum noch beliebig Grenzen zu setzen waren, bis es sich nicht mehr um Schaulaufen und leichten Prankenschlag handelte, sondern um die Welle, den Rachen, das Meer.

Mit einem Worte: Hans Castorp hatte Mut hier oben, – wenn Mut vor den Elementen nicht stumpfe Nüchternheit im Verhältnis zu ihnen, sondern bewußte Hingabe und aus Sympathie bezwungenen Todesschrecken bedeutet. – Sympathie? – Allerdings, Hans Castorp hegte Sympathie mit den Elementen in seiner schmalen, zivilisierten Brust; und da war ein Zusammenhang dieser Sympathie mit dem neuen Würdegefühl, dessen er sich beim Anblick des schlittenden Völkchens bewußt geworden, und das ihm eine tiefere und größere, weniger hotelbequeme Einsamkeit als die seiner Balkonloge hatte schicken und wünschenswert erscheinen lassen. Von dort aus hatte

er das hohe Nebelgebirg, den Tanz des Schneesturms betrachtet und sich seines Gaffens über die Brustwehr des Komforts hin in seiner Seele geschämt. Darum, und nicht aus Sportfexerei noch aus angeborener Körperfreudigkeit, hatte er Skilaufen gelernt. Wenn es ihm nicht geheimer war dort in der Größe, der schneidenden Totenstille – und das war es dem Kinde der Zivilisation durchaus nicht –: nun, so hatte er vom Nichteheuren längst hier oben mit Geist und Sinn gekostet. Ein Kolloquium mit Naphra und Settembrini war auch nicht just das Geheuerste; ebenfalls führte es ins Weglose und Hochgefährliche; und wenn von Sympathie mit der großen Winterwildnis auf seiten Hans Castorps die Rede sein konnte, so darum, weil er sie, seines frommen Schreckens ungachtet, als passenden Schauplatz für das Austragen seiner Gedankenkomplexe empfand, als geziemenden Aufenthalt für einen, der, ohne freilich recht zu wissen, wie er dazu kam, mit Regierungsgeschäften, betreffend Stand und Staat des homo Dei besetzt war.

Kein Mann war hier, der Vorwitzigen auf einem Hörnchen Gefahr geblasen hätte, es sei denn, Herr Settembrini wäre dieser Mann gewesen, als er dem entschwindenden Hans Castorp durch die hohlen Hände zugerufen hatte. Dieser aber hatte Mut und Sympathie, er achtete des Zurufs in seinem Rücken nicht mehr, als er dessen geachtet hatte, der bei gewissen Schritten einst in der Faschingsnacht hinter ihm drein geklungen war. »Eh, Ingegnere, un po' di ragione, sal!« Ach ja, du pädagogischer Satana mit deiner ragione und rebellione, dachtest. Übrigens habe ich dich gern. Du bist zwar ein Windbeutel und Drehorgelmann, aber du meinst es gut, meinst es besser und bist mir lieber als der scharfe kleine Jesuit und Terrorist, der spanische Folter- und Prügelknecht mit seiner Blitzbrille, obgleich er fast immer recht hat, wenn ihr euch zankt ... euch pädagogisch um meine arme Seele rauft, wie Gott und Teufel um den Menschen im Mittelalter ...

Die Beine bepudert, stöckelte er sich irgendwo bleiche Höhen hinan, deren Lakengebreite sich in Terrassen, absatzweise erhoben, höher und höher, man wußte nicht wohin; es schien, daß sie nirgends hinführten; ihre obere Region verschwamm mit dem Himmel, der ebenso nebelweiß war wie sie, und von dem man nicht wußte, wo er anfing; kein Gipfel, keine Gratlinie war sichtbar, es war das dunstige Nichts, gegen das Hans Castorp sich emporschob, und da auch hinter ihm die Welt, das bewohnte Menschengelände, sich sehr bald schloß und den Augen abhanden kam, auch kein Laut von dorthin mehr zu ihm drang, so war denn seine Einsamkeit, ja Verlorenheit, ehe er's gedacht, so tief, wie er sie sich nur hatte wünschen können, tief bis zum Schrecken, der die Vorbedingung des Mutes ist. »Praeterit figura hujus mundi«, sagte er bei sich in einem Latein, das nicht humanistischen Geistes war, – er hatte die Redensart von Naphta gehört. Er blieb stehen und sah sich um. Es war überall gar nichts und nirgends etwas zu sehen, außer einzelnen ganz kleinen Schneeflocken, die aus dem Weiß der Höhe kommend auf das Weiß des Grundes niedersanken, und die Stille ringsumher war gewaltig nichtssagend. Während sein Blick sich in der weißen Leere brach, die ihn blendete, fühlte er sein Herz sich regen, das vom Aufstieg pochte, – dies Herzmuskelorgan, dessen tierische Gestalt und dessen Art zu schlagen er unter den knatternden Blitzen der Durchleuchtungskammer, frevelhafterweise vielleicht, belauscht hatte. Und eine Art von Rührung wandelte ihn an, eine einfache und andächtige Sympathie mit seinem Herzen, dem schlagenden Menschenherzen, so ganz allein hier oben im Eisig-Leeren mit seiner Frage und seinem Rätsel.

Er schob sich weiter, höher hinauf, gegen den Himmel. Manchmal stieß er das obere Ende seines Skistockes in den Schnee und sah zu, wie blaues Licht aus der Tiefe des Loches dem Stabe nachstürzte, wenn er ihn herauszog. Das machte

ihm Spaß; er konnte lange stehen bleiben, um die kleine optische Erscheinung wieder und wieder zu erproben. Es war so ein eigentümliches zartes Berg- und Tiefenlicht, grünlichblau, eisklar und doch schattig, geheimnisvoll anziehend. Es erinnerte ihn an das Licht und die Farbe gewisser Augen, schicksalblickender Schrägaugen, die Herr Settembrini vom humanistischen Standpunkte aus verächtlich als »Tatenschlitze« und »Stuppenwolfslichter« bezeichnet hatte, – an früh erschaute und unvermeidlich wieder gefundene, an Hippes und Clawdia Chauchats Augen. »Gern«, sagte er halblaut in der Lautlosigkeit. »Aber mach ihn nicht entzwei: Il est à visser, tu n'as qu'à le laisser.« Und im Geiste hörte er hinter sich wohllautende Mahnungen zur Vernunft.

Rechts seitwärts in einiger Entfernung nebelte Wald. Er wandte sich dorthin, um ein irdisches Ziel vor Augen zu haben, statt weißlicher Transzendenz, und fuhr plötzlich ab, ohne daß er im geringsten eine Geländesenkung hatte kommen sehen. Die Blendung verhinderte jedes Erkennen der Bodengestaltung. Man sah nichts; alles verschwamm vor den Augen. Ganz unerwartet hoben Hindernisse ihn auf. Er überließ sich dem Gefälle, ohne mit dem Auge den Grad seiner Neigung zu unterscheiden.

Das Gehölz, das ihn angezogen hatte, lag jenseits der Schlucht, in die er unversehens hineingefahren. Ihr mit lokalem Schnee bedeckter Grund senkte sich nach der Seite des Gebirges hin, wie er bemerkte, als er ihn ein Stück in dieser Richtung verfolgte. Es ging abwärts; die Seitenschrägen erhöhten sich; wie ein Hohlweg schien die Falte in den Berg hinein zu führen. Dann standen die Schnäbel seines Fahrzeugs wieder aufwärts; der Boden hob sich, es gab bald keine Seitenwand mehr zu ersteigen; Hans Castorps weglose Fahrt ging wieder auf offener Berghalde gegen den Himmel.

Er sah das Nadelholz seitlich hinter und unter sich, wandte

sich dorthin und erreichte in schneller Abfahrt die schneebeladenen Tannen, die sich, keilförmig angeordnet, als Ausläufer abschüssig vernebelnder Waldungen ins Baumfreie vorschoben. Unter ihren Zweigen rauchte er ausruhend eine Zigarette, in seiner Seele immerfort etwas bedrückt, gespannt, beklommen von der über tiefen Stille, der abenteuerlichen Einsamkeit, aber stolz, sie erobert zu haben, und mutig im Gefühl seines Würdenrechtes auf diese Umgebung.

Es war nachmittags um drei Uhr. Bald nach Tische hatte er sich aufgemacht, um einen Teil der Großen Liegekur und die Vespermahlzeit zu schwänzen und vor Dunkelwerden zurück zu sein. Wohligkeit erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß mehrere Stunden zum Schmelzen im Freien und Großartigen vor ihm lagen. Er hatte etwas Schokolade in der Tasche seiner Breeches und eine kleine Flasche mit Portwein in der Westen-tasche.

Der Stand der Sonne war kaum zu erkennen, so dicht umnebelt war sie. Hinten, in der Gegend des Talausganges, des Gebirgswinkels, den man nicht sah, dunkelte das Gewölk, das Gedünste tiefer und schien sich vorzuschieben. Es sah nach Schnee aus, mehr Schnee, um dringendem Bedarf abzuweichen, – nach einem ordentlichen Gestöber. Und wirklich fielen die kleinen, lautlosen Flocken über der Halde schon reichlicher.

Hans Castorp trat vor, um ein paar davon auf seinen Ärmel fallen zu lassen und sie mit den Kenneraugen des Liebhabersforschers zu betrachten. Sie schienen formlose Fetzen, aber er hatte mehr als einmal ihresgleichen unter seiner guten Linse gehabt und wußte wohl, aus was für zierlichst genauen kleinen Kostbarkeiten sie sich zusammensetzten, Kleinodien, Ordenssternen, Brillantgraffan, wie der getreueste Juwelier sie nicht reicher und minuziöser hätte herstellen können, – ja, es hatte mit all diesem leichten, lockeren Puderweiß, das in Massen den Wald beschwerte, das Gebreite bedeckte, und über das seine

Fußbreiter ihn trugen, denn doch eine andere Bewandnis als mit dem heimischen Meersande, an den es erinnerte: das waren bekanntlich nicht Steinkörner, woraus es bestand, es waren Myriaden im Erstarren zu ebenmäßiger Vielfalt kristallisch zusammengesessener Wasserteilchen, – Teilchen eben der organischen Substanz, die auch das Lebensplasma, den Pflanzen-, den Menschenleib quellen machte, – und unter den Myriaden von Zaubersternen in ihrer untersichtigen, dem Menschen nahe nicht zugedachten, heimlichen Kleinpracht war nicht eines dem anderen gleich; eine endlose Erfindungslust in der Abwandlung und allerfeinsten Ausgestaltung eines und immer desselben Grundschemas, des gleichseitig-gleichwinkligen Sechsecks, herrschte da; aber in sich selbst war jedes der kalten Erzeugnisse von unbedingtem Ebenmaß und eisiger Regelmäßigkeit, ja, dies war das Unheimliche, Widerorganische und Lebensfeindliche daran; sie waren zu regelmäßig, die zum Leben geordnete Substanz war es niemals in diesem Grade, dem Leben schauderte vor der genauen Richtigkeit, es empfand sie als tödlich, als das Geheimnis des Todes selbst, und Hans Castorp glaubte zu verstehen, warum Tempelbaumeister der Vorzeit absichtlich und insgeheim kleine Abweichungen von der Symmetrie in ihren Säulenordnungen angebracht hatten.

Er stieß sich ab, schlürfte auf seinen Kufen fort, fuhr am Waldrande den dicken Schneebelag der Schräge ins Nebliche hinunter und trieb sich, steigend und gleitend, ziellos und gemächlich, weiter in dem toten Gelände umher, das mit seinen leeren, welligen Gebreiten, seiner Trockenvegetation, die aus einzelnen, dunkel hervorstechenden Latschenbüschen bestand, und seiner Horizontbegrenzung von weichen Erhebungen so auffallend einer Dünenlandschaft glich. Hans Castorp nickte zufrieden mit dem Kopf, wenn er stand und sich an dieser Ähnlichkeit weidete; und auch den Brand seiner Miene, die Neigung zum Gliederzittern, die eigentümliche und trun-

kene Mischung von Aufregung und Müdigkeit, die er spürte, duldete er mit Sympathie, da dies alles ihn an nah verwandte Wirkungen der ebenfalls aufpeitschenden und zugleich mit schlafbringenden Stoffen gesättigten Seeluft vertraulich erinnerte. Er empfand mit Genugtuung seine beschwingte Unabhängigkeit, sein freies Schweben. Vor ihm lag kein Weg, an den er gebunden war, hinter ihm keiner, der ihn so zurückleiten würde, wie er gekommen war. Es hatte anfangs Stangen, eingepflanzte Stöcke, Schneezeichen gegeben, aber absichtlich hatte er sich bald von ihrer Bevormundung freigemacht, da sie ihn an den Mann mit dem Hörnchen erinnerten und seinem inneren Verhältnis zur großen Winterwildnis nicht angemessen schienen.

Hinter verschneiten Felhügeln, zwischen denen er sich, bald rechts, bald links lenkend, hindurchschob, lag eine Schräge, dann eine Ebene, dann großes Gebirge, dessen weich gepolsterte Schluchten und Pässe so zugänglich und lockend schienen. Ja, die Lockung der Fernen und Höhen, der immer neu sich aufzuenden Einsamkeiten war stark in Hans Castorps Gemüt, und auf die Gefahr, sich zu verspäten, strebte er tiefer ins wilde Schweben, ins Nichtgeheure, für nichts Gurstehende hinein, – ungeachtet, daß überdies die Spannung und Beklommenheit seines Inneren zur wirklichen Furcht wurde angesichts der vorzeitig zunehmenden Himmelsdunkelheit, die sich wie graue Schleier auf die Gegend herabsenkte. Diese Furcht machte ihm bewußt, daß es heimlich bisher geradezu darauf angelegt hatte, sich um die Orientierung zu bringen und zu vergessen, in welcher Richtung Tal und Ortschaft lagen, was ihm denn auch in erwünschter Vollständigkeit gelungen war. Übrigens durfte er sich sagen, daß, wenn er sofort umkehrte und immer bergab fuhr, das Tal, wenn auch möglicherweise fern vom »Berghof«, rasch erreicht sein werde, – zu rasch; er würde zu früh kommen, würde seine Zeit nicht aus-

genutzt haben, während er allerdings, wenn das Schneewetter ihn überraschte, den Heimweg wohl vorderhand überhaupt nicht finden würde. Darum aber vorzeitig flüchtig zu werden, weigerte er sich, – die Furcht, seine aufrichtige Furcht vor den Elementen mochte ihn beklemmen wie sie wollte. Das war kaum sportsmännisch gehandelt; denn der Sportsmann läßt sich mit den Elementen nur ein, solange er sich ihr Herr und Meister weiß, übt Vorsicht und ist der Klügere, der nachgibt. Was aber in Hans Castorps Seele vorging, war nur mit einem Wort zu bezeichnen: Herausforderung. Und soviel Tadel das Wort umschließt, auch wenn – oder besonders wenn – das ihm entsprechende frevelhafte Gefühl mit so viel aufrichtiger Furcht verbunden ist, so ist doch bei einigem menschlichen Nachdenken ungefähr zu begreifen, daß in den Seelengründen eines jungen Menschen und Mannes, der jahrelang gelebt hat wie dieser hier, manches sich ansammelt, oder, wie Hans Castorp, der Ingenieur, gesagt haben würde, »akkumuliert«, was eines Tages als ein elementares »Ach was!« oder ein »Komm denn an!« von erbitterter Ungeduld, kurz eben als Herausforderung und Verweigerung kluger Vorsicht sich entläßt. Und so fuhr er denn zu auf seinen langen Pantoffeln, glitt noch den Abhang hinunter und schob sich über die folgende Halde, auf der in einiger Entfernung ein Holzhäuschen, Heuschob oder Almhütte mit steinbeschwertem Dache, stand, dem nächsten Berge zu, dessen Rücken borstig von Tannen war, und hinter dem Hochgipfel sich nebelhaft türmten. Die mit einzelnen Baumgruppen besetzte Wand vor ihm war schroff, aber schräg rechtshin mochte man sie in mäßiger Steigung halb umgehen und hinter sie kommen, um zu sehen, was da weiter sein werde, und an dieses Forschergeschäft machte sich Hans Castorp, nachdem er vor dem Feld mit der Sennhütte noch in eine ziemlich tiefe, von rechts nach links abfallende Schlucht hinabgefahren war.

Er hatte eben wieder angefangen zu steigen, als denn also, wie zu erwarten gestanden, Schneefall und Sturm losgingen, daß es eine Art hatte, – der Schneesturm, mit einem Worte, war da, der lange gedroht hatte, wenn man von »Drohung« sprechen kann in Hinsicht auf blinde und unwissende Elemente, die es nicht darauf abgesehen haben, uns zu vernichten, was vergleichsweise anheimelnd wäre, sondern denen es auf die ungeheuerste Weise gleichgültig ist, wenn das nebenbei mit unterläuft. »Fiallo!« dachte Hans Castorp und blieb stehen, als der erste Windstoß in das dichte Geströber fuhr und ihn traf. »Das ist eine Sorte von Anhauch. Die geht ins Mark.« Und wirklich war dieser Wind von ganz gehässiger Art: die furchtbare Kälte, die tatsächlich herrschte, gegen zwanzig Grad unter Null, war nur dann nicht zu spüren und mutete milde an, wenn die feuchtigkeitslose Luft still und unbewegt war wie gewöhnlich; sobald sie sich aber windig regte, schnitt das wie mit Messern ins Fleisch, und wenn es zugging wie jetzt – denn der erste fegende Windlauf war nur ein Vorläufer gewesen –, so hätten sieben Pelze nicht hingereicht, das Gebein vor eisigem Todesschrecken zu schützen, und Hans Castorp trug nicht sieben Pelze, sondern nur eine wollene Weste, die ihm sonst auch vollkommen genügt hatte und ihm bei dem geringsten Sonnenschein sogar lästig gewesen war. Übrigens bekam er den Wind etwas seitlich von hinten, so daß es sich wenig empfahl, umzukehren und ihn von vorn zu empfangen; und da diese Überlegung sich mit seinem Trotz und mit dem gründlichen »Ach was!« seiner Seele mischte, so strebte der tolle Junge immer noch weiter, zwischen einzeln stehenden Tannen hin, um hinter den in Angriff genommenen Berg zu kommen.

Dabei jedoch war gar kein Vergnügen, denn man sah nichts vor Flockentanz, der scheinbar ohne zu fallen in dichtestem Wirbelgedränge allen Raum erfüllte; die dreinfahrenden Eisböen machten die Ohren mit scharfem Schmerze brennen,

lähmten die Glieder und ließen die Hände ertauben, so daß man nicht mehr wußte, ob man den Pickelstock noch hielt oder nicht. Der Schnee wehte ihm hinten in den Kragen und schmolz ihm den Rücken hinunter, legte sich ihm auf die Schultern und bedeckte seine rechte Flanke; es war ihm, als solle er hier zum Schneemann erstarren, seinen Stock steif in der Hand; und all diese Unzuverlässigkeit ergab sich bei vergleichsweise günstigen Umständen: wendete er sich, so würde es schlimmer sein; und doch hatte der Heimweg sich zu einem Stück Arbeit gestaltet, das in Angriff zu nehmen er wohl nicht zögern sollte.

So blieb er denn stehen, zuckte zornig mit den Achseln und stellte seine Bretter herum. Der Gegenwind verschlug ihm sofort den Atem, so daß er der unbequemen Prozedur der Umstellung sich nochmals unterzog, um zu Luft zu kommen und mit besserer Fassung dem gleichgültigen Feinde die Stirn zu bieten. Bei gesenktem Kopfe und vorsichtig geregeltem Atemhaushalt gelang ihm denn auch, in umgekehrter Richtung sich in Bewegung zu setzen, – überrascht, trotz böser Erwartungen, von den Schwierigkeiten des Vorwärtskommens, die namentlich aus seiner Blindheit und seiner Atemknappheit erwuchsen. Jeden Augenblick war er zum Haltmachen gezwungen, erstens, um hinter dem Sturme Luft zu schöpfen, und dann auch, weil er, geneigten Kopfes aufwärts blinzeln, nichts sah vor weißer Verfinsterung und sich vor dem Anrennen an Bäume, dem Geworfenwerden durch Hindernisse hüten mußte. Die Flocken flogen ihm massenweise ins Gesicht und schmolzen dort, so daß es erstarre. Sie flogen ihm in den Mund, wo sie mit schwach wässrigem Geschmack zergingen, flogen gegen seine Lider, die sich krampfhaft schlossen, überschwemmten die Augen und verhinderten jede Ausschau, – die übrigens nutzlos gewesen wäre, da die dichte Verschleierung des Blickfeldes und die Blendung durch all das Weiß den Gesichtssinn ohnedies

fast völlig ausschalten. Es war das Nichts, das weiße, wirbelnde Nichts, worein er blickte, wenn er sich zwang, zu sehen. Und nur zuweilen tauchten gespenstische Schatten der Erscheinungswelt darin auf: ein Latschenbusch, eine Fichtengruppe, die schwache Silhouette des Schobers auch, an dem er kürzlich vorübergekommen.

Er ließ ihn liegen, suchte über die Halde hin, wo der Schuppen stand, seinen Rückweg. Aber ein Weg war ja nicht vorhanden; eine Richtung zu halten, die ungefähre Richtung nach Hause, ins Tal, war weit mehr Glücks- als Verstandessache, da man allenfalls die Hand vor Augen, aber nicht einmal bis zu den Spitzen seiner Schneeschuhe sah; und hätte man auch besser gesehen, so wären doch immer noch ausgiebige Vorkehrungen getroffen gewesen, ein Vorwärtskommen aufs äußerste zu erschweren: das Gesicht voll Schnee, den Sturm als Wider-sacher, der die Atmung zerstörte, sie abschnitt, das Aufnehmen von Luft wie den Aushauch verhinderte und jeden Augenblick zu schnappender Abkehr zwang, – da sollte dieser und jener vorwärts kommen, Hans Castorp oder ein anderer, Stärkerer, – man blieb stehen, schnappte, drückte sich blinzeln das Wasser aus den Wimpern, klopfte den Harnisch von Schnee herunter, der sich einem auf die Frontseite gelegt hatte, und empfand es als unvernünftige Zumutung, unter solchen Umständen vorwärts zu kommen.

Hans Castorp kam dennoch vorwärts, das heißt: er kam von der Stelle. Allein ob das ein zweckmäßiges Fortkommen, ein Fortkommen in rechter Richtung war, und ob es nicht weniger falsch gewesen wäre, zu bleiben, wo man war (was aber auch nicht tunlich schien), das stand dahin, es sprach sogar die theoretische Wahrscheinlichkeit dagegen, und praktisch genommen schien es Hans Castorp bald, als sei mit dem Grund und Boden nicht alles in Ordnung, als habe er nicht den richtigen unter den Füßen, das heißt die flache Halde, die er von der

Schlucht aufsteigend mit großer Mühe wieder gewonnen und die es vor allem wieder zurückzulegen galt. Die Ebene war zu kurz gewesen, er stieg schon wieder. Offenbar hatte der Sturm, der von Südwest, aus der Gegend des Talausgangs kam, mit seinem wütenden Gegendrucke ihn abgedrängt. Es war ein falsches Fortkommen, schon längere Zeit, mit dem er sich abmattete. Blindlings, umhüllt von wirbelnder, weißer Nacht, arbeitete er sich nur tiefer ins Gleichgültig-Bedrohliche hinein.

»Na, so was!« sagte er zwischen den Zähnen und machte halt. Pathetischer drückte er sich nicht aus, obgleich es ihm einen Augenblick war, als griffe eine eiskalte Hand nach seinem Herzen, so daß es aufzuckte und dann mit so raschen Schlägen gegen seine Rippen pochte wie damals, als Radamantys die feuchte Stelle bei ihm entdeckte. Denn er sah ein, daß er kein Recht hatte auf große Worte und Gebärden, da Herausforderung sein Teil gewesen und alle Bedenklichkeiten der Lage auf seine eigenste Rechnung kamen. »Nicht schlechte«, sagte er und fühlte, daß seine Gesichtszüge, die Ausdrucksmuskeln seiner Miene, der Seele nicht mehr gehorchten und gar nichts widerzugeben vermochten, weder Furcht, noch Wut, noch Verachtung, denn sie waren erstarrt. »Was nun? Hier schräg hinunter und fortan hübsch der Nase nach, immer genau gegen den Wind. Das ist zwar leichter gesagt als getan«, fuhr er keuchend und abgerissen, aber tatsächlich halblaut sprechend fort, indem er sich wieder in Bewegung setzte: »aber geschehen muß etwas, ich kann mich nicht hinsetzen und warten, denn dann werde ich zugedeckt von hexagonaler Regelmäßigkeit, und Settembrini, wenn er mit seinem Hörnchen kommt, um nach mir zu sehen, findet mich hier mit Glasaugen hocken, eine Schneemütze schief auf dem Kopf ...« Er nahm wahr, daß er mit sich selber sprach, und zwar etwas sonderbar. Darum verwies er es sich, tat es aber wiederum halblaut und ausdrücklich, obgleich seine Lippen so lahm waren, daß er auf ihre Benut-

zung verzichtete und ohne die Konsonanten sprach, die mit ihrer Hilfe gebildet werden, was ihn selbst an eine frühere Lebenslage erinnerte, in der es ebenso gewesen war. »Schweig still und sieh, daß du fortkommst«, sagte er und fügte hinzu: »Mir scheint, du faselst und bist nicht ganz klar im Kopf. Das ist, schlimm in gewisser Hinsicht.«

Allein, daß es schlimm war, unter dem Gesichtspunkt seines Davonkommens, war eine reine Feststellung der kontrollierenden Vernunft, gewissermaßen einer fremden, unbeteiligten, wenn auch besorgten Person. Für sein natürliches Teil war er sehr geneigt, sich der Unklarheit zu überlassen, die mit zunehmender Müdigkeit Besitz von ihm ergreifen wollte, nahm jedoch von dieser Geneigtheit Notiz und hielt sich gedanklich darüber auf. »Das ist die modifizierte Erlebnisart von einem, der im Gebirge in einen Schneesturm gerät und nicht mehr heimfindet«, dachte er arbeitend und redete abgerissene Brocken davon atemlos vor sich hin, indem er deutlichere Ausdrücke aus Diskretion vermied. »Wer nachher davon hört, stellt es sich gräßlich vor, vergißt aber, daß die Krankheit – und meine Lage ist ja gewissermaßen eine Krankheit – sich ihren Mann schon so zurichtet, daß sie miteinander auskommen können. Da gibt es sensorische Herabminderungen, Gnaden narkosen, Erleichterungsmaßnahmen der Natur, jawohl ... Man muß jedoch dagegen kämpfen, denn sie haben ein doppeltes Gesicht, sind zweideutig im höchsten Grad; bei ihrer Würdigung kommt alles auf den Gesichtspunkt an. Sie sind gut gemeint und eine Wohltat, sofern man eben nicht heimkommen soll, sind aber sehr schlimm gemeint und äußerst bekämpfenswert, sofern von Heimkommen überhaupt noch die Rede ist, wie bei mir, der ich nicht daran denke, in diesem meinem stürmisch schlagenden Herzen nicht daran denke, mich hier von blödsinnig regelmäßiger Kristallometrie zudecken zu lassen ... «

Wirklich war er schon stark mitgenommen und bekämpfte die beginnende Unklarheit seines Sensoriums auf unklare und fieberhafte Art. Er erschrak nicht so, wie er gesunderweise hätte erschrecken sollen, als er gewahrte, daß er schon wieder von der ebenen Bahn abgekommen war: diesmal offenbar nach der anderen Seite, dorthin, wo die Halde sich senkte. Denn er fuhr ab, bei schrägem Gegenwinde, und obgleich er das vorderhand nicht hätte tun dürfen, war es für den Augenblick das Bequemere. »Schon recht«, dachte er. »Weiter unten werde ich wieder Richtung nehmen.« Und das tat er oder glaubte es zu tun, oder glaubte es auch selber nicht recht, oder, noch bedenkllicher, es fing an, ihm gleichgültig zu werden, ob er es tat oder nicht. So wirkten die zweideutigen Ausfälle, die er nur matt bekämpfte. Jene Mischung aus Müdigkeit und Aufregung, die den vertrauten Dauerzustand eines Gastes bildete, dessen Akklimatisation in der Gewöhnung daran bestand, daß er sich nicht gewöhnte, hatte sich in ihren beiden Bestandteilen so weit verstärkt, daß von einem besonnenen Verhalten gegen die Ausfälle nicht mehr die Rede sein konnte. Benommen und taumelig, zitterte er vor Trunkenheit und Exzitation, sehr ähnlich wie nach einem Kolloquium mit Naphta und Settembrini, nur ungleich stärker; und so mochte es kommen, daß er seine Trägheit im Bekämpfen der narkotischen Ausfälle mit betrunknen Reminiszzenzen an solche Erörterungen beschönigte, – trotz seiner verächtlichen Empörung gegen das Zugedecktwerden durch hexagonale Regelmäßigkeit etwas in sich hineinfaselte, des Sinnes oder Unsinn: das Pflichtgefühl, das ihn anhalten wollte, die verdächtigen Herabminderungen zu bekämpfen, sei nichts als bloße Ethik, das heiße schäbige Lebensbürgerlichkeit und irreligiöse Philisterei. Wunsch und Versuchung, sich niederzulegen und zu ruhen, beschlichen in der Gestalt seines Sinn, daß er sich sagte, es sei wie bei einem Sandsturm in der Wüste, der die Araber veranlasse, sich aufs

Gesicht zu werfen und den Burnus über den Kopf zu ziehen. Nur eben den Umstand, daß er keinen Burnus habe und daß man eine wollene Weste nicht recht über den Kopf ziehen könne, empfand er als Einwand gegen ein solches Verhalten, obgleich er kein Kind war und aus mancherlei Überlieferung 5 ziemlich genau Bescheid wußte, wie man erfriert.

Nach mäßig rascher Abfahrt und einiger Ebenheit ging es nun wieder aufwärts, und zwar recht steil. Das brauchte nicht falsch zu sein, denn zwischendurch mußte es bei dem Wege ins Tal auch wieder einmal aufwärts gehen, und was den Wind 10 betraf, so hatte er sich wohl launisch gedreht, denn Hans Castorp hatte ihn neuerdings im Rücken und fand das dankenswert, an und für sich. Beugte ihn übrigens der Sturm oder übte die vom dämmerigen Gestöber verschleierte weiche weiße Schrägläche vor ihm eine Anziehung auf seinen Körper aus, so 15 daß er sich ihr zuneigte? Nur um ein Hinlehnen würde es sich handeln, wenn man sich ihr überließ, und die Versuchung dazu war groß, – ganz so groß, wie es im Buche stand und als typisch-gefährlich gekennzeichnet war, was jedoch der lebdig-gegenwärtigen Macht der Versuchung durchaus keinen 20 Abbruch tat. Sie behauptete individuelle Rechte, wollte sich ins allgemein Bekannte nicht einordnen lassen, sich nicht darin wiedererkennen, erklärte sich als einmalig und unvergleichbar in ihrer Dringlichkeit, – ohne freilich leugnen zu können, daß sie eine Zuflüsterung von bestimmter Seite war, die Eingebung 25 eines Wesens in spanischem Schwarz mit schneeweißem, gefälfeter Tellerkrause, an dessen Idee und prinzipielle Vorstellung sich allerlei Düsteres, scharf jesuitisches und Menschenfeindliches knüpfte, allerlei Folter- und Prügelknechtschaft, Herrn Settembrini ein Greuel, als welcher sich aber dem gegenüber 30 auch nur lächerlich machte, mit seiner Drehorgel und seiner ragione ...

Doch hielt Hans Castorp sich redlich und widerstand der

Lockung, sich hinzulehnen. Er sah nichts, aber er kämpfte und kam von der Stelle, – zweckmäßig oder nicht, aber er tat das Seine und regte sich, den lastenden Banden zum Trotz, in die der Froststurm immer schwerer seine Glieder schlug. Da ihm 5 der Aufstieg zu steil wurde, lenkte er seitlich, ohne sich viel Rechenschaft davon zu geben, und fuhr eine Weile so an der Schräge hin. Die verkrampften Lider zu trennen und auszuspähen, war eine Anstrengung, deren erprobte Nutzlosigkeit wenig dazu ermutigte, sie auf sich zu nehmen. Dennoch sah 10 er zuweilen etwas: Fichten, die zusammenraten, einen Bach oder Graben, dessen Schwärze sich zwischen überhängenden Schneerändern vom Gelände abzeichnete; und als es zur Abwechslung wieder einmal bergab mit ihm ging, übrigens gegen den Sturm, gewahrte er vor sich in einiger Ferne, frei schwebend gleichsam im fegenden Schleiergewirr, den Schatten einer 15 menschlichen Baulichkeit.

Willkommener, tröstlicher Anblick! Rüstig hatte er es geschafft, trotz aller Widrigkeiten, daß nun sogar schon menschliche Baulichkeiten erschienen, zum Zeichen, das bewohnte Tal 20 sei nahe. Vielleicht waren Menschen dort; vielleicht konnte man bei ihnen eintreten, um unter Dach und Fach das Ende des Wetters abzuwarten und nötigenfalls Begleitung und Führung zu haben, wenn unterdessen die natürliche Dunkelheit sollte 25 eingefallen sein. Er hielt auf das chimärische, oft ganz im Werdunkel verschwindende Etwas zu, hatte noch einen kräftig verzehrenden Aufstieg gegen den Wind zu überwinden, um es zu erreichen, und überzeugte sich, angekommen, mit Empörung, Staunen, Schrecken und Schwindelgefühl, daß es die bekannte Hütte, der Heuschaber mit steinbeschwertem Dache 30 war, den er auf allerlei Umwegen und mit redlichster Anspannung zurückerobert hatte.

Das war des Teufels. Schwere Verwünschungen lösten sich, unter Auslassung der Labiallaute, von Hans Castorps erstarrten

Lippen. Er stocherte sich zu seiner Orientierung um die Hütte herum und stellte fest, daß er sie von hinten wieder erreicht und also eine gute Stunde lang – seiner Schätzung nach – den reinsten und nichtsnutzigsten Unsinn getrieben hatte. Aber so ging es, so stand es im Buche. Man lief im Kreise herum, plagte sich ab, die Vorstellung der Förderlichkeit im Herzen, und beschrieb dabei irgendeinen weiten, albernem Bogen, der in sich selber zurückführte wie der vexatorische Jahreslauf. So irrte man herum, so fand man nicht heim. Hans Castorp erkannte das überlieferte Phänomen mit einer gewissen Befriedigung, wenn auch mit Schrecken, und schlug sich auf den Schenkel vor Grimm und Staunen, weil sich das Allgemeine in seinem eigentümlichen, individuellen und gegenwärtigen Fall so pünktlich ereignet hatte.

Der einsame Schuppen war unzugänglich, die Tür verschlossen, man konnte nirgends hinein. Aber Hans Castorp beschloß dennoch, vorderhand hierzubleiben, denn das vorstehende Dach gewährte die Illusion einer gewissen Wirklichkeit, und die Hütte selbst, an ihrer dem Gebirge zugekehrten Seite, die Hans Castorp aufsuchte, bot wirklich einigen Schutz gegen den Sturm, wenn man sich mit der Schulter gegen die aus Baumstämmen gezimmerte Wand lehnte, da es mit dem Rücken, der langen Schneeschuhe wegen, nicht füglich gehen wollte. Schräg angelehnt stand er, nachdem er den Skistock neben sich in den Schnee gestoßen, die Hände in den Taschen, den Kragen seiner Wolljacke hochgestellt, das äußere Bein als Gegenstütze benutzend, und ließ den taumeligen Schädel mit geschlossenen Augen an der Bohlenwand ruhen, indem er nur dann und wann, der Schulter entlang, über die Schlucht hin zur jenseitigen Bergwand hinüberblinzelte, die manchmal matt im Geschieleer sichtbar wurde.

Seine Lage war vergleichsweise behaglich. »So kann ich notfalls die ganze Nacht stehen,« dachte er, »wenn ich von Zeit zu

Zeit das Bein wechsele, mich sozusagen auf die andere Seite lege und mir zwischendurch natürlich etwas Bewegung mache, was unerlässlich ist. Wenn auch außen verklammert, habe ich doch innerlich Wärme gesammelt bei der Bewegung, die ich gemacht, und so war die Exkursion doch nicht ganz nutzlos, wenn ich auch umgekommen bin und von der Hütte zur Hütte geschweift ... »Umkommen, was ist denn das für ein Ausdruck? Man braucht ihn gar nicht, er ist nicht üblich für das, was mir zugestoßen, ganz willkürlich setze ich ihn dafür ein, weil ich nicht so ganz klar im Kopfe bin; und doch ist es in seiner Art ein richtiges Wort, wie mir scheint ... Nur gut, daß ich es aushalten kann, denn das Treiben, das Schneetreiben, das Unfug-treiben, kann gut und gern bis morgen früh währen, und wenn es auch nur bis zum Dunkelwerden währt, so ist das schlimm genug, denn bei Nacht ist die Gefahr des Umkommens, des im Kreise Herumkommens ebenso groß wie beim Schneesturm ... Es müßte sogar schon Abend sein, ungefähr sechs, – so viel Zeit, wie ich beim Umkommen vertrödelte habe. Wie spät ist es denn?« Und er sah nach der Uhr, obgleich es den starren Fingern nicht leicht fiel, sie ohne Gefühl aus den Kleidern zu graben, – nach seiner goldenen Springdeckeluhr mit Monogramm, die lebhaft und pflichttreu hier in der wüsten Einsamkeit tickte, ähnlich seinem Herzen, dem rührenden Menschenherzen in der organischen Wärme seiner Brustkammer ...

Es war halb fünf. Was Teufel, so viel war es ja beinahe schon gewesen, als das Wetter losgegangen war. Sollte er glauben, daß sein Herumirren kaum eine Viertelstunde gedauert hatte? »Die Zeit ist mir lang geworden«, dachte er. »Das Umkommen ist langweilig, wie es scheint. Aber um fünf oder halb sechs wird es regelrecht dunkel, das bleibt bestehen. Wird es vorher aufgehören, rechtzeitig genug, daß ich vor weiterem Umkommen bewahrt bleibe? Darauf könnte ich einen Schluck Portwein nehmen, zu meiner Stärkung.«

Dies dilettantische Getränk hatte er zu sich gesteckt, einzig und allein, weil es auf »Berghof« in flachen Fläschchen bereitgehalten und Ausflügeln verkauft wurde, wobei selbstverständlich nicht an solche gedacht war, die sich unerlaubterweise bei Schnee und Frost im Gebirge verirren und unter solchen Umständen die Nacht erwarteten. Bei minder herabgesetzten Sinnen hätte er sich sagen müssen, daß es, unter dem Gesichtspunkt des Heimkommens, beinahe das Falscheste war, was er hätte zu sich nehmen können; und das sagte er sich auch, nachdem er einige Schlucke genommen, die sofort eine Wirkung zeigten, ganz ähnlich derjenigen des Kulmbacher Bieres am Abend seines ersten Tages hier oben, als er durch liederlich unherrschte Reden von Fischsaucen und dergleichen mehr bei Settembrini angestoßen hatte, – bei Herrn Lodovico, dem Pädagogen, der sogar die Tollen, die sich gehen ließen, mit seinem Blick zur Vernunft anhielt, und dessen wohl lautendes Hörnchen Hans Castorp eben durch die Lüfte vernahm, zum Zeichen, der rednerische Erzieher näherte sich in großen Märschen, um den Schmerzenszögling, das Sorgenkind des Lebens aus seiner tollen Lage zu befreien und heimzuführen ... Was selbstverständlich lauter Unsinn war und nur von dem Kulmbacher herrührte, das er aus Versehen getrunken. Denn erstens hatte Herr Settembrini gar kein Hörnchen, sondern nur seine Drehorgel, die auf einem Stelzbein auf dem Pflaster stand, und zu deren geläufigem Spiel er humanistische Augen an den Häusern empor sandte; und zweitens wußte und merkte er gar nichts von dem, was vorging, da er sich nicht mehr im Sanktorium »Berghof«, sondern bei Damenschneider Lukaček in seinem Speicherstübchen mit der Wasserflasche, oberhalb von Naphtas seidener Zelle, befand, – hatte auch gar kein Recht und keine Möglichkeit zum Einschreiten, so wenig wie dermaleinst in der Faschingsnacht, als Hans Castorp sich in ebenso toller und schlimmer Lage befunden, indem er der kranken Clawdia

Chauchat son crayon, seinen Bleistift, Pribislav Hippos Bleistift zurückgegeben hatte ... Wie war das übrigens mit der »Lage«? Um sich in einer Lage zu befinden, mußte er liegen und nicht stehen, damit das Wort seinen gerechten und ordentlichen Sinn, statt eines bloß metaphorischen, gewänne. Horizontal, das war die Lage, die einem langjährigen Mitglied derer hier oben zukam. War er denn nicht daran gewöhnt, bei Schnee und Frost im Freien zu liegen, nachts sowohl wie am Tage? Und er machte Anstalt, sich niedersinken zu lassen, als ihn die Einsicht durchfuhr, ihn sozusagen beim Kragen nahm und aufrecht hielt, daß auch dieses sein Gedankengeschwätz von der »Lage« nur auf Rechnung des Kulmbacher Bieres zu setzen war, nur seiner unpersönlichen, als typisch gefährlich im Buche stehen den Lust zum Liegen und Schlafen entsprang, die ihn mit Sophismen und Wortspielen betören wollte.

»Da ist ein Mißgriff begangen worden«, erkannte er. »Der Portwein war nicht das Rechte, die wenigen Schlucke haben mir den Kopf ganz übertrieben schwer gemacht, er fällt mir ja auf die Brust, und meine Gedanken sind unklares Zeug und fade Witzeleien, denen ich nicht trauen darf, – nicht nur die ursprünglichen, die mir zuerst einfallen, sondern auch die zweiten, die ich mir kritischerweise über die ersten mache, das ist das Unglück. »Son crayon«! Das heißt »ihr« crayon, und nicht seines, in diesem Fall, und man sagt nur »son«, weil »crayon« ein Maskulinum ist, alles übrige ist Witzelei. Daß ich mich überhaupt dabei aufhalte! Während zum Beispiel die Tatsache viel vordringlicher ist, daß mein linkes Bein, gegen das ich mich stütze, auffallend an das hölzerne Stelzbein von Settembrinis Drehorgel erinnert, das er immer mit dem Knie vor sich hertritt und den Sammethut hinhält, damit das Mägdlein droben ihm etwas hineinwirft. Und dabei zieht es mich unpersönlicher Weise förmlich mit Händen, daß ich mich in den Schnee

lege. Dagegen hilft nur Bewegung. Ich muß mir Bewegung machen, zur Strafe für das Kulmbacher und um das Holzbein zu schmeidigen.«

Er stieß sich mit der Schulter ab. Aber sowie er sich von dem Schuppen löste, einen Schritt nur vorwärts tat, hieb der Wind, wie mit Sensen auf ihn ein und trieb ihn an die schützende Wand zurück. Zweifellos war sie der ihm gewiesene Aufenthalt, mit dem er sich vorläufig abzufinden hatte, wobei es ihm freistand, sich zur Abwechslung mit der linken Schulter anzulehnen und sich auf das rechte Bein zu stützen, unter einigem Schlenkern des linken, zu dessen Belebung. Bei einem derartigen Wetter verläßt man das Haus nicht, dachte er. Mäßige Abwechslung ist zulässig, aber keine Neuerungssucht und kein Anbinden mit der Windsbraut. Halte dich still und laß immerhin deinen Kopf hängen, da er nun einmal so schwer ist. Die Wand ist gut, Holzbalken, es scheint eine gewisse Wärme davon auszugehen, soweit hier von Wärme die Rede sein kann, diskrete Eigenwärme des Holzes, möglicherweise mehr Stimmungssache, subjektiv ... Ah, die vielen Bäume! Ah, das lebendige Klima der Lebendigen! Wie es duftet! ...

Es war ein Park, der unter ihm lag, unter dem Balkon, auf dem er wohl stand – ein weiter, üppig grünender Park von Laubbäumen, von Ulmen, Platanen, Buchen, Ahorn, Birken, leicht abgestuft in der Färbung ihres vollen, frischen, schimmernden Blatterschmucks und sacht mit den Wipfeln rauschend. Es wehte eine köstliche, feuchte, vom Atem der Bäume balsamierte Luft. Ein warmer Regenschauer zog vorüber, aber der Regen war durchleuchtet. Man sah bis hoch zum Himmel hinauf die Luft mit blankem Wassergeriesel erfüllt. Wie schön! Oh, Heimatodem, Duft und Fülle des Tieflandes, lang entbehrt! Die Luft war voller Vogellaut, voll zierlich-innigem und süßem Flöten, Zwitschern, Gurren, Schlagen und Schluchzen, ohne daß eines der Tierchen sichtbar gewesen wäre. Hans Ca-

storp lächelte, dankbar atmend. Inzwischen aber ließ alles sich noch schöner an. Ein Regenbogen spannte sich seitwärts über die Landschaft, voll ausgebildet und stark, die reinste Herrlichkeit, feucht schimmernd mit allen seinen Farben, die satt wie Öl ins dichte, blanke Grün herniederflossen. Das war ja wie Musik, wie lauter Harfenklang, mit Flöten untermischt und Geigen. Das Blau und Violett besonders strömten wunderbar. Alles ging zauberisch verschwimmend darin unter, verwandelte, entfaltete sich neu und immer schöner. Es war, wie einmal, manches Jahr war das schon her, als Hans Castorp einen weltberühmten Sänger hatte hören dürfen, einen italienischen Tenor, aus dessen Kehle gnadenvolle Kunst und Kräfte sich über die Herzen der Menschen ergossen hatten. Er hatte einen hohen Ton gehalten, der schön gewesen war gleich am Anfang. Allein allmählig, von Augenblick zu Augenblick, hatte der leidenschaftliche Wohllaut sich geöffnet, sich schnellend aufgetan, sich immer strahlender erhellt. Schleier auf Schleier, den vorher niemand wahrgenommen, war gleichsam davon abgesunken – ein letzter noch, der nun denn doch, so glaubte man, das äußerste und reinste Licht enthüllt hatte, und dann ein aller- und dann ein unwahrscheinlich aberletzter, befreiend einen solchen Überschwang von Glanz und tränenschimmernder Herrlichkeit, daß dumpfe Laute des Entzückens, die fast wie Ein- und Widerspruch geklungen, sich aus der Menge gelöst hatten und ihn selbst, den jungen Hans Castorp, ein Schluchzen angekommen war. So jetzt mit seiner Landschaft, die sich wandelte, sich öffnete in wachsender Verklärung. Bläue schwamm ... Die blanken Regenschleier sanken: da lag das Meer – ein Meer, das Südmeer war das, tief-tiefblau, von Silberlichtern blitzend, eine wunderschöne Bucht, dunstig offen an einer Seite, zur Hälfte von immer matter blauenden Bergzügen weit umfaßt, mit Inseln zwischenein, von denen Palmen ragten oder auf denen man kleine, weiße Häuser aus Zypress-

senhainen leuchten sah. Oh, oh, genug, ganz unverdient, was war denn das für eine Seligkeit von Licht, von tiefer Himmelsreinheit, von sonniger Wasserfrische! Hans Castorp hatte das nie gesehen, nichts dergleichen. Er hatte auf Ferienreisen vom Süden kaum genippt, kannte die rauhe, die blasse See und hing daran mit kindlichen, schwerfälligen Gefühlen, hatte aber das Mittelmeer, Neapel, Sizilien etwa oder Griechenland, niemals erreicht. Dennoch erinnerte er sich. Ja, das war eigentümlicherweise ein Wiedererkennen, das er feierte. »Ach, ja, so ist es!« rief es in ihm – als hätte er das blaue Sonnenglück, das sich da vor ihm breitete, insgeheim und vor sich selbst verschwiegen, von je im Herzen getragen: Und dieses »Je« war weit, unendlich weit, so wie das offene Meer zur Linken, dort, wo der Himmel zart veilchenfarben darauf niederging.

Der Horizont lag hoch, die Weite schien zu steigen, was daher kam, daß Hans den Golf von oben sah, aus einiger Höhe: Die Berge griffen um, als Vorgebürge, buschwaldig, in die See tretend, zogen sie sich von der Mitte der Aussicht im Halbkreis bis dorthin, wo er saß, und weiter; es war Bergküste, wo er auf sonnerwärmten steinernen Stufen kauerte; vor ihm fiel das Gestade, moosig-steinig, in Treppenblöcken, mit Gestrüpp, zu einem ebenen Ufer ab, wo zwischen Schilf das Steingeröll blauende Buchten, kleine Häfen, Vorseen bildete. Und dieses sonlige Gebiet, und diese zugänglichen Küstenhöhen, und diese lachenden Felsenbecken, wie auch das Meer hinaus bis zu den Inseln, wo Boote hin und wider fuhren, war weit und breit bevölkert: Menschen, Sonnen- und Meereskinder, regten sich und ruhten überall, verständig-heitere, schöne junge Menschheit, so angenehm zu schauen – Hans Castorps ganzes Herz öffnete sich weit, ja schmerzlich weit und liebend ihrem Anblick.

Jünglinge tummelten Pferde, liefen, die Hand am Halfter, neben ihrem wiehernden, kopfwerfenden Trabe her, zerrten

die Bockenden an langem Zügel oder trieben sie, sattellos reitend, mit bloßen Fersen die Flanken der Gäule schlagend, ins Meer hinein, wobei die Muskeln ihrer Rücken unter der goldbraunen Haut in der Sonne spielten und die Rufe, die sie tauschten oder an ihre Tiere richteten, aus irgend einem Grund de bezaubernd klangen. An einer wie ein Bergsee die Ufer spielenden Bucht, die weit ins Land trat, war Tanz von Mädchen. Eine, von deren zum Knoten hochgenommenem Nackenhaar besonderer Liebreiz ausging, saß, die Füße in einer Bodenvertiefung und blies auf einer Hirtenflöte, die Augen über ihr Fingerspiel hinweg gerichtet auf die Gefährtinnen, die, lang und weitgewandert, einzeln, die Arme lächelnd ausgebreitet, und zu Paaren, die Schläfen lieblich aneinander gelehnt, im Tanze schritten, während im Rücken der Flötenden, der weiß und lang und zart und seitlich gerundet war, infolge der Stellung der Arme, andere Schwestern saßen oder umschlungen standen, zuschauend in ruhigem Gespräch. Weiterhin übte sich Jungmannschaft im Bogenschießen. Es war glücklich und freundschaftlich zu sehen, wie Ältere noch Ungeschickte, Lokige im Spannen der Sehne, im Anlegen unterwiesen, mit ihnen zielten und die vom Rückschlag Taumelnden lachend stützten, wenn der Pfeil schwirrend hinausging. Andere angelten. Sie lagen bäuchlings auf Uferfelsenplatten, mit einem Bein ne wippend, und hielten die Schnur ins Meer, den Kopf gegen mächtig plaudernd dem Nachbarn zugewandt, der, in schrägem Sitz den Körper reckend, seinen Köder recht weit hinauswarf. Wieder andere waren beschäftigt, ein hochbordiges Boot mit Mast und Segelstange unter Zerrn, Schieben und Stemmen ins Meer zu fördern. Kinder spielten und jauchzten zwischen den Wellenbrechern. Ein junges Weib, lang hingestreckt, hinterüber blickend, zog mit der einen Hand das blumige Gewand zwischen den Brüsten hoch, indem sie mit der anderen verlangend in die Luft nach einer Frucht mit Blättern griff, die

der Schmalhüftige, zu ihren Häupten aufrecht, ihr mit gestrecktem Arme spielend vorenthielt. Man lehnte in Felsenischen, man zögerte am Rande des Bades, indem man kreuzweise mit den Händen die eigenen Schultern hielt und mit der Zehenspitze die Kühle des Wassers prüfte. Paare ergingen sich das Ufer entlang, und am Ohr des Mädchens war dessen Mund, der sie vertraulich führte. Langzotige Ziegen sprangen von Platte zu Platte, überwacht von einem jungen Hirten, der, eine Hand in der Hüfte, mit der andern auf seinen langen Stab gestützt, einen kleinen Hut mit hinten aufgeschlagener Krempe auf braunen Locken, am erhöhten Orte stand.

»Das ist ja reizend!« dachte Hans Castorp von ganzem Herzen. »Das ist ja überaus erfreulich und gewinnend! Wie hübsch, gesund und klug und glücklich sie sind! Ja, nicht nur wohlgestalt – auch klug und liebenswürdig von innen heraus. Das ist es, was mich so rührt und ganz verliebt macht: der Geist und Sinn, so möcht' ich sagen, der ihrem Wesen zugrunde liegt, in dem sie miteinander sind und leben!« Er meinte damit die große Freundlichkeit und gleichmäßig verteilte höfliche Rücksicht, mit der die Sonnenleute verkehrten: eine leichte und unter Lächeln verborgene Ehrerbietung, die sie einander, unmerklich fast und doch kraft einer deutlich durch alle waltenden Sinnesbindung und eingefleischten Idee, auf Schritt und Tritt erwiesen; eine Würde und Strenge sogar, doch ganz ins Heitere gelöst und einzig als ein unaussprechlicher geistiger Einfluß undüsteren Ernstes, verständiger Frömmigkeit ihr Tun und Lassen bestimmend – wenn auch nicht ohne alles Zeremoniell. Denn dort auf einem runden, bemoosten Steine saß in braunem Kleide, das von der einen Schulter gelöst war, eine junge Mutter und stillte ihr Kind. Und jeder, der vorbei kam, grüßte sie auf eine besondere Art, in welcher sich alles versammelte, was in dem allgemeinen Verhalten der Menschen sich so ausdrucksvoll verschwie: die Jünglinge, indem sie, sich

gegen die Mütterliche wendend, leicht, rasch und formell die Arme über der Brust kreuzten und lächelnd den Kopf neigten, die Mädchen durch das nicht allzu genaue Andeuten einer Kniebeugung, ähnlich dem Kirchenbesucher, der im Vorübergehn vorm Hochaltar sich leichthin erniedrigt. Doch nickten sie mehrmals lebhaft, lustig und herzlich ihr mit dem Kopfe dabei zu, – und diese Mischung von förmlicher Devotion und heiterer Freundschaft, dazu die langsame Milde, mit der die Mutter von ihrem Würmchen, dem sie das Trinken mit in die Brust gedrücktem Zeigefinger bequem machte, aufblickte und den Reverenz Erweisenden mit einem Lächeln dankte, durchdrang Hans Castorp gänzlich mit Entzücken. Er wurde des Schauens nicht satt und fragte sich dennoch beklommen, ob ihm das Schauen denn auch erlaubt sei, ob das Belauschen dieses sonnig-gesiterten Glückes ihn, den Unzugehörigen, der sich unedel und häßlich und plump gestieft vorkam, nicht höchlichst strafbar mache.

Es schien unbedenklich. Ein schöner Knabe, dessen volles, seitlich über den Kopf gelegtes Haar vorn über der Stirn vorstand und in die Schläfe fiel, hielt sich, gerade unter seinem Sitz, mit auf der Brust verschränkten Armen von den Genossen abseits – nicht traurig oder trotzig, sondern eben nur gelassen abseits. Und dieser sah ihn, wandte den Blick zu ihm hinauf, und seine Augen gingen zwischen dem Späher und den Bildern des Strandes, sein Lauschen belauschend, hin und her. Plötzlich aber blickte er über ihn hinaus, sah hinter ihn ins Weite, und augenblicklich verschwand aus seinem schönen, streng geschnittenen, halbkindlichen Gesicht das allen gemeinsame Lächeln höflich geschwisterlicher Rücksicht – ja, ohne daß seine Brauen sich verfinstert hätten, erstand in seiner Miene ein Ernst, ganz wie aus Stein, ausdruckslos, unergründlich, eine Todesverschlossenheit, vor der den kaum beruhigten Hans Castorp der blasse Schrecken ankam, nicht ohne eine Beirat von unbestimmter Ahnung ihres Sinnes.

Auch er sah rückwärts ... Mächtige Säulen, ohne Sockel, aus zylindrischen Blöcken getürmt, in deren Fugen Moos sproßte, ragten hinter ihm – die Säulen eines Tempeltors, auf dessen in der Mitte offenem Stufenunterbau er saß. Schweren Herzens stand er auf, stieg seitlich die Stufen hinab und ging in den tiefen Torweg hinein, hindurch, auf einer mit Fliesen belegten Straße fort, die ihn alsbald vor neue Propyläen führte. Er durchschritt auch sie, und nun lag vor ihm der Tempel, massig, graugrünlich verwittert anzusehen, mit steilem Treppensockel und breiter Stirn, die auf den Kapitalen solcher gewaltiger und fast gedrungener, nach oben sich verjüngender Säulen lag, aus deren Gefüge manchmal ein gekehlter Rundblock, verschoben, seitlich austrat. Mit Mühe, auch unter Gebrauch der Hände und seufzend, denn immer beengter wurde es ihm ums Herz, erkletterte Hans Castorp die hohen Stufen und gewann den Hallenwald der Säulen. Der war sehr tief, er ging darin umher wie zwischen den Stämmen des Buchenwaldes am blassen Meer, indem er absichtlich die Mitte vermied und auszuweichen suchte. Doch schweifte er wieder zu ihr zurück und fand sich, wo die Säulenreihen auseinander traten, vor einer Statuengruppe, zwei steinernen Frauenfiguren auf einem Sockel, Mutter und Tochter, wie es schien: die eine, sitzend, älter, würdiger, recht milde und göttlich, doch mit klagenden Brauen über den sternlos leeren Augen, in faltenreicher Tunika und Oberkleid, den gewellten Matronenscheitel mit einem Schleier bedeckt; die andere, stehend, von jener mütterlich umschlungen, mit rundem Jungfrauengesicht, Arme und Hände in die Falten ihres Übergewandes geschlungen und darin verborgen.

In der Betrachtung des Standbildes wurde Hans Castorps Herz aus dunklen Gründen noch schwerer, angst- und ahnungsvoller. Er getraute sich kaum und war doch genötigt, die Gestalten zu umgehen und hinter ihnen die nächste doppelte Säulenreihe zurückzulegen: Da stand ihm die metallene Tür

der Tempelkammer offen, und die Knie wollten dem Armen brechen vor dem, was er mit Starren erblickte. Zwei graue Weiber, halbnackt, zottelhaarig, mit hängenden Hexenbrüsten und fingerlangen Zitzen, hantierten dort drinnen zwischen flackernden Feuerpfannen aufs gräßlichste. Über einem Becken zerrissen sie ein kleines Kind, zerrissen es in wilder Stille mit den Händen – Hans Castorp sah zartes blondes Haar mit Blut verschmiert – und verschlangen die Stücke, daß die spröden Knöchlein ihnen im Maule knackten und das Blut von ihren wüsten Lippen troff. Grausende Eiseskälte hielt Hans Castorp in Bann. Er wollte die Hände vor die Augen schlagen und konnte nicht. Er wollte fliehen und konnte nicht. Da hatten sie ihn schon gesehen bei ihrem greulichen Geschäft, sie schüttelten die blutigen Fäuste nach ihm und schimpften stimmlos, aber mit letzter Gemeinheit, unflätig, und zwar im Volksdialekt von Hans Castorps Heimat. Es wurde ihm so übel, so übel wie noch nie. Verzweifelt wollte er sich von der Stelle reißen – und so, wie er dabei an der Säule in seinem Rücken seitlich hingestürzt, so fand er sich, das scheußliche Flüsterkeifen noch im Ohr, von kaltem Grausen noch ganz umklammert an seinem Schuppen im Schnee, auf einem Arme liegend, mit angelehntem Kopf, die Beine mit den Ski-Hölzern von sich gestreckt.

Es war jedoch kein rechtes und eigentliches Erwachen; er blinzelte nur, erleichtert, die Greuelweiber los zu sein, doch war es ihm sonst wenig deutlich, noch auch sehr wichtig, ob er an einer Tempelsäule liege oder an einem Schober, und er träumte gewissermaßen fort, – nicht mehr in Bildern, sondern gedankenweise, aber darum nicht weniger gewagt und kraus.

»Dacht ich's doch, daß das geträumt war«, faselte er in sich hinein. »Ganz reizend und fürchterlich geträumt. Ich wußte es im Grunde die ganze Zeit, und alles hab ich mir selbst gemacht, – den Laubpark und die liebe Feuchtigkeit und dann das Wei-

tere, Schönes wie Scheußliches, ich wußte es beinahe im voraus. Wie kann man aber so was wissen und sich machen, sich so beglücken und ängstigen? Woher hab ich den schönen Inselgolf und dann den Tempelbezirk, wohin die Augen des einen Angenehmen, der für sich stand, mich wiesen? Man träumt, nicht nur aus eigener Seele, möchte ich sagen, man träumt anonym und gemeinsam, wenn auch auf eigene Art. Die große Seele, von der du nur ein Teilchen, träumt wohl mal durch dich, auf deine Art, von Dingen, die sie heimlich immer träumt, – von ihrer Jugend, ihrer Hoffnung, ihrem Glück und Frieden ... und ihrem Blutmahl. Da liege ich an meiner Säule und habe im Leibe noch die wirklichen Reste meines Traums, das eisige Grauen vor dem Blutmahl und auch die Herzensfreude noch von vorher, die Freude an dem Glück und an der frommen Gesittung der weißen Menschheit. Es kommt mir zu, behaupte ich, ich habe verbrieft Rechte, hier zu liegen und dergleichen zu träumen. Ich habe viel erfahren bei Denen hier oben von Durchgängerei und Vernunft. Ich bin mit Naphta und Settembrini im hochgefährlichen Gebirge umgekommen. Ich weiß alles vom Menschen. Ich habe sein Fleisch und Blut erkannt, ich habe der kranken Clawdia Pribislav Hippos Bleistift zurückgegeben. Wer aber den Körper, das Leben erkennt, erkennt den Tod. Nur ist das nicht das Ganze, – ein Anfang vielmehr lediglich, wenn man es pädagogisch nimmt. Man muß die andere Hälfte dazu halten, das Gegenteil. Denn alles Interesse für Tod und Krankheit ist nichts als eine Art von Ausdruck für das am Leben, wie ja die humanistische Fakultät der Medizin beweist, die immer so höflich auf lateinisch zum Leben und seiner Krankheit redet und nur eine Abschattung ist des einen großen und dringlichsten Anliegens, das ich mir nun mit aller Sympathie bei seinem Namen nenne: Es ist das Sorgenkind des Lebens, es ist der Mensch und ist sein Stand und Staat ... Ich verstehe mich nicht wenig auf ihn, habe viel gelernt bei Denen

hier oben, bin hoch vom Flachlande hinaufgetrieben, so daß mir Armem fast der Atem ausging; doch hab ich nun vom Fuße meiner Säule einen nicht schlechten Überblick ... Mir träumte vom Stande des Menschen und seiner höflich-verständigen und ehrerbietigen Gemeinschaft, hinter der im Tempel das gräßliche Blutmahl sich abspielt. Waren sie so höflich und reizend zueinander, die Sonnenleute, im stillen Hinblick auf eben dies Gräßliche? Das wäre eine feine und recht galante Folgerung, die sie da zögen! Ich will es mit ihnen halten in meiner Seele und nicht mit Naphta – übrigens auch nicht mit Settembrini, sie sind beide Schwätzer. Der eine ist wollüstig und boshaft, und der andere bläst immer nur auf dem Vernunfthörnchen und bildet sich ein, sogar die Tollen ernütern zu können, das ist ja abgeschmackt. Es ist Philisterei und bloße Ethik, irreligiös, so viel ist ausgemacht. Doch will ich's auch mit des kleinen Naphta Teil nicht halten, mit seiner Religion, die nur ein guazzabuglio von Gott und Teufel, Gut und Böse ist, eben recht, damit das Einzelwesen sich kopfüber hineinstürze, zwecks mystischen Unterganges im Allgemeinen. Die beiden Pädagogen! Ihr Streit und ihre Gegensätze sind selber nur ein guazzabuglio und ein verworrender Schlachtenlärm, wovon sich niemand betäuben läßt, der nur ein bißchen frei im Kopfe ist und fromm im Herzen. Mit ihrer aristokratischen Frage! Mit ihrer Vornehmheit! Tod oder Leben – Krankheit, Gesundheit – Geist und Natur. Sind das wohl Widersprüche? Ich frage: sind das Fragen? Nein, es sind keine Fragen, und auch die Frage nach ihrer Vornehmheit ist keine. Die Durchgängerei des Todes ist im Leben, es wäre nicht Leben ohne sie, und in der Mitte ist des homo Dei Stand – inmitten zwischen Durchgängerei und Vernunft – wie auch sein Staat ist zwischen mystischer Gemeinschaft und windigem Einzeltum. Das sehe ich von meiner Säule aus. In diesem Stande soll er fein galant und freundlich ehrerbietig mit sich selber verkehren, –

denn er allein ist vornehm, und nicht die Gegensätze. Der Mensch ist Herr der Gegensätze, sie sind durch ihn, und also ist er vornehmer als sie. Vornehmer als der Tod, zu vornehm für diesen, – das ist die Freiheit seines Kopfes. Vornehmer als das Leben, zu vornehm für dieses, – das ist die Frömmigkeit in seinem Herzen. Da habe ich einen Reim gemacht, ein Traumbericht vom Menschen. Ich will dran denken. Ich will gut sein. Ich will dem Tode keine Herrschaft einräumen über meine Gedanken! Denn darin besteht die Güte und Menschenliebe, und in nichts anderem. Der Tod ist eine große Macht. Man nimmt den Hut ab und wiegt sich vorwärts auf Zehenspitzen in seiner Nähe. Er trägt die Würdenkrause des Gewesenen, und selber kleidet man sich streng und schwarz zu seinen Ehren. Vernunft steht albern vor ihm da, denn sie ist nichts als Tugend, er aber Freiheit, Durchgängerei, Uniform und Lust. Lust, sagt mein Traum, nicht Liebe. Tod und Liebe, – das ist ein schlechter Reim, ein abgeschmackter, ein falscher Reim! Die Liebe steht dem Tode entgegen, nur sie, nicht die Vernunft, ist stärker als er. Nur sie, nicht die Vernunft, gibt gütige Gedanken. Auch Form ist nur aus Liebe und Güte: Form und Gesittung verständig-freundlicher Gemeinschaft und schönen Menschenstaats – in stillem Hinblick auf das Blutmahl. Oh, so ist es deutlich geträumt und gut regiert! Ich will dran denken. Ich will dem Tode Treue halten in meinem Herzen, doch mich hell erinnern, daß Treue zum Tode und Gewesenen nur Bosheit und finstere Wollust und Menschenfeindschaft ist, bestimmt sie unser Denken und Regieren. Der Mensch soll um der Güte und Liebe willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken. Und damit wach ich auf ... Denn damit hab ich zu Ende geträumt und recht zum Ziele. Schon längst hab ich nach diesem Wort gesucht: am Orte, wo Hippe mir erschien, in meiner Loge und überall. Ins Schneegebirge hat mich das Suchen dann auch getrieben. Nun habe ich es. Mein Traum hat es mir

deutlichst eingegeben, daß ich's für immer weiß. Ja, ich bin hoch entzückt und ganz erwärmt davon. Mein Herz schlägt stark und weiß warum. Es schlägt nicht bloß aus körperlichen Gründen, nicht so, wie einer Leiche noch die Nägel wachsen; menschlicher Weise schlägt es und recht von glücklichen Gemütes wegen. Das ist ein Trank, mein Traumwort, – besser als Portwein und Ale, es strömt mir durch die Adern wie Lieb' und Leben, daß ich mich aus meinem Schlaf und Traume reiße, von denen ich natürlich sehr wohl weiß, daß sie meinem jungen Leben im höchsten Grade gefährlich sind ... Auf, auf! Die Augen auf! Es sind deine Glieder, die Beine da im Schnee! Zusammenzieh und auf! Sieh da, – gut Wetter!«

Sie hielt gewaltig schwer, die Befreiung aus den Banden, die ihn umstrickten und niederhalten wollten; allein der Antrieb, den er sich zu schaffen gewußt, war stärker. Hans Castorp warf sich auf den Ellenbogen, zog mannhaft die Knie an, riß, stützte und turnte sich empor. Er stampfte mit den Brettern den Schnee, schlug sich die Arme um die Rippen und schüttelte die Schultern, indem er erregte und angestrengte Blicke dahin und dorthin und hinauf zum Himmel sandte, wo blasses Blau sich zwischen schleierdünnen, graublauen Wolken zeigte, die sachte zogen und die schmale Sichel des Mondes enthüllten. Leichte Dämmerung. Kein Sturm, kein Schneefall. Die Bergwand drüben mit dem tannenrauhem Rücken war voll und klar zu sehen, lag in Frieden. Schatten reichte bis halb hinauf; die obere Hälfte war aufs zarteste rosa belichtet. Was gab es denn, und wie verhielt es sich mit der Welt? War Morgen? Und hatte er die Nacht hindurch im Schnee gelegen, ohne zu erfrieren, wie es im Buche stand? Kein Glied war abgestorben, keines zerbrach ihm klirrend, während er stampfte, sich schüttelte und schlug, worin er nicht säumig war, indem er zu gleicher Zeit die Sachlage gedanklich zu ergründen suchte. Ohren, Fingerspitzen und Zehen waren wohl taub, allein nicht mehr, als schon so oft beim

nächtlich-winterlichen Liegen in der Loge. Es gelang, die Uhr hervorzugrablen. Sie ging. Sie war nicht stehen geblieben, wie sie zu tun pflegte, wenn er sie abends aufzuziehen vergaß. Sie zeigte noch nicht Fünf – bei weitem nicht. Es fehlten zwölf, dreizehn Minuten daran. Erstaunlich! Konnte es denn sein, daß er nur zehn Minuten oder etwas länger hier im Schnee gelegen und so vieles an Glücks- und Schreckensbildern und waghalsigen Gedanken sich vorgefabelt hatte, indessen das hexagonale Unwesen sich so schnell verzog, wie es gekommen? Dann hatte er anerkennenswertes Glück gehabt, unter dem Gesichtspunkt des Heimkommens. Denn zweimal hatte sein Träumen und Fabeln eine Wendung genommen, daß er belebt emporgefahren war: einmal vor Grauen und das zweitemal vor Freude. Es schien, das Leben hatte es gut gemeint mit seinem hochverirren Sorgenkinde ...

Mochte dem nun aber wie immer sein und mochte er Morgen um sich haben oder Nachmittag (ganz ohne Zweifel war es noch immer frühabendlicher Nachmittag): auf jeden Fall lag nichts in den Umständen oder in seinem persönlichen Zustande, was ihn gehindert hätte, nach Hause zu laufen, und das tat denn Hans Castorp, – großzügig, sozusagen in der Luftlinie, fuhr er zu Tal, wo, als er eintraf, schon Lichter brannten, obgleich die Reste von schneebewahrtrem Tageslicht ihm unterwegs vollauf genügt hatten. Den Brehmenbühl, am Rande des Mattenwaldes, kam er herunter und war halb sechs in »Dorf«, wo er sein Sportgerät beim Krämer unterstellte, in Herrn Settembrinis Speicherklausen Rast machte und ihm Bericht gab, wie er sich nun auch einmal vom Schneesturm habe betreffen lassen. Der Humanist war höflich erschrocken. Er warf die Hand über den Kopf, schalt weidlich über solchen gefährlichen Leichtsinns und entflammte stehenden Fußes die puffende Spiritusmaschine, dem recht Erschöpfen Kaffee zu machen, dessen Stärke nicht hinderte, daß Hans Castorp noch bei ihm im Stuhle in Schlaf fiel.

Die hochzivilisierte Atmosphäre des »Berghofs« umschmeichelte ihn eine Stunde später. Beim Diner griff er gewaltig zu. Was er geträumt, war im Verbleichen begriffen. Was er gedacht, verstand er schon diesen Abend nicht mehr so recht.

Als Soldat und brav

Immer hatte Hans Castorp kurze Nachrichten von seinem Vetter, erst gute, übermütige, dann weniger günstige, endlich solche, die etwas recht Trauriges matt beschönigten. Die Reihe der Postkarten fing an mit der lustigen Meldung von Joachims Dienstantritt und von der schwärmerischen Zeremonie, bei der er, wie Hans Castorp auf seiner Antwortkarte sich ausdrückte, Armut, Keuschheit und Gehorsam gelobt hatte. Dann ging es heiter fort: die Etappen einer glatten, begünstigten Laufbahn, gegeben durch leidenschaftliche Liebe zur Sache und durch die Sympathie der Oberen, wurden grüßend und winkend bezeichnet. Da Joachim ein paar Semester studiert hatte, war er des Besuches der Kriegsschule überhoben, vom Fähnrichsdienst befreit. Neujahr wurde er zum Unteroffizier befördert und schickte eine Photographie, die ihn mit den Tressen zeigte. Das Entzücken an dem Geist der ehrenstraffen, eisern gefügten und dennoch verbissen-humoristisch dem Menschlichen nachgebenden Hierarchie, in die er eingefügt war, leuchtete aus jedem seiner knappen Rapporte. Er gab Anekdoten von dem romantisch-verzwickten Verhalten seines Feldwebels, eines bärtigen und fanatischen Soldaten, zu ihm, dem fehlbaren jungen Untergebenen, in dem er jedoch den geweihten Vorgesetzten von morgen sah, welcher tatsächlich schon im Offizierskasino verkehrte. Es war drollig und wild. Dann war von der Zulassung zur Offiziersprüfung die Rede. Anfang April war Joachim Leutnant.

Augenscheinlich gab es keinen glücklicheren Menschen,

Rausch um 2000